This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07494878 1

Gotthold Ephraim Lessings

sämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Gotthold Ephraim Lessings

sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Dritter Band.

Berlin,
in der Voß'schen Buchhandlung.
1838.

Gotthold Ephraim Leſſings

ſämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Ausgabe.

Dritter Band.

Berlin,
in der Voß'ſchen Buchhandlung.
1838.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Inhalt.

Seite

Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. 1750.

Von dem Leben, und den Werken des M. A. Plautus. . . . 1

Die Gefangnen des Plautus. 28

Critik über die Gefangnen des Plautus 77

Sam. Werenfels Rede zu Vertheidigung der Schauspiele . . 122

Beschluß der Critik über die Gefangnen des Plautus 127

Aus der Berlinischen privilegirten Zeitung vom J. 1751. 140

Albertinus Historie der Gelahrheit, 1. Th. Die Weiberstipendien, Der Faule und die Vormünder, Lustsp. Geschichte der Böhmischen Prinzeßinnen. Arnaud, La Mort du Maréchal Comte de Saxe. 143

Claville von dem wahren Verdienste. Sinngedichte. Hofmann, Dritte Anzeige derer Herrenhuthischen Grund-Irrthümer. 146

C. F. Boerneri Institutiones Theologiae symbolicae. Gottscheds Gedichte. Rambach, Sammlung auserlesener Abhandlungen ausländischer Gottesgelehrten. Chaufepié, Nouveau Dictionaire historique & critique, T. I. II. Le Cosmopolite. 154

G. H. Kanz, Kurtzer Begrif des biblisch-chronologischen Systems von 6000 Jahren. Simonetti, Sammlung vermischter Beiträge ꝛc. 157

Gellerts Briefe. Briefe der Ninon von Lenclos. 160

Schauplatz der Natur. Holbergs moralische Fabeln. 162

Vermischte Abhandlungen und Anmerkungen ꝛc. Lieder. 3. . . . 165

Jöchers allgemeines Gelehrten-Lexicon, 3. Th. Belustigungen auf dem Lande ꝛc. J. M. von Loen moralische Gedichte. . . 168

Das Lob der noch lebenden unbekannten Schriftsteller in Westphalen. 169

Bruckers erste Anfangsgründe der philosophischen Geschichte. 170

C. N. Naumanns Empfindungen für die Tugend in satyrischen Gedichten. F. S. Bocks erbauliche Reden. Lilienthals gute Sache der Offenbarung, 2. Th. Fenelons Kunst glücklich zu regieren. 174

Falschheit der neuen Propheten. Le Cousin de Mahomet. 175

Hagedorns Horaz. Oden, Lieder und Erzehlungen. 177

Des Kiefers G. B. Schwarzens Reise in Ostindien. 179

Guevara, das vergnügte Land- und beschwerliche Hofleben. 180

Dieu meriteroit-il bien &c. Commentarii Altonani. 182

K. B. Schuberts Lehrgedichte. Le Bramine inspiré. 183

Der Dänische Avanturier. Consbruchs Versuche in Westphälischen Gedichten. Amusemens d'un Prisonnier. Les Caracteres, par Mad. de P** Schauberts Anweisung zur regelmäßigen Abfassung teutscher Briefe. Heumanns Erklärung des neuen Testaments, 3. Th. Le prince les delices des coeurs. 189

Lessings Kleinigkeiten. Klopstocks Ode an Gott. Arch. Bowers Historie der römischen Päbste, von Rambach, 1. Th. Duclos, Memoires pour servir à l'histoire des moeurs du XVIII. Siecle. 193

J. T. Haupt, Gründe der Vernunft für die heil. Dreyeinigkeit. . . 194

Seite

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes. 1751.

Monat April 195
Monat May 208
Monat Junius 222
Monat September 236
Monat October 238
Monat December 250

Joh. Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften. 1752.

Vorrede des Uebersetzers 256

Des Abts von Marigny Geschichte der Araber. I Theil. 1753.

Vorrede des Uebersetzers 260

Schriften. Erster und zweyter Theil. 1753.

Vorrede 267

Briefe 272

Aus der Berlinischen Zeitung von den Jahren 1752 und 1753. 375

Erzehlungen des Cervantes. Voltaire, Amalie ou le Duc de Fois. 376
Crebillons Idomeneus. Maffuet, Elemens de la Philosophie moderne. L'Esprit des Nations. L'ecole de l'homme. 380
Hollanders Bibliothek für unstudierte Religionsliebhaber. 381
Ueber Mylius Reise. Simonetti, gründliche Bemühungen des vernünftigen Menschen. Utz, Sieg des Liebesgottes. Die doppelte Narrenkappe. Muzelius Abhandlungen zum Behuf der schönen Wissenschaften und der Religion. Klagen oder Nachtgedanken. 386
Marignys Geschichte der Araber. Drey Gebete, eines Freygeistes ꝛc. 388
Mylius Abreise. Drey Gebete eines Anti-Klopstockianers ꝛc. 389
Erzaehlungen. Lausons Gedichte nach Königsbergischem Geschmacke. 390
Professor Johann Christoph. Staats und Liebesgeschichte der Prinzeßin Numerane. Irene, ein Trauerspiel von Bernhold. 392
Fr. Engels Versuch einer Theorie von dem Menschen und dessen Erziehung. Cenie und Cato von L. A. V. Gottschedinn. 393
Neue Erweiterungen, 1. Stück. Marignys Geschichte der Araber. 394
Le soldat parvenu. Voltaires Fässer von R. Rohde. 396
P. R. le Boffu Abhandlung vom Heldengedichte. Aristoteles Dichtkunst von Curtius. Neue Erweiterungen, 6. Stück. 399
Widekinds ausführliches Verzeichnis von neuen Büchern. 400
Leßings Schriften, 1. u. 2. Th.. Beryber, Le Papillon qui mord. 402
d'Arnaud, Elvire. *Wielands Briefe von Verstorbenen.* 403
S. G. Langens Schreiben. Satyrische und moralische Neujahrswünsche. 404

Ein Vade mecum für den Hrn. Sam. Gotth. Lange. 1754. 405

Beyträge
zur
Historie und Aufnahme des Theaters.
1750.

Abhandlung
von dem Leben, und den Werken des Marcus Accius Plautus.

Wir sind Willens, dem Leser in der Folge einige Lustspiele des Plautus übersetzt vorzulegen. Wir haben uns schon in der Vorrede erklärt, wie und warum wir dieses thun wollen. Es wird also nicht unbillig seyn, wenn wir vorher das nöthige sammeln, was uns den Verfasser und seine Arbeit näher kennen lehrt.

Von dem Plautus a) selbst finden wir wenige Nachricht. Alles was wir von seinen Lebensumständen wissen, beruhet auf einigen Stellen des Cicero, Gellius, Festus, Servius, und Hieronymus. Horaz, Plinius der jüngere, Quintilian, Macrobius und andre gedenken zwar auch sein, allein alles was sie uns

a) Man hat schon einige Lebensbeschreibungen von dem Plautus. Derjenigen nicht zu gedenken, die man theils vor einigen Ausgaben und Uebersetzungen seiner Werke, theils in unterschiedenen Nachrichten von den lateinischen Schriftstellern findet, so hat Casp. Sagittarius ein besonderes Buch de Vita, scriptis, editionibus, interpretibus, lectione atque imitatione Plauti, Terentii, et Ciceronis, Altorfii, 1672, in 8. herausgegeben. Ich würde mir vielleicht viel Mühe haben ersparen können, wenn ich es zu bekommen gewußt hätte.

von ihm sagen, sind Lobeserhebungen oder Beurtheilungen. Marcus Accius [b]) Plautus soll in Sarsina [c]), einer Stadt in Umbrien, gebohren seyn. Seine Aeltern und die Zeit seiner Geburt sind gleich unbekannt. Man glaubt gemeiniglich, daß seine Vorfahren Leute von sehr geringem Stande, ja gar Sklaven sollen gewesen seyn. Pareus beruft sich deshalb auf eine Stelle bey dem Minutius Felix, wo Plautinae prosapiae homo, einen Menschen von der allerniedrigsten Herkunft anzeige. Ich weis nicht, ob dieses Beweis genug ist. Wenn man übrigens von der Geschicklichkeit und dem feinen Witze eines Menschen auf seine gute Erziehung und von dieser auf seine Aeltern einigermaßen schließen kann, so möchte die Vermuthung von des Plautus geringer Herkunft am ersten wegfallen. Wenigstens könnte man nicht ohne Grund glauben, daß er unter gesitteten und artigen Leuten müsse seyn auferzogen worden. Vielleicht ist er zeitig nach Rom gekommen, vielleicht hat er eben das Glück gehabt, welches Terentius hatte, daß er mit den größten Leuten seiner Zeit umzugehen Gelegenheit fand. Doch das sind Vermuthungen, die keinen gewissern Grund als die gegenseitigen haben. Das Glück mag einen großen Geist aus einem Stande entspringen lassen, aus welchem es will, er wird sich allezeit hervordringen und zur Bewunderung der Welt werden. Der Ruhm des Plautus wird nur noch größer, wenn er auch selbst in seinen ersten Jahren ein Sklave gewesen wäre. Man bewundert den Epictet; und ich sollte fast meynen, daß es schwerer sey in der Sklaverey ein Poete als ein Philosoph zu werden. Das Unglück giebt oft die beste Anleitung zur Weltweisheit, allein ob es zum Dichten gleich nützlich sey, daran kann

b) Einige schreiben ihn auch Attius.

c) Man schreibt sie auch Sarcina und Saßina. Janus Parrhasius nennt sie gar Farsina, aus welchem Grunde, weis ich nicht. Sie führt noch bis itzo diesen Namen, und liegt an dem apenninischen Gebirge an dem Flusse Sapis, in der heutigen Provinz Romagna, 24 Meilen westwärts von Rimini. Sie ist ein bischöflicher Sitz, und gehöret unter den Erzbischof von Ravenna. Limiers in der Lebensbeschreibung des Plautus, die er seiner Uebersetzung vorgesetzt hat, meynt also fälschlich, daß man Sarcina heutiges Tages nicht mehr fände.

man um so viel mehr zweifeln, je mehr man Beyspiele von Dichtern anführen könnte, welche Armuth und Niedrigkeit entkräftet und zu Boden geschlagen hat. So viel ist gewiß, Plautus muß sehr zeitig Comödien zu schreiben angefangen haben, wenn alle, die man für seine Arbeit ausgegeben hat, wirklich von ihm sind. Im Anfange muß er mit seiner Arbeit glücklich gewesen seyn. Er hatte nämlich, wie uns Gellius berichtet, damit so viel gewonnen, daß er eine Handlung anfangen konnte [d]). Vielleicht, daß er seine Stücke an die Aediles verkaufte, vielleicht, wann diese Einrichtung, damals, noch nicht war, daß er sie selbst auf seine Unkosten aufführen ließ, und den Nutzen davon zog. Aus den Worten des Gellius kann man nichts gewisses schließen. Das erste ist zwar wahrscheinlicher, weil aus einigen Stellen in seinen Lustspielen klar ist [e]), daß die Aediles schon damals die Aufsicht über die Schauspiele gehabt haben. Dem sey wie ihm wolle. Plautus war aus einem comischen Dichter ein Handelsmann geworden. Er suchte sich vielleicht dadurch in solche Glücksumstände zu versetzen, worinn er seiner Neigung mit mehr Bequemlichkeit genugthun könne. Allein seine Hoffnung schlug ihm fehl. Er verlohr durch seinen Handel alles, was er sich so rühmlich verdient hatte, und kam in größter Armuth wieder nach Rom zurück. Hier nun nahm er seine erstern Bemühungen wieder vor. Allein ein Lustspiel ist nicht gleich gemacht, und ohne Zweifel fand er auch nicht gleich Gelegenheit es unterzubringen. Die Noth zwang ihn also, sich zu einem Becker zu vermiethen, bey dem er die Handmühlen [f]) drehte.

d) Gellius im 3 Hauptst. des 3 Buchs seiner attischen Nächte: *Saturionem* et *Addictum*, et tertiam quandam, cujus nunc mihi nomen non suppetit, in pistrino Plautum scripsisse Varro et plerique alii memoriae tradiderunt, cum pecunia omni, quam in operis artificum scenicorum pepererat, in mercationibus perdita, inops Romam rediisset, et ob quaerendum victum ad circumagendas molas, quae trusatiles appellantur, operam pistori locasset. Sicut de Naevio quoque accepimus, Fabulas eum in carcere duas scripsisse, Hariolum et Leontem.

e) Siehe den Vorredner des Amphitruo, v. 72.

f) Diese Handmühlen hießen bey den Römern Trusatiles sc. molae. Von dem alten Zeitworte Trusari, dem Frequentativo von trudi. Bey den Griechen heißen sie χειρομυλα.

Gewiß eine niedrige Beſchäfftigung für einen Dichter [g]). Allein die Schande fällt nicht auf ihn, ſondern auf die undankbaren und unempfindlichen Römer. Ungeacht dieſer knechtiſchen und faſt viehiſchen Arbeit, behielt Plautus noch immer einen genugſam aufgeräumten und muntern Geiſt, ſeine komiſchen Werke fortzuſetzen. Er machte die Zeit über, da er ſich in der Mühle aufhielt, drey Luſtſpiele; zwey davon nennt uns Gellius, *Saturio* und *Addictus*. Er beruft ſich auf das Zeugniß des Varro, diligentiſſimi inveſtigatoris antiquitatis, wie ihn Cicero nennt. Die Stücke ſelbſt ſind verlohren gegangen, auch von ihrem Inhalte weis man nichts zu ſagen, und aus den Benennungen läßt ſich wenig oder gar nichts ſchließen [h]). Aus dem Addictus führt der ungenannte Ausleger des Virgils über das 1 Buch Georg. eine Zeile an:

Opus facere nimio quam dormire mavolo: veternum metuo.

Ohne Zweifel hat der gute Plautus damals auch, wann er vom Drehen ermüdet war, zur Erquickung lieber an ſeinen Luſtſpielen arbeiten, als ſchlafen wollen. Aus dem Saturio aber hat uns Feſtus unterſchiedene Stellen aufbehalten. Man findet in der Nachricht des Gellius und des Hieronymus [i]), die ſie

g) Athenäus erzählt ein gleiches von den Weltweiſen Aſklepiades und Menedemus. Sonſt iſt auch aus dem Laertius bekannt, daß der ſtoiſche Weltweiſe Cleanthes des Nachts Waſſer, zur Begießung der Pflanzen, gepumpt, und damit ſeinen Unterhalt geſucht hat.

h) Herr Limiers überſetzt Addictus durch le Valet obeiſſant. Ich kann nicht begreiffen, wie die wahre Bedeutung des Worts Addictus einem Ueberſetzer des Plautus hat unbekannt ſeyn können. Ich will nicht leugnen, daß es nicht dann und wann ergeben, gehorſam heiße, Plautus aber braucht es in einem ganz andern Verſtande. Addicti wurden nämlich diejenigen genennt, die ihre Schuldner nicht befriedigen konnten, und ihnen deswegen von dem Richter als Knechte zugeſprochen wurden. Sie wurden auch nicht eher wieder frey, als bis ſie ihre Schulden bezahlt hatten. Man ſehe die Bacchid. im 5 Aufzuge im 2 Auftritt v. 87. desgleichen im Rudens, Aufz. 3. Auft. 6. v. 53. Ohne Zweifel hat alſo Plautus in dieſem Stücke etwan einen Hurenwirth, der ſeinen Klägern von dem Prätor zum Sklaven übergeben wird, aufgeführt. Saturio iſt der Name eines Schmarotzers, dergleichen Plautus auch in der Perſa vorgeſtellet hat.

i) Hieronymus in der Chronike des Euſebius: Olymp. 145. Plautus ex Vmbria Sarſinas Romae moritur, qui propter annonae difficultatem ad

uns beyde von der Mühlarbeit des Plautus geben, einen kleinen anſcheinenden Widerſpruch. Gellius nämlich ſpricht, wie wir ſchon angeführet, daß ihn ſeine eigne Noth ſo weit gebracht habe; Hieronymus aber ſagt, daß er wegen damaliger Theurung hierzu hätte greifen müſſen. Allein ſie ſind leicht zu vergleichen. Es kan beydes wahr ſeyn. Plautus kam von ſeinem Handel arm wieder nach Rom, und zu allem Unglück war Theurung in Rom, ſo daß ihm ſeine Freunde, die er ohne Zweifel wird gehabt haben, nicht beyſpringen konnten. Es ſcheint, daß er von dieſem Zufalle einen beynahe ſchimpflichen Zunamen bekommen habe. In den drey Handſchriften, die C. Langius zuſammengehalten hat, hat er ihn allezeit M. A. Plautus Aſinius benennt gefunden. Joh. Meurſius glaubt, daß es ein Verſehen der Abſchreiber ſey, und daß es heißen müſſe Aſinus, weil alle diejenigen, die in den Mühlen gearbeitet, und mit den Eſeln beynahe gleiche Verrichtungen gehabt hätten, zur Verachtung, Aſini wären genennet worden. Allein ich glaube vielmehr, daß es überhaupt ein Zuſatz unbeſonnener Abſchreiber ſey, oder wenn ja Plautus auch bey ſeinen Lebzeiten dieſen Zunamen ſollte gehabt haben, daß ihn gewiß niemand, als der niedrigſte Pöbel, oder ſeine ärgſten Feinde, damit werden belegt haben. Wenn es ein Name geweſen wäre, den man ihm durchgängig gegeben hätte, ſo würde man ihn gewiß auch bey andern Schriftſtellern finden.

Durch die angeführten drey Luſtſpiele mochte ſich Plautus nun wohl wieder ſo viel verdienet haben, daß er die Mühle verlaſſen, und vor ſich leben konnte. Vielleicht hatte auch die Hungersnoth aufgehört. Er konnte nunmehro mehr Zeit auf ſeine Arbeit wenden, und ſeinem nachfolgenden Fleiße haben wir ohne Zweifel dasjenige zu danken, was uns von ihm übrig geblieben iſt. Wenn ich nicht dem ſpaniſchen Schriftſteller, deſſen Taubmann[k]) gedenket, gleich werden, und in Ermanglung

molas manuarias piſtori ſe locaverat. Ibi quoties ab opere vacaret, ſcribere fabulas et vendere ſolitus conſueverat.

k) Zum Schluſſe ſeiner Ausgabe vom Jahr 1605. Narro tibi, lector, cum extremas haſce pagellas typographiae adornarem, commodum mihi e Bibliotheca Lud. Perſonii JC. et Elect. Sax. Conſil. ac Prof. primarii, li-

gegründeter Nachrichten von dem Plautus, meine Erdichtungen oder Vermuthungen dem Leſer aufhängen will, ſo kann ich weiter nichts zur Lebensbeſchreibung unſers Dichters beyfügen, als ſeinen Tod. Plautus ſtarb in Rom. Die Zeit ſeines Todes haben uns Cicero und Hieronymus aufbehalten. Hieronymus ſagt in dem oben angeführten Orte, er ſey in der 145ten Olympiade geſtorben. Er läßt uns alſo die Wahl, ob wir es auf das erſte, andere, dritte oder vierte Jahr dieſer Olympiade ſetzen wollen. Cicero beſtimmt das Jahr genauer, und zwar, wie wir ſehen werden, mit einem ganz beträchtlichen Unterſchied [1]). Der Ort befindet ſich in dem 15ten Hauptſtücke ſeines Brutus, wo er von dem Cethegus, und ſeinem Zeitgenoſſen dem Näbius redet. Er ſagt uns, daß Näbius unter dem Bürgermeiſteramte des Cethegus und des P. Tuditanus, zur Zeit des zweyten puniſchen Krieges, als M. Cato Quäſtor war, geſtorben ſey. Er beſtimmt uns dieſe Zeit noch genauer, nämlich gleich 140 Jahr vor ſeinem Conſulate. Und zwanzig Jahr hernach, ſpricht er, als P. Claudius und L. Porcius Conſuls, und Cato Cenſor waren, ſtarb Plautus. Wenn wir alſo das

bellus ab amico offertur Nob. cujusdam Hiſpani, in quo ille, pag. 19. germ. edit. ut rem certam ponit, Plautum noſtrum in juventute variis fuiſſe moribus: ſectatum eſſe militiam: per maria circumvectum eſſe: piſtorem fuiſſe: mercaturam et imprimis olearium exercuiſſe: factum etiam veſtiarium et ſarcinatorem: tandemque in bonis litteris acquieviſſe. Sed niſi potior ab aevo priſco juvet auctoritas, qui credam iſta omnia Taubmannus?

– – Credat Judaeus Apelles, non ego.

Wo ich nicht irre, ſo iſt dieſer Spanier Antonius von Guevara. Denn ſo viel ich mich beſinne, glaube ich an einem Orte ſeiner Schriften ein gleiches geleſen zu haben.

1) Es lautet alſo: At hic Cethegus conſul cum P. Tuditano fuit bello punico ſecundo. Quaeſtorque his conſulibus M. Cato, modo plane annis 140. ante me conſulem, et id ipſum niſi unius eſſet Ennii teſtimonio cognitum, hunc vetuſtas, ut alios fortaſſe multos, oblivione obruiſſet. Illius autem aetatis qui ſermo fuerit, ex Naevianis ſcriptis intelligi poteſt. His enim Conſulibus, ut in veteribus commentariis ſcriptum eſt, Naevius eſt mortuus: quanquam Varro noſter, diligentiſſimus inveſtigator antiquitatis, putat in hoc erratum, vitamque Naevii producit longius. Nam Plautus P. Claudio L. Porcio, viginti annos poſt illos quos ante dixi conſules, mortuus eſt, Catone cenſore.

Jahr wissen, in welchem Cicero Consul war, so ist das Uebrige leicht auszurechnen. Dieses Jahr nun ist das 690ste nach Erbauung der Stadt Rom. In dem 550sten also starb Nävius, und 20 Jahr nachhero im Jahr 570 Plautus. Dieses nun ist das zweyte Jahr der 148sten Olympiade. Hieronymus läßt also den Plautus wenigstens zehn Jahr zu früh sterben. Wir wollen nicht untersuchen, woher dieser Unterscheid komme: so viel bleibt doch gewiß, daß sich Plautus zur Zeit des zweyten punischen Krieges, zu Lebzeiten des Cato, durch seinen komischen Geist beliebt gemacht hat. Rom hatte also damals zu einer Zeit zwey der größten Geister, die aber ihrer Gemüthsbeschaffenheit nach, einander sehr ungleich waren. Wer war ernsthafter, als Cato? Wer war scherzhafter, als Plautus?

Wenn wir einigen Auslegern des Plautus glauben wollen, so ist sein Körper noch weit drollichter gewesen, als sein Geist, und man könnte sagen, daß ihn die Natur recht darzu ausgekünstelt habe, seine ernsthaften Mitbürger zum Lachen zu bringen. Ein schwärzliches Gesicht, rothes Haar, ein hervorhangender Bauch, ein großer Kopf, ein Paar scharfe Augen, ein rother Mund; diese Stücke stelle man nach ihrer Lage auf ein Paar übermäßig große Beine mit dicken Waden, so möchte man ungefähr das Bild unsers Comödienschreibers haben. Allein woher weis man denn, daß er so ausgesehen hat? Ich muß doch meinen Lesern den schönen Grund mittheilen. Plautus soll sich selbst so unter der Gestalt des Pseudolus, in dem Lustspiele, das von diesem schlauen Betrüger den Namen hat, geschildert haben. Er läßt daselbst den Harpax eine Beschreibung von dem machen, dem er das Symbolum gegeben hatte, und zwar in diesen Worten: (siehe des 4 Aufz. VII Auft. v. 120.)

Rufus quidam, ventricosus, crassis suris, subniger,
Magno capite, acutis oculis, ore rubicundo, admodum
Magnis pedibus - -

Hier fällt ihm der alte Simo ins Wort:

Perdidisti, postquam dixisti pedes.
Pseudolus fuit ipsus.

Und dieses letztre, vermuthe ich, hat Gelegenheit gegeben, daß man diese Stelle auf die Gestalt des Plautus selbst angewendet

hat. Man behauptet nämlich, und dieſes zwar nicht ohne Grund, daß ſein eigentlicher Name Marcus Accius geweſen ſey, daß er aber von ſeinen platten Füßen den Zunamen [m]) Plautus bekommen habe. Weil nun hier das deutlichſte Kennzeichen des Pſeudolus gleichfalls die Beine ſind, ſo hat man ſichs gefallen laſſen, ſo wohl dieſes, als das vorhergehende, auf den Verfaſſer ſelbſt zu deuten. Ob gleich nach der gemeinen Meinung Plautus nicht große, ſondern platte Füße ſoll gehabt haben. Die Herren Kunſtrichter ſind überhaupt ſehr ſcharfſichtig. In einer andern Stelle [n]) wollen einige von ihnen auch das Vaterland des Plautus gefunden haben. Ich aber und andre ehrliche Leute können nichts als eine froſtige Verwechslung des Worts Umbra, da es bald der Schatten, bald eine Weibsperſon aus Umbrien heißen kann, darinnen finden. Wenn man ſonſt nicht wüßte, daß Plautus aus Sarſina in Umbrien geweſen wäre, wie würde man es ewig daraus ſchließen können?

Gellius berichtet, daß ſich Plautus ſelbſt eine Grabſchrift gemacht habe. Sie klingt etwas hoffärtig, allein kann man es einem großen Manne verdenken, wenn auch er von ſeinen Verdienſten überzeugt iſt? Genug er hat die Wahrheit geſagt, und ſeine Prophezeyung iſt allerdings eingetroffen. Die Grabſchrift iſt dieſe:

m) Feſtus ſagt: Ploti appellati ſunt Vmbri pedibus planis quod eſſent, unde ſoleas dimidiatas, quibus utuntur in venando, quo planius pedes ponerent, vocant ſemiplotia, et ab eadem cauſa M. Accius Poeta, quia Vmber Sarſinas erat, a pedum planitie initio Plotus, poſtea Plautus coeptus eſt dici. Scaliger vermeint, daß das Wort Plotus ein umbriſches Wort ſey, allein wahrſcheinlicher Weiſe kömmt es wohl von dem griechiſchen πλατυς her; und in der That heißt es auch nichts anders, als breit, platt, welches letztre auch dem Tone nach eine große Gleichheit mit ihm hat. Man ſagt es auch von Hunden, und plauti canes heißen Hunde mit breiten herabhangenden Ohren. Wenn man es von den Füßen ſagt, ſo heißen es Füße, wo die Fußſohlen nicht die gehörige Höhlung haben, und alſo ganz platt auf der Erde aufliegen. Allein ich begreife nicht, warum alle Umbrier dieſen Fehler ſollen gehabt haben. Ich vermuthe alſo vielmehr, daß ſie von ihren Schuhen, die ſie vielleicht ganz platt machten, den Zunamen bekommen haben. Die angeführte Stelle des Feſtus ſcheint dieſe Meinung zu beſtärken, da er glaubt, daß die Semiplotia von ihnen den Namen haben.

n) Dieſe Stelle ſiehe in der Moſtellaria im 3 Aufz. 2 Auft. v. 83.

Poſtquam eſt mortem aptus Plautus, Comoedia luget:
Scena eſt deſerta. Hinc ludus riſusque jocusque
Et numeri innumeri ſimul omnes collacrimarunt.

Wir kommen nunmehro auf die Werke des Plautus, wo wir ſchon ein viel weitläuftiger Feld vor uns haben. Die Anzahl ſeiner Luſtſpiele iſt nicht geringe, allein es iſt unmöglich, ſie gewiß zu beſtimmen. Zu des Gellius Zeiten waren ihrer auf hundert und dreyßig, die des Plautus Namen hatten o).

o) Gellius im 3 Buch ſ. attiſchen Nächte im 3 Hauptſt. Verum eſſe comperior, quod quosdam bene litteratos homines dicere audivi, qui plerasque Plauti Comoedias curioſe atque contente lectitaverunt, non indicibus Aelii, nec Sedigiti, nec Claudii, nec Aurelii, nec Accii, nec Manilii ſuper his fabulis, quae dicuntur ambiguae, credituros, ſed ipſi Plauto moribusque ingenii atque linguae ejus. Hac enim judicii norma Varronem quoque eſſe uſum videmus. Nam praeter illas unam et viginti, quae *Varronianae* vocantur, quas idcirco a caeteris ſegregavit, quoniam dubioſae non erant, ſed conſenſu omnium Plauti eſſe cenſebantur; quasdam item alias probavit adductus ſtylo atque facetia ſermonis Plauto congruentis: easque jam nominibus aliorum occupatas Plauto vindicavit: ſicuti iſtam quam nuperrime legebamus, cui eſt nomen Boeotia. Nam cum in illis una et viginti non ſit et eſſe Aquilii dicatur, nihil tamen Varro dubitavit, quin Plauti foret, neque alius quisquam non infrequens Plauti lector dubitaverit, ſi vel hos ſolos verſus ex ea fabula cognoverit, qui quoniam ſunt, ut de illius more dicam, Plautiniſſimi, propterea et meminimus eos, et adſcripſimus. Paraſitus ibi eſuriens haec dicit:

Ut illum Dii perdant, primus qui horas repperit etc.

Favorinus quoque noſter, cum Nervolariam Plauti legerem, quae inter incertas eſt habita, et audiſſet ex ea Comoedia verſum hunc:

Strateae, ſcrupedae, ſtrativolae, ſordidae,

delectatus faceta verborum antiquitate, meretricum vitia atque deformitates ſignificantium: vel unus hercle, inquit, hic verſus Plauti eſſe hanc fabulam ſatis poteſt fidei feciſſe. Nos quoque ipſi nuperrime, cum legeremus *Fretum* (nomen eſt id Comoediae, quam Plauti eſſe quidam non putant) haud quicquam dubitavimus, quin Plauti foret, et omnium maxime genuina, ex qua duos hos verſus exſcripſimus, ut hiſtoriam quaereremus Oraculi arietini:

Nunc illud eſt
Quod arietinum reſponſum magnis ludis dicitur:
Peribo, ſi non fecero: ſi faxo, vapulabo.

Marcus autem Varro in libro de Comoediis Plautinis primo verba haec ponit: Nam nec *Gemini*, nec *Lenones*, nec *Condalium*, nec *Anus* Plauti, nec *Bis compreſſa*, nec *Boeotia* unquam fuit, neque adeo ἀγροικος,

Allein es war auch damals ſchon ausgemacht, daß die meiſten nicht von ihm waren. Varro meinet, daß ein andrer römiſcher Komicus geweſen ſey, mit Namen Plautius, deſſen Stücke man mit den ſeinigen vermengt habe. Es kann ſeyn. Doch iſt auch die Vermuthung des Gellius nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, daß viele von dieſen Stücken die Arbeit ältrer Poeten wären; Plautus aber habe ſie vielleicht durchgearbeitet und verbeſſert, daher man darinnen hin und wieder den plautiniſchen Ausdruck fände. Er erzählt uns übrigens nicht wenige, die ſich bemüht hätten, die wahren Stücke des Plautus auszuſuchen, und ſie in richtige Verzeichniſſe zu bringen. Aelius, Sedigitus, Claudius, Aurelius, Accius, Manilius, und vornehmlich Varro, deſſen Buch von den plautiniſchen Comödien er anführet, welches ſich aber, leider, unter den verlohrnen Büchern des Varro befindet. Varro hatte nur 21 für ächte plautiniſche Stücke erkannt, weswegen ſie die Varronianiſchen hießen, und die auch in der That von allen einmüthig für die Arbeit des Plautus erkannt wurden. Er war aber nicht ſo ſtrenge, daß er nicht auch andre, in welchen er den Witz und die Schreibart des Plautus fand, ihm hätte zueignen ſollen. L. Aelius, ein gelehrter Grammaticus, gab dem Plautus 25 Stücke. Man leſe die angeführte Stelle

neque *Commorientes*; ſed M. Acutici. In eodem libro Varronis id quoque ſcriptum eſt, Plautium fuiſſe quempiam Poetam Comoediarum, cujus quoniam Fabulae Plauti inſcriptae forent, acceptas eſſe quaſi Plautinas, cum eſſent non a Plauto Plautinae, ſed a Plautio Plautianae. Feruntur autem ſub Plauti nomine circiter centum atque triginta. Sed homo eruditiſſimus L. Aelius quinque et viginti eſſe ejus ſolas exiſtimavit. Non tamen dubium eſt, quin iſtae, et quae ſcriptae a Plauto non videntur, et nomini ejus addicuntur, veterum Poetarum fuerint, et ab eo retractatae et expolitae ſint, ac propterea reſipiant dictum Plautinum. Dieſer Lucius Aelius, welcher hier zu zweyenmalen genennet wird, iſt ohne Zweifel wohl der, deſſen Suetonius in ſeinem Buche von berühmten Grammatikern gedenket. Er ſagt unter andern daſelbſt von ihm: Lucius Aelius cognomine duplici fuit: nam et Praeconius, quod pater ejus praeconium fecerat, vocabatur: et Stilo, quod orationes nobiliſſimo cuique ſcribere ſolebat: tantus optimatum fautor, ut Quintum Metellum Numidicum in exilium comitatus ſit. Eben dieſer Lucius Aelius Stilo, wie uns Quintilian im 10 B. im 1 Hauptſt. meldet, hat zuerſt das Urtheil vom Plauto gefellt: Muſas Plautino ſermone locuturas fuiſſe, ſi latine loqui vellent.

des Gellius. Servius berichtet uns in seinen Anmerkungen über das erste Buch der Aeneis, daß einige dem Plautus zwanzig, andre vierzig und andre hundert Lustspiele zuschrieben. Da also schon die Alten so gar sehr uneinig hierüber gewesen sind, so muß es uns genug seyn, wenn wir wissen, er habe sehr viele gemacht, und daß die, die uns unter seinem Namen übrig geblieben sind, die Varronianischen, das ist, diejenigen sind, die er ohnstreitig verfertiget hat. Von vielen der zweifelhaften Stücke haben uns die alten lateinischen Sprachkundigen theils die Namen, theils einige Stellen, oder nur einzelne Worte aufbehalten. Es ist aber in den meisten dieser Fragmente so wenig Saft und Kraft, daß es sehr unnöthig seyn würde, sie hier anzuführen.

Bey den Alten machte die Erklärung der Lustspiele einen großen Theil ihrer schönen Wissenschaften aus. Daher kam es, daß sich viele von den Römern, deren Hauptwerk die Studia doch nicht waren, so sehr darauf legten, daß sie die Schreibart des Plautus, seine Art zu denken und zu scherzen so genau inne hatten, daß sie gleich sagen konnten, dieses oder jenes ist von ihm, oder ist nicht von ihm. Außer dem was Gellius von dem Favorinus anführet, so versichert schon Cicero p), daß Servius Claudius, der Bruder des Papirius Pätus, an den wir unterschiedene Briefe von ihm lesen, besonders diese Stärke im Urtheilen besessen habe. Die alten Römer schätzten den Plautus besonders zweyer Stücke wegen sehr hoch; theils wegen seiner Schreibart, theils wegen seiner anmuthigen Scherze. Und gewiß beydes ist unverbesserlich, wenn man von dem ersten das allzu alte und den possenhaften Ausdruck, von diesem aber das Allzufreye wegnimmt. Sie glaubten, die Musen würden plautinisches Latein sprechen, wenn sie römisch reden wollten. Hiermit stimmen die neuern Critici durchgängig überein. Es würde

p) Im 9 Buche 5. Briefe an Unterscb. im 16 Briefe. Sed tamen ipse Caesar habet peracre judicium: et ut Servius frater tuus, quem litteratissimum fuisse judico, (er war damals schon todt, denn er ist unter dem Consulate des Metellus und Afranius gestorben) facile diceret, hic versus Plauti non est, hic est, quod tritas aures haberet notandis generibus poetarum, et consuetudine legendi etc.

eine unendliche Arbeit seyn, wenn ich alle die Lobeserhebungen sammeln wollte, die man ihm deswegen gegeben hat. Seine Scherze haben ihm nicht mindern Beyfall erworben. Cicero[q]) stellet sie den Scherzen der alten Attischen Comödie, und der Socratischen Weltweisen gleich. Der h. Hieronymus ergötzte sich daran, wenn er in vielen Nachtwachen aus Reue über seine begangnen Sünden herzliche und bußfertige Thränen vergossen hatte[r]). Man mag hierüber schelten oder spotten, wie man will, ich sehe weder was unbegreifliches, noch vielweniger was verdammliches darinnen. Darf denn ein Christ keine Erholung genießen? Ist es denn ein so großer Widerspruch das Laster verlachen, und das Laster beweinen? Ich sollte vielmehr glauben, daß man beydes zugleich sehr wohl thun könne. Entweder man betrachtet das Laster als etwas das unsrer unanständig ist, das uns geringer macht, das uns in unzählige widersinnische Vergehungen fallen läßt: oder man betrachtet es, als etwas, das wider unsre Pflicht ist, das den Zorn Gottes erregt, und uns also nothwendig unglücklich machen muß. Im ersten Falle muß man darüber lachen, in dem andern wird man sich darüber betrüben. Zu jenem giebt ein Lustspiel, zu diesem die heilige Schrift die beste Gelegenheit. Wer seine Laster nur beständig beweint und sie niemals verlacht, von dessen Abscheu dargegen kann ich mir in der That keinen allzuguten Begriff machen. Er beweint sie nur vielleicht aus Furcht, es möchte

q) Cicero im 29 Hauptstücke des ersten Buchs von den Pflichten: Duplex omnino est jocandi genus, unum illiberale, petulans, flagitiosum, obscenum: alterum elegans, urbanum, ingeniosum, facetum: quo genere non modo Plautus noster et Atticorum antiqua Comoedia, sed etiam Philosophorum Socraticorum libri sunt referti.

r) Hieronymus in seinem Buche von der Bewahrung der Keuschheit: Post noctium crebras vigilias, post lachrymas, quas mihi praeteritorum recordatio peccatorum ex imis visceribus eruebat, Plautus sumebatur in manus. Es sind zwar einige, welche hier vor Plautus lieber Plato lesen wollen, wie man denn auch dieses in der Baseler Ausgabe von 1490 findet. Allein die Handschriften haben sonst alle Plautus; übrigens leidet auch der Zusammenhang diese Aendrung nicht. Und da wir aus andern Stellen versichert seyn können, daß Hieronymus den Plautus sehr fleißig gelesen habe, so können wir wegen der gemeinen Lesart um so viel gewisser seyn.

ihm übel darbey gehen, er möchte die Strafe nicht vermeiden können. Wer aber das Laster verlacht, der verachtet es zugleich, und beweiset, daß er lebendig überzeugt ist, Gott habe es nicht etwan aus einem despotischen Willen zu vermeiden befohlen, sondern daß uns unser eignes Wohl, unsre eigne Ehre es zu fliehen gebiethe. Allein, kann man mir einwerfen, wie hat Hieronymus so viele nicht allzu gesittete und reine Stellen, die in dem Plautus vorkommen, mit gutem Gewissen lesen können? Die zulänglichste Antwort darauf ist, daß den Reinen alles rein ist. Ich könnte zwar diesen scheinheiligen Richtern sagen, daß der Charakter derjenigen Personen, die Plautus aufgeführet hat, und die Umstände manchmal etwas Freyes erfodert hätten, ich könnte ihnen sagen, daß vieles von dem, was sie verdammen, nicht in der Absicht geschrieben sey zu ärgern, sondern vielmehr zu bessern, allein hierzu möchten sie mehr Ueberlegung nöthig haben, als sie darauf wenden wollen. Sie müssen sich also mit der Versicherung begnügen lassen, daß es Leute, außer ihnen, giebt, welche die so genannten anstößigen Stellen in den plautinischen Lustspielen, mit gleich unsträflichen Gedanken lesen können, als sie etwa die Geschichte der Bathseba. Und aus dieser Zahl war auch Hieronymus.

Man wird mir diese kleine Ausschweifung nicht verübeln. Ich will wieder einlenken. So viel auch Plautus Verehrer in alten und neuen Zeiten fand, so hat er doch auch seinen Verächter gefunden. Das übelste darbey ist, daß es ein Mann ist, den die Welt nicht nur als einen großen Dichter, sondern auch als einen gründlichen Kunstrichter bewundert, der also viele durch seinen Ausspruch, ehe sie ihn untersuchen konnten, auf seine Seite gezogen hat. Es ist Horaz, und sein Urtheil ist dieses: (siehe von der Dichtk. v. 270. f.f.)

> At noſtri proavi Plautinos et numeros et
> Laudavere ſales: nimium patienter utrumque,
> Ne dicam ſtulte, mirati: ſi modo ego et vos
> Scimus inurbanum lepido ſeponere dicto,
> Legitimumque ſonum digitis callemus, et aure.

Zwar unser Väter Mund hat Plautus Scherz und Kunst
Im Lustspiel sehr gelobt; allein aus blinder Gunst.

Man hat ihn wahrlich nur aus Einfalt hochgeſchätzet:
Dafern ich anders weis, was euch und mich ergötzet,
Was ein erlaubter Scherz, was grob und garſtig iſt,
Und wenn ein reiner Vers ganz ungezwungen fließt:
Wenn wir das Sylbenmaaß an unſern Fingern zählen,
Und was den Klang betrifft, das Ohr zum Richter wählen.
Gottſched.

Gewiß es wird mir gleich ſchwer ihm zu widerſprechen, als ihm Recht zu geben. Wenn ich jenes thun wollte, ſo würde ich zwar nichts mehr thun, als was ſchon die größten Gelehrten gethan haben. J. J. Scaliger ſagt: Horatii judicium ſine judicio eſt. Turnebus (im 25 B. im 16 Hauptſt. ſ. Adverſ.) ſpricht in Plauti ſalibus exiſtimandis accedo potius ſententiae veterum ingenuorum Romanorum, quam Flacci, Venuſini hominis ac libertino patre nati. Camerarius gar, wird durch die angeführte Stelle ſo erhitzt, daß er den Horaz in vollem Affecte anredet: (ſ. ſeine Diſſert. von den Luſtſpielen des Plautus) Imo illi (proavi) merito et recte ac ſapienter Plautum laudarunt et admirati fuerunt: tuque ad Graecitatem omnia, quaſi regulam, poemata gentis tuae exigens, immerito et perperam atque incogitanter culpas. Doch hat es dem Horaz auch nicht an Vertheidigern gefehlt. Unter den Neuern hat beſonders Daniel Heinſius s) ſeine Sache auf ſich genommen. Und er geht ſo gar noch weiter, als ſelbſt Horaz gegangen iſt. Wenn wir genau überlegen, was dieſer ſagt, ſo finden wir, daß er eigentlich nichts an ihm ausſetze, als ſeine unharmoniſchen Verſe, und

s) Danielis Heinſii ad Horatii de Plauto et Terentio judicium Diſſertatio. Man hat ſie unter andern auch der Ausgabe des Terentius zum Gebrauch des Dauphins, vordrucken laſſen. Er fängt mit den Worten des Horatius an, und ſpricht: Durum equidem judicium, et quod non nemo hac aetate de leporum omnium parente, ſummo Critico, ac maximo Poeta excidiſſe nollet: cujus tamen vernae melius de Plauto judicabant, quam qui familiam in literis hac aetate tueri creduntur. etc. Man kann leicht ſehen auf wen er zielt. Ich finde, daß er nachher von dem Bened. Floretti iſt wiederlegt worden, dieſer gab im Jahr 1618. in 8 heraus Apologiam pro Plauto oppoſitam ſcaevo judicio Horatiano et Heinſiano. Wir wollen ſo wohl die Abhandlung des Heinſius als dieſe Apologie dem Leſer ein andermal bekannter machen.

seine hin und wieder angebrachten frostigen und unhöflichen Scherze. Vielleicht könnte man ihm auch manchmal Recht geben, wenn er sich nur nicht so gar unbestimmt erklärt hätte; wenn es nur nicht schiene, er habe alle Verse des Plautus vor schlechte Verse und alle Scherze vor ungesittete Scherze gehalten. Gleichwohl kann ich mir nimmermehr einbilden, daß Horaz mit der Vertheidigung des Heinsius zufrieden seyn sollte, wenn er sie lesen könnte. Er verwirft darinne überhaupt die ganze Schreibart des Plautus, er behauptet, sie sey, außer dem Schauplatze, unbrauchbar, indem er nur das Lächerliche auszudrucken gesucht hätte. Er giebt ihm übrigens unzählige Fehler so wohl wider die Wahrscheinlichkeit, wider die Einheit des Orts und der Zeit, als auch wider das Sittliche der Lustspiele, Schuld. Wenn man aber seine Vorwürfe prüfet, so hat er oft den Plautus nicht verstanden, oft auch ganz falsche Begriffe von der Comödie gehabt. Das Billigste bey dieser Streitigkeit ist, daß man den Plautus nicht allzu unbehutsam, auf Unkosten des Horazes, erhebt, noch auch dem Horaz, auf Unkosten des Plautus, völlig beyfällt. Niemand ist gründlicher dabey verfahren, als die Frau Dacier, diese macht in der Vorrede zu ihrer Uebersetzung einiger plautinischen Lustspiele, drey Anmerkungen, welche das Urtheil des Flaccus theils erklären, theils lindern. Erstlich, sagt sie, muß man erwegen, daß, als Plautus anfing seine Stücke zu verfertigen, das römische Volk noch an die Satyren, welche vorher den Schauplatz besessen hatten, gewöhnt war. Diese Satyren waren zwar ein regelmäßiges Gedichte, aber es hatte noch so viel rauhes von seinem Ursprunge behalten, so wohl was die Scherze als die Einrichtung selbst anbelangte, daß es freylich, in einem so wenig artigen Jahrhunderte, noch sehr hart seyn mußte. Plautus war also genöthiget, seinen Stücken Beyfall zu verschaffen, einen Theil von diesen Scherzen beyzubehalten. Dieses war an ihm um so viel erträglicher, je weniger er sich dadurch von der alten griechischen Comödie, die er nachzuahmen sich vorgesetzt hatte, entfernte. Zum andern machen die Verse und die Scherze so wenig das Wesen der Lustspiele aus, daß ein Dichter ein vortrefflicher Comicus seyn kann, ob er gleich harte Verse und einige schlimme Späße hat.

Endlich muß man die Stelle des Horazes nicht allzu sehr nach dem Buchstaben nehmen, als wenn dieser Poete alle Scherze und alle lustigen Einfälle des Plautus verdammte. Er konnte unmöglich dieser Meinung seyn, ohne Vernunft und Wahrheit zu beleidigen. Plautus hat ohne Zweifel grobe und seichte Scherzreden, allein er hat auch sehr viele, die sehr fein, zärtlich und wohl angebracht sind. Dieserwegen stellt ihn auch Cicero, welcher gewiß kein übler Richter von dem war, was die alten Römer urbanitatem nennten, zum Muster im Scherzen vor. Und wie man dem Cicero sehr Unrecht thun würde, wenn man glaubte, er habe diejenigen Stellen gelobt, die Horaz tadelt, so wird man auch sehr übel von dem Horaz urtheilen, wenn man meinet, er table das, was Cicero so sehr erhoben hat. Sie haben alle beyde Recht. Der erste redet nur von den Schönheiten, die man nicht lesen kann, ohne von ihnen bezaubert zu werden; der andre aber nimmt nur die üble Seite, und berühret nichts als gewisse frostige, und unehrbare Possenreden; die er auch nicht einmal an und vor sich selbst verdammet, und die man zwar entschuldigen könnte, allein weder loben noch nachahmen muß. Wir unterschreiben dieses Urtheil um so viel lieber, je gerner wir so wohl des einen als des andern Ehre mögen gerettet sehen. Wir werden ein andermal Gelegenheit haben unsre Gedanken weitläuftiger von dem Vortrefflichen und von dem Tadelhaften in den Lustspielen des Plautus zu entdecken, wenn wir vorher einige Stücke von ihm, wie wir schon versprochen, werden übersetzt haben, damit der Leser zugleich mit uns urtheilen könne. Jetzo wollen wir uns etwas näher zu seinen uns hinterlaßnen Stücken machen, doch auf diesesmal nichts mehr, als eine historische Nachricht davon ertheilen. Es sind auf uns nicht mehr als zwanzig Lustspiele des Plautus gekommen. Wenn es also diejenigen sind, die man die Varronianischen genennt hat, so fehlt uns noch eine daran. Ich hoffe, daß es vielen nicht unangenehm seyn wird, wenn wir vorher die vornehmsten Ausgaben davon bekannt machen. Alsdann wollen wir das Nöthigste von ihren Uebersetzungen, von ihren Nachahmungen und von ihrem allgemeinen Inhalte anführen.

Die erste gedruckte Ausgabe von dem Plautus haben wir dem Georgius Merula zu danken. Dieser Mann hat lange Zeit zu Venedig und Meyland gelehrt, und die plautinischen Comödien an dem erstern Orte in Folio 1472 drucken lassen. Von dieser Zeit an, bis zum Anfange dieses jetzigen Jahrhunderts, würde es uns was leichtes seyn, beynahe alle Jahre eine neue Ausgabe, wenigstens Auflage, und oftmals in einem Jahre mehr als eine, anzumerken. Allein so ein Verzeichniß möchte den meisten Lesern allzutrocken vorkommen, wir berühren also nur die vorzüglichsten; und dieses sind nach der Ordnung der Jahre folgende:

1499 zu Venedig, in Fol. mit den Anmerkungen des Valla und Saracenus.

1500 zu Meyland, in Fol. mit dem Commentar des Joh. Baptista Pius.

1512 hat in Leipzig Veit Werler einige Comödien des Plautus einzeln drucken lassen, als die Cistellaria, den Truculentus, den Stichus. Er war Professor daselbst, und Joachim Camerarius hat bey ihm über den Plautus gehört, wie er uns in der oben angeführten Abhandlung von den Plautinischen Fabeln berichtet.

1513 zu Paris von Simon Carpentarius, in 8.

1514 zu Straßburg in 4 sind 5 Comödien des Plautus mit dem Commentar des Pilades, aus Brescia, gedruckt worden.

1522 in Venedig eine Aldinische Ausgabe in 8.

In eben diesem Jahre kamen auch die 20 Lustspiele des Plautus cum acri Judicio (wie es auf dem Tittel heißt) Nicolai Angelii zu Florenz in 8 heraus.

1530 in Paris von Robert Stephanus gedruckt in Fol.

In eben diesem Jahre des Gisb. Longolius Ausgabe in 8.

1538 gab Joachim Camerarius seine in Basel heraus. Er ist derjenige, dem wir das Meiste in Verbesserung des Plautus zu danken haben. Er hat unzählige Stellen wiederhergestellt, und die Menge derjenigen Kunstrichter, welche vor ihm daran gearbeitet, hatten ihn mehr verdorben als verbessert. Er klagt selbst hierüber in seiner angeführten Dissertation, wo er uns auch von einer Handschrift des

Plautus Nachricht giebt, die er aus der Bibliothek des vorhin erwähnten Veit Werlers bekommen hatte, welche zwar alt genug war, allein von einer sehr ungelehrten Hand mochte seyn verfertiget worden.

1566 kam Carl Langens Ausgabe mit den unterschiednen Lesearten des Turnebus, Junius und anderer heraus. In Antw.

1577 in Paris des Lambinus Ausgabe in Fol. Seine Verbesserungen sind oft allzu verwegen und eigenmächtig. Man findet bey ihm viel Gelehrsamkeit, aber wenig Kenntniß des Comischen.

1590 des Janus Dousa, in Lübeck in 8. Die erste Ausgabe zwar von ihm ist von 1589.

1593 in Frankf. mit Anmerk. unterschiedner Gelehrten.

1605 in Wittenberg in 4 von Fried. Taubmann. Der Fleiß, den dieser Gelehrte daran gewendet hat, ist ungemein zu rühmen. Er hat aus den Anmerkungen der vornehmsten Gelehrten einen nützlichen Auszug gemacht, und auch das, was er von dem seinen darzu gesetzt hat, ist allezeit gelehrt und sinnreich. Es ist kein Wunder, daß ein Mann, der selbst so anmuthig gescherzt, die Scherze des Plautus am besten verstanden hat.

1610 gab Ph. Pareus in Frankf. in 8 den Plautus heraus. Er hat sich ungemein verdient um ihn gemacht. Außer dieser Ausgabe haben wir auch von ihm Analecta plautina, ein Lexicon plautinum, eine Abhandlung de Metris Plauti und eine andre de Imitatione Terentiana, ubi Plautum imitatus est. Daß Terentius den Plautus in der That nachgeahmet habe, gesteht er selbst in der Vorrede zu seiner Andria

Quorum (Plauti sc., Nævii, Ennii) æmulari exoptat negligentiam
Potius, quam istorum obscuram diligentiam.

Pareus hat auch mit Grutern viele Streitigkeit des Plautus wegen gehabt, weswegen er 1620 Provocationem ad senatum Criticum pro Plauto et Electis plautinis herausgab.

1621 in 4 gab Janus Gruterus den Plautus mit dem Commentar des Taubmanns heraus. Diese Ausgabe ist in der That die allerbrauchbarste.

1640 hat ihn zu Wittenberg in 12 Buchnerus herausgegeben. Dieſe Ausgabe iſt daſelbſt zu unterſchiednenmalen wieder aufgelegt worden.

1645 trat Voxhorns Ausgabe in Leiden in 8 ans Licht. Sie iſt mit Anmerkungen unterſchiedner Gelehrten; dergleichen auch

1664 J. Fr. Gronovius zu Leiden in 8 herausgab.

1679 ſah die Welt die Ausgabe des Jacob Operarius zum Gebrauch des Dauphins. Zu Paris in 4. Man weis ſchon ohne mein Erinnern, wie dieſe Ausgaben beſchaffen ſind. Nach dieſer Ausgabe, mit der Erklärung und den Anmerkungen des Operarius, hat in dieſem Seculo 1724 Samuel Patrick in London vier Comödien Amphitruo, Captivi, Epidicus, Rudens in 8 herausgegeben. Und außer dieſer iſt auch keine in dieſem Jahrhunderte merkwürdige, als etwa die noch, die

1725 in Padua, in des Joſephs Cominus Buchdruckerey, nach der Taubmanniſchen Ausgabe, in 8 ans Licht gekommen iſt.

An ſtatt ihn zu ediren, und ſich über ſeine dunkeln Stellen zu zanken, haben unſre neuern Gelehrten es vor dienlicher gehalten ihn theils zu überſetzen, theils nachzuahmen. Unter den Franzoſen haben ſich beſonders in dieſem und zum Ausgange des letztern Seculi vier Federn bemüht dieſen Vater aller Comödienſchreiber ihren Landsleuten in ihrer Mutterſprache vorzulegen. Man kennet die Frau Dacier, und weis was ſie vor einen Fleiß auf die Ueberſetzung des Terentius gewandt hat. Eben dieſen Fleiß fing ſie auch 1683 an dem Plautus genießen zu laſſen. Sie gab nämlich drey vorzügliche Stücke, den Amphitruo, Rudens und Epidicus in einer treuen und zierlichen Ueberſetzung, mit Anmerkungen und Beurtheilungen nach den Regeln des Theaters, in drey kleinen Bändchen zu Paris heraus. Aus der Vorrede haben wir oben ſchon etwas angeführt, ſie giebt außerdem noch darinnen eine kurze Nachricht von dem Urſprunge der Luſtſpiele und beſonders bey den Römern; und ſtellet alsdann eine kleine doch ſehr gründliche Vergleichung des Plautus und Terentius an. Sie verſpricht

darinn sich nun auf gleiche Art über den Aristophanes zu machen, welches sie auch gethan hat, alsdann die griechischen Tragödienschreiber durchzugehen, und von dar wieder auf den Plautus zurück zu kommen. Ich zweifle nicht, daß sie ihr Versprechen nicht würde gehalten haben; allein wie manchen schönen Vorsatz hat der Tod nicht schon zu nichte gemacht? Von ihren Beurtheilungen, werden wir ein andermal Gelegenheit nehmen ausführlicher zu reden. Der andre französische Uebersetzer des Plautus ist Herr Cost, welcher uns die Gefangnen des Plautus französisch geliefert hat. Die Arbeit ist glücklich gerathen. Herr Cost also und die Frau Dacier haben sich nur, wie wir sehen, über einzelne Stücke gemacht; die Franzosen sind derowegen dem Herrn von Limiers, und dem Herrn Gueudeville besondern Dank schuldig, welche ihnen in zwey verschiednen Uebersetzungen alle sämmtlichen Stücke des Plautus zu lesen verschafft haben. Beyde Uebersetzungen sind in einem Jahre nämlich 1719 herausgekommen. Des Herrn Limiers ist in Amsterdam in 10 Octavbänden gedruckt worden. Er hat diejenigen Stücke sich zugeeignet, welche schon, wie wir erwehnt, von dem Herrn Cost und der Fr. Dacier waren übersetzt worden. In der Vorrede erzählt er kürzlich des Plautus Leben, und ertheilt von seiner Arbeit Nachricht. Der lateinische Text ist mit beygedruckt. Er sagt, daß er sich besonders einer Aldinischen Ausgabe bedienet habe. Jedem Stücke hat er nach Art der Fr. Dacier eine wohlgeschriebene Critik und Zergliederung vorgesetzt, auch wo es nöthig, kurze Anmerkungen beygefügt. Diese sind zwar größtentheils aus dem Taubmannischen Commentar genommen, doch hat er auch gewisse geschriebne Anmerkungen von Gronoven hin und wieder dabey gebraucht. Die Uebersetzung selbst ist an den meisten Orten treu, besonders muß man seine Geschicklichkeit loben, mit welcher er die anstößigen Stellen eingekleidet hat. Zwey Stücke nämlich Stichus und Trinummus hat er in Verse übersetzt. Man hätte ihm vielleicht außer dieser Probe geglaubt, daß er reimen könne. Uebrigens ist es wohl ein französisches Vorurtheil, daß dieses allein die rechte Art wäre, die Comicos zu übersetzen. In dem zehnten Bande befinden sich theils die Fragmente, theils eine Sammlung auserlesener Lehr-

sprüche[t]) aus dem Plautus, theils zwey ganz nützliche Register. Eine Stelle wollen wir doch aus seiner Vorrede anführen. „Ich habe mich bemüht, sagt er, so viel mir möglich gewesen „ist, die Lebhaftigkeit der Gespräche zu erhalten. Und meiner „Uebersetzung destomehr Anmuth zu geben, habe ich sie dadurch „zu unterstützen geglaubt, wenn ich mir die theatralische Vor„stellung lebhaft dabey einbildete. Dieserwegen sahe ich allezeit „auf Molieren zurück, und untersuchte, so weit ichs fähig war, „welcher Ausdrücke er sich wohl würde bedient haben, wenn er „diese oder jene Gedanke hätte ausdrücken sollen. Alsdann „brachte ich die Personen des Plautus auf das französische Thea„ter, und stellte mir die Bewegungen, mit welchen die besten „Schauspieler in Paris etwa diese oder jene Person vorstellen „würden, vor. Hatte ich einen bossenhaften Knecht vor mir, „so gedachte ich an la Terilliere oder an Poißon[u]). Sollte ich „einen Liebhaber oder einen Stutzer reden lassen, so ruft ich „mir das Bezeigen des Barons, oder des Beauburgs[x]) ins „Gedächtniß zurück. Die la Beauval und die la Des-mar[y]) „gaben mir den Begriff von einer geschickten Buhlerinn. Es „ist unglaublich, wie mich diese Beyhülfe in meiner Arbeit un„terstützet hat, und wie viele Ausdrücke ich diesem Kunststücke „schuldig bin, auf die ich ausserdem wohl schwerlich würde ge„fallen seyn.“ Dieser Vortheil besteht wirklich in keiner leeren Einbildung, er ist gegründet, und man kann sich desselben mit eben so vielem Nutzen auch bey Verfertigung eigner Stücke bedienen. Diejenigen welche einen Koch, einen Heydrich, einen Bruck, eine Lorenzin und eine Kleinfelderin gekannt haben, werden leicht die Stellen der angeführten französischen Schauspieler mit ihnen besetzen können. Ich komme auf die Ueber-

t) Die Sittensprüche aus dem Plautus haben außer ihm schon sehr viele gesammelt. Dahin gehören des Uladeraccius Flores Plauti, die zu Antw. 1597 gedruckt worden, desgleichen des Heupolds Plautus redivivus, der 1628 herausgekommen, wie auch des Georg Cassanders sententiae selectiores ex Plautinis Com. und viel andre mehr.

u) Ein Paar vortreffliche Schauspieler zu Paris vor das Comische.

x) Sie waren besonders in den ernsthaftern Rollen stark.

y) Zwey unvergleichliche Schauspielerinnen vor die verschmitzten Frauensrollen.

setzung des Herrn Gueudeville. Diese ist zu Leiden gleichfalls in 10 Octavbänden herausgekommen, doch ohne den lateinischen Text. Er hat eine Vorrede vorgesetzt, in der er die Schauspiele auf eine sehr muntre Art vertheidigt. Die Uebersetzung selbst ist sehr frey. Die Schreibart ist zwar comisch, und der Verstand ist größtentheils sehr wohl beybehalten, allein es sind so viel eigne Einfälle mit untermengt, daß man die Plautinischen mit Mühe darunter erkennen kann. Oft hat er auch den Plautus mehr zu einem Poßenreißer, als gescheiten Comödienschreiber gemacht. So viel muß ich zwar gestehn, seine Uebersetzung läßt sich angenehmer lesen, als des Herrn von Limiers, nur muß man nicht sagen, daß man den Plautus gelesen habe. Er hat jedem Stücke eine freye Zergliederung vorgesetzt, und jedem Stücke hat er auch eine wohl geschriebene Untersuchung seiner Charaktere beygefügt. Der letzte Band enthält die Fragmente, und ein Verzeichniß aller anstößigen Stellen. Dieses werden die Keuschen so wohl als die Unkeuschen zu gebrauchen wissen. Außer diesen Uebersetzungen haben die Franzosen zwar schon lange Zeit vorher die Uebersetzungen des Mich. von Marolles gehabt, die in Paris 1658 in 4 Octavbänden nebst der Uhrschrift ist gedruckt worden, allein sie ist so schlecht, so unangenehm, so unverständlich, daß sie in keine Erwegung zu ziehen ist. Eine englische Uebersetzung des Plautus haben wir nur vor einigen Jahren, 1742 von dem Herrn Cokes erhalten. Ich habe sie nicht gesehen, und bin also nicht im Stande davon zu urtheilen. Noch weniger kann ich von Uebersetzungen in andere Sprachen sagen; die deutsche ausgenommen, in der ich aber nicht mehr als zwey Stücke unsers Poeten anzuführen weis. Das eine ist die Aulularia, doch hat man eine doppelte Uebersetzung davon. Die eine hat nur ohnlängst ein geschickter Schulmann, mit dem Texte und Anmerkungen herausgegeben. Ich habe sie nicht bey der Hand und kann mich auch auf seinen Namen nicht besinnen. Die andre aber ist sehr alt und 1535 in Magdeburg gedruckt worden. Der Tittel heißt: Eine schöne lustige Comoedia des Poeten Plauti, Aulularia genannt, durch Joachimum Greff von Zwickau deutsch gemacht und in Reimen verfaßt, fast lustig und kurzweilig zu lesen.

Quisquis es, o faveas noſtrisque laboribus adſis,
His quoque des veniam.

In der Vorrede kommen viel nützliche Sachen vor, woraus man ſieht, daß der Ueberſetzer allerdings ein vernünftiger Mann muß geweſen ſeyn, der einen ſehr guten Begriff von den Comödien und ihrem Nutzen gehabt hat. Die größte Hinderniß der Aufnahme des Theaters bey den Deutſchen, ſagt er, ſey, daß man die Leute, welche ſich damit zu thun machten, nicht unterſtütze. Er glaubt es würde ſehr nützlich ſeyn, wenn man in Deutſchland fleißig ſpielte, und lobt deswegen die Niederlande, wo faſt alle Sonntage Comödien gehalten würden, wodurch denn manche Gotteslästerung, mancher Todſchlag, Saufen, Freſſen und viel Uebles unterbleiben könnte. Die Ueberſetzung iſt vor die damaligen Zeiten noch ſehr gut. Der Anfang des Prologs klingt ſo:

Es möchte vielleicht euch Wunder nehm,
Wer ich doch ſey, woher ich quehm,
Ich wills euch ſagen alſobald,
So ihr ein wenig zuhören wolt. ꝛc.

Das andre Stück des Plautus, von welchem man eine deutſche Ueberſetzung hat, ſind die Gefangnen. Es iſt beynahe eben ſo alt, nämlich von 1582, und durch M. Mart. Hoyneccium überſetzt. Ich kenne es bloß aus den Verzeichniſſen der alten deutſchen Luſtſpiele, die wir dem Fleiße des Herrn Prof. Gottſcheds zu verdanken haben. In eben dieſen Verzeichniſſen finde ich von 1608 ein Luſtſpiel von Wolfrath Spangenbergen, unter dem Tittel die Geburt des Herculis. Vielleicht iſt dieſes eine Ueberſetzung oder wenigſtens eine Nachahmung des Amphitruos. Ich will mich bemühen, daß ich es meinen Leſern ein andermal näher berichten kann.

Wir wollen nunmehr den Stücken des Plautus ſelbſt etwas näher treten. Es ſind ihrer, wie wir ſchon geſagt, an der Anzahl zwanzig, die nach den Buchſtaben geordnet zu ſeyn ſcheinen. Das erſte iſt

Amphitruo. In der Abweſenheit des Amphitruos hatte Jupiter deſſelben Geſtalt angenommen, und ſeine Stelle bey der Alcumena vertreten. In dieſem Luſtſpiele nun werden die Un-

ruhen bey der Ankunft des wahren Amphitruos vorgestellt, welche sich mit der Entdeckung des Jupiters und der Geburt des Hercules und Iphiclus endigen. Plautus nennt es eine Tragicocomödie, weil hohe und niedrige Personen, Götter und Menschen darinne vermischt sind. Es ist in neuern Zeiten vom Molieren, unter eben diesem Tittel, und im Englischen von Dryden unter der Benennung the two Sosias nachgeahmet worden. Von der erstern Nachahmung sagt Bayle, wenn aus des Plautus und aus des Molieres Amphitruo der Vorzug der Alten oder der Neuern sollte fest gesetzt werden, so würde er nothwendig auf die letztern fallen. Ich wundre mich, wie dieses Urtheil diesem großen Manne entwischt ist. Gesetzt Moliere hat einige sinnreichere Wendungen, einige feinere Einfälle; gesetzt seine ganze Einrichtung sey vortrefflicher: so bleibt doch, welches das vornehmste ist, die Ehre der Erfindung dem Plautus. Wenn ein Meister, wie Moliere war, einen Plautus zum Vorgänger hat, so ist es ja kein Wunder, wenn er ihn übertrifft. Wo man auf das gute nicht sinnen darf, da kann man leicht auf die Vermeidung der Fehler denken. Wenn der erwehnte Streit durch diese zwey Stücke sollte ausgemacht werden, so müßte Moliere diesen Stoff nach seiner eignen Erfindung, wie es Plautus gethan hat, abgehandelt haben. Aus einer Stelle des Arnobius erhellet, daß dieses Lustspiel noch zu Zeiten des Diocletians, das ist dreyhundert Jahr nach Christi Geburt, zu Rom sey aufgeführet worden. Nach dem Amphitruo kommen die übrigen Stücke in folgender Ordnung.

Asinaria. Dieses Lustspiel hat Plautus von dem Diphilus imitirt, und nicht, wie gleichwohl die meisten Ausgaben lesen, von dem Dimophilus. Von dem erstern hat man auch noch einige Fragmente ἐκ της ὀνηγου, welches ohne Zweifel das Vorbild des Plautus gewesen ist.

Inest lepos, ludusque in hac Comoedia.
Ridicula res est.

Ein listiger Knecht nämlich betriegt seine Frau um das Geld, welches ihr für einige Esel soll ausgezahlt werden. Mit diesem Gelde befreyt er die Liebste seines jüngern Herrn, und dem Va-

ter wird sie, für seine Einwilligung, auf eine Nacht versprochen, welches aber die Frau erfährt und hintertreibt.

Aulularia. Dieses ist das bekannte Stück, woraus Moliere zu seinem Geizigen die schönsten Züge erborgt hat. Es ist nur zu betauren, daß sie nicht ganz zu uns gekommen ist. Antonius Codrus, Professor zu Bononien, der zu den Zeiten Sigismunds und Friedrichs des dritten gelebt hat, hat sie zwar ergänzt, allein seine und des Plautus Arbeit unterscheiden sich allzusehr. Sie hat den Namen von dem Geldtopfe (olla), den Euclio gefunden hatte.

Captivi. Wir wollen von dem Inhalte dieses Stücks nichts gedenken, weil es das erste seyn soll, welches wir unsern Lesern übersetzt vorlegen wollen. Es ist gewiß, daß es das vortrefflichste Stück ist, welches jemals auf den Schauplatz gekommen ist.

Curculio. Dieses Stück hat von dem Schmarotzer, der darinnen vorkömmt, den Namen. Der Inhalt ist sehr einfach, und die ganze Verwicklung beruhet auf dem Ringe, den dieser entwendet, und dadurch seinem Patrone seine Liebste ohne Entgeld in die Hände spielt.

Casina. Dieses ist der Name der Magd, über welche in diesem Lustspiele gestritten wird. Plautus hat es abermals von dem Diphilus erborgt, der es κληρουμενοι genennet hatte, weil beyde Parteyen darinnen um die Casina loßen. Es ist ungemein comisch. Der Prolog, ob er gleich nicht vom Plautus selbst ist, ist gleichwohl lesenswürdig. Wir wollen einandermal über unterschiedne Stellen daraus unsre Gedanken mittheilen.

Cistellaria. Dieses Stück hat von dem Schmuckkästchen (cistella), welches verlehren wird, und wodurch hernach ein Frauenzimmer von ihren Aeltern erkannt wird, den Namen.

Epidicus. Dieses ist der Name des betriegerischen Knechts, der die vornehmste Rolle darinne zu spielen hat. Man hat eine italienische Nachahmung von diesem Stücke, unter folgendem Titel: La Emilia Comedia nova di Luigi Groto, Cicco di Hadria. Sie ist in Paris 1609. nebst der französischen Uebersetzung herausgekommen. Allein diese Nachahmung hat ihr vortreffliches Urbild sehr schlecht erreicht. Wir werden einandermal davon reden.

Bacchides. Sie hat ihren Namen von den beyden Buhlerinnen, die von dem Plautus aufgeführet werden.

Apud lenones rivales filiis fiunt patres.

Dieses ist der kurze Inhalt davon.

Mostellaria. Wer des Regnard seine unvermuthete Wiederkunft gelesen hat, der hat von diesem Stücke eine glückliche Nachahmung gelesen. Es hat seinen Namen von den Abentheuern (monstris, wovon das diminut. Mostellum) die der Knecht seinem zurückkommenden Herrn weis macht.

Menaechmi. So heißen die zwey ähnlichen Brüder, von welchen dieses Lustspiel handelt. Regnard hat es gleichfalls unter eben dieser Benennung nachgeahmt.

Miles gloriosus. Dieses Stück ist genugsam wegen des von alten und neuen Poeten so oft nachgeahmten Charakters eines großsprecherischen Soldaten, bekannt genug.

Mercator. Aus dem Titel wird man es schwerlich errathen, daß dieses Stück von einem alten verliebten Narren handelt, der seinem Sohne seine Liebste vor dem Maule wegnehmen will. Dieses Stück ist von Joh. Maria Cecchi, einem Florentiner, in einer Comödie in Prosa, nachgeahmet worden, die nebst seinen andern Schauspielen 1550 zu Venedig ist gedruckt worden.

Pseudolus. Ueber dieses Stück und über den Truculentus soll sich Plautus, nach dem Zeugnisse des Cicero, am meisten gefreuet haben. Es hat seinen Namen von dem Knechte, den Plautus darinnen in der Schelmerey rechte Wunder thun läßt.

Poenulus. Der Inhalt betrifft ein Paar Erkennungen, und weil diese Erkennungen durch einen punischen Knecht geschehen, so hat dieses Stück von ihm den Namen bekommen.

Persa. Ein Schmarotzer betriegt einen Hurenwirth, indem er ihm seine Tochter als eine Sklavinn verkauft, für das erhaltene Geld seines Patrones Liebste von ihm befreyet, und ihm hernach seine Tochter, als eine Freygebohrne, wieder entreißt. Sie hatte sich müssen für eine Persianerinn ausgeben, welcher Umstand dann dem Stücke seine Benennung ertheilet hat.

Rudens. Heißt eigentlich ein Schiffseil. Es sollte vielmehr der glückliche Schiffbruch heißen, und ist eines von den anmuthigsten Stücken des Plautus. Die Jungfer Helena Val-

Ietti Riccoboni hat es sehr artig unter dem Titel le Naufrage nachgeahmet. Diese Nachahmung ist zu Paris 1726 in 12 gedruckt worden.

Stichus. Der Herr von Limiers benennt dieses Stück in seiner Uebersetzung den Triumph der ehelichen Treue. Der Hauptinhalt ist auch so ziemlich dadurch ausgedrückt; ein Paar Weiber nämlich, die ihre Männer verlassen haben, wollen sich, des Verlangens ihres Vaters ungeachtet, doch nicht wieder verheirathen, sondern bestehen darauf die Rückkunft ihrer Männer zu erwarten, welche auch erfolgt. Den Namen hat dieses Stück von dem Knechte, der diese Männer begleitet hat, und sich den Tag der Rückkunft mit seinem Cameraden, und ihrer gemeinschaftlichen Liebsten, lustig macht.

Trinummus. Nach den Gefangenen des Plautus ist dieses sein vortrefflichstes Stück. Er hat es aus dem Griechischen des Philemo erborgt, bey dem es einen weit anständigern Titel hat, nämlich; der Schatz. Das letzte Stück des Plautus ist endlich:

Truculentus. Dieses Lustspiel ist am allerfehlerhaftesten unter den Werken des Plautus auf uns gekommen. Den Inhalt machen die verschiedenen Kunstgriffe aus, die eine Buhlerinn anwendet, drey unterschiedene Liebhaber auf ihrer Seite zu gleicher Zeit zu behalten. Den Namen aber hat es von dem groben Knechte, der darinnen mit vorkömmt.

Zu diesen 20 Comödien fügen Pareus und einige andre Ausgaben noch die ein und zwanzigste unter dem Titel Querulus. Dieses Stück hat Peter Daniel zu Paris 1564 in 8. zum erstenmale herausgegeben. Außerdem ist es auch 1595 mit Conrad Rittershusius und des Janus Gruterus Anmerkungen an das Licht gekommen. Ob nun zwar auch einige Manuscripte dieses Stück dem Plautus zueignen, so haben doch die Kunstrichter erwiesen, daß es weit neuer, und ungefähr zu den Zeiten des Theodosius des jüngern geschrieben sey.

Dieses haben wir vor diesesmal von dem Leben und Schriften des Plautus anführen wollen. Wir werden schon noch öfterer Gelegenheit haben, von ihm zu reden, wo wir dasjenige, was wir etwa noch übergangen haben, nachholen werden.

Die Gefangnen,

ein Luſtſpiel.

Aus dem Lateiniſchen des M. Accius Plautus überſetzt.

Vorbericht des Ueberſetzers.

Wir halten hiermit unſer Verſprechen, und ſcheuen uns nicht, noch einmal zu behaupten, daß die Gefangnen des Plautus mit eines von den ſchönſten Stücken ſind, die jemals auf den Schauplatz gekommen ſind. Johann Douza, ein Mann, der ſich in ſeinen Anmerkungen über den Plautus als einen wahren Kenner komiſcher Schönheiten gezeigt hat, ſpricht: Quotiescunque manum Plauti Captivis iniectare libet, me ſibi prorſus conſimilem, hoc eſt *captivum* reddunt, eadem opinor ratione qua olim *Graecia capta ferum victorem cepit*, et ſic ut iis ultro vinciendum me praebeam, faveamque ipſe ſervituti meae: neque adeo ſi liceat aufugere velim: *ita iſthaec nimis lenta* (ut meo more Plautiſſem) *vincla ſunt literaria. Quo magis intendas, tanto adſtringunt arctius* etc. Wir könnten noch mehr ſolche Urtheile anführen, wenn wir den Leſer nicht lieber ſelbſt wollten urtheilen laſſen. Dieſer Vorbericht iſt auch zu nichts beſtimmt, als nur etwas weniges von unſerer Ueberſetzung zu gedenken. Wir haben uns beſtrebet, ſie ſo einzurichten, daß ſich Plautus darinne ähnlich bleiben möge. Wir haben genau überſetzt, wo es möglich geweſen iſt; wir ſind von dem Originale abgegangen, wo es der natürliche und komiſche Ausdruck der Gedanken, oder unüberſetzliche Wortſpiele nothwendig erfoderten. Mit den letztern würden unſere feinern Kunſtrichter vielleicht etwas tyranniſcher umgegangen ſeyn, als wir es zu thun gewagt haben. Sie würden ſie mit einer verächtlichen Miene übergangen, und uns dafür mit einigen von ihren ausgeſuchten und zärtlichen Wendungen beſchenkt haben, die eben ſo weit von dem Komiſchen entfernt ſind, als des Plautus Spielwerke nimmermehr von dem wahren Witze. Sie werden uns mit Erbarmung anſehn, daß wir uns Mühe genommen

haben, die Wortspiele theils durch ähnliche Wortspiele zu übersetzen, theils in die Anmerkungen zu bringen, daß der Leser ja nichts von diesem Schatze verliere. Doch sie werden so gütig seyn uns so lange als Uebersetzer, welche mit ihrem Originale gewissenhaft umgehen wollen, anzusehen, bis wir einmal unsere Gedanken von dem Gebrauch der Wortspiele in den Komödien entdecken, und ihnen das Recht geben, unsern Geschmack zu verdammen. Wir waren Anfangs Willens in den Anmerkungen alle Schönheiten unsers Dichters zu entwickeln; allein wir fanden, daß sie zu weitläuftig würden als daß man sie mit Vergnügen, bey dem Stücke zugleich, lesen könne. Wir entschlossen uns also, die Empfindungen unserer Leser ungehindert fortgehen zu lassen, und unsere Gedanken darüber in eine besondere Abhandlung, die wir in dem dritten Stücke liefern wollen, zu bringen. Die wenigen Anmerkungen aber, welche noch geblieben sind, enthalten größtentheils nichts, als was wir zur Erklärung unsers Originals, und zur Rechtfertigung unsrer Uebersetzung, nothwendig beybringen mußten. Findet unsre Arbeit Beyfall, so wird es uns ungemein ermuntern, alles mögliche anzuwenden, daß wir einmal die sämmtlichen Lustspiele des Plautus unsern Landsleuten übersetzt vorlegen können. Könnte man was bessers thun, den itzt einreißenden verkehrten Geschmack in den Lustspielen einigermaßen zu hemmen?

Personen des Lustspiels.

Hegio. Ein Alter.
Ergasilus, ein Schmarutzer.
Philokrates, Tyndarus, Aristophontes. } die Gefangnen.
Ein Scherge.
Ein Knecht des Hegio.
Philopolemus, des Hegio Sohn.
Stalagmus.

Der Vorredner an die Zuschauer.

Diese zwey Gefangnen, die ihr hier stehen sehet, sitzen nicht, sondern * = = stehen. Es kann mir es jeder von euch bezeugen,

* Ich mag diesen Einfall eben nicht vertheidigen. Plautus hat es ohne Zweifel selbst eingesehen, daß er nicht der vortrefflichste ist. Es ist ihm genug gewesen, wenn er nur seine Absicht, die Römer zum Lachen zu bewegen, damit erlangt hat. So ein Anfang verspricht eine reiche Erndte lächerlicher

daß ich die Wahrheit rede. Der Alte, welcher hier wohnet, heißt Hegio, und ist dieses Gefangnen Vater. Wie es aber komme, daß er bey seinem eignen Vater diene, will ich euch, wenn ihr mir zuhören wollt, erzählen. Hegio hatte zwey Söhne. Einen davon, als ein Kind von vier Jahren, entführte ihm ein Knecht, welcher sich damit fortmachte, und ihn in Elis an den Vater dieses andern Gefangnen verkaufte. Ihr begreift es doch? = = Nun gut. Wie aber? Du, dort unten im Winkel, du sprichst, nein? Tritt näher her. Wenn du keinen Platz zum sitzen finden kannst, hier ist Platz zum stehen. Soll sich denn der Schauspieler zum Bettler schreyen? Nimm mir es nicht übel, deinetwegen werde ich mich nicht zerreißen. Ihr aber, die ihr einen bequemen Ort inne habt, dankt es euerm Reichthum, und hört vollends das Restchen, denn ich bleibe die Restchen nicht gerne schuldig. Der flüchtige Knecht, wie ich schon gesagt habe, verkaufte seinen jungen Herrn, den er von Hause mitgenommen hatte, an dieses Vater. Dieser schenkte ihn alsobald seinem Sohne zu seinem besondern Knechte, weil sie beynahe von einem Alter waren. Nunmehro aber dient er in seinem väterlichen Hause seinem eignen Vater, ohne daß es der Vater weis. In der That, die Götter spielen auch mit den Menschen, wie mit Fangebällen. Nunmehro wißt ihr, wie er den einen Sohn verlohren hat. Der andre aber ist im Kriege, den die Aetolier und Elienser mit einander geführt haben, zum Gefangnen gemacht worden, (denn das geschieht, so viel ich weis, im Kriege dann und wann) und der Arzt Menarchus in Elis hat ihn an sich gekauft. Hegio gegentheils kauft elienſische Gefangne auf, in Hoffnung, daß er einen darunter finden wird, mit dem er seinen gefangnen Sohn austauschen könne; weis aber nicht, daß einer davon sein eigner Sohn sey. Weil er nun gestern gehört, daß ein sehr vornehmer elienſischer Ritter sey gefangen worden, so hat er, zu seines Sohnes Besten, keine Unkosten

Sachen. Man sehe übrigens, mit was für Lebhaftigkeit er das, was die Zuschauer wissen sollen, erzählet, und mit was für Kunst er das versteckt, was sie itzo nicht wissen, sondern was sie selbst bald sehen sollen. Und man sage mir, ob in vielen neuen Komödien die ersten Auftritte, ob sie gleich das Dialogische voraus haben, so angenehm sind, als dieser Prolog?

angesehen, sondern hat diesen Ritter, nebst seinem Knechte, bey den Quästors von der Beute erkauft, damit er durch ihn seinen Sohn desto leichter wieder erhalten könne. Diese aber haben sich folgende List ausgesonnen, wodurch der Knecht seinen Herrn nach Hause verhelfen könne: sie haben nämlich Kleider und Namen unter einander verwechselt, daher heißt nun dieser Philokrates und jener Tyndarus, und Tyndarus spielt heute des Philokrates, und Philokrates des Tyndarus Rolle. Dieser wird seine List vortrefflich ausführen, und nicht allein seinen Herrn in die Freyheit versetzen, sondern zugleich seinen eignen Bruder erhalten, und ihn als einen Freyen in sein Vaterland zu seinem Vater zurück helfen. Alles das aber wird er von ungefähr thun, wie es denn meistentheils geschieht, daß die Menschen mehr Gutes von ungefähr *, als mit Willen, thun. Denn von ungefähr haben sie, ohne jemands Einrathen, ihre List also eingerichtet, daß dieser bey seinem eignen Vater in der Knechtschaft bleiben muß. Er dienet nun also seinem eignen Vater, ohne daß er es weis. Was für eine elende Creatur ist der Mensch, wenn ichs bedenke!

Dieses nun, ihr Zuschauer, ist es, was ihr als eine wahre Geschichte, wir aber als eine Fabel ** anzusehen haben. Eines

* — — itidem ut saepe iam in multis locis
Plus insciens quis fecit, quam sciens, boni.

Dieses sind des Plautus Worte. Wir wollen hierbey die Stelle aus dem Terentius anmerken, wo er eben dieses den Parmeno zum Schlusse der Hecyra sagen läßt:

equidem plus hodie boni
Feci imprudens, quam sciens ante hunc diem unquam.

Aus dieser Stelle darf es nicht allein bewiesen werden, daß Terentius den Plautus nachgeahmet habe.

** Haec res agetur nobis, vobis fabula: so heißt eigentlich die Stelle. Wenn ich sie aber nach der Einsicht beurtheile, welche Plautus nothwendig von der Einrichtung der Schauspiele muß gehabt haben; so komme ich auf die Vermuthung, daß die beyden Pronomina versetzt worden sind, und daß es heißen solle: Haec res agetur vobis, nobis fabula. Denn dieses eben macht die Vollkommenheit der Schauspiele aus, wenn die Zuschauer eine wahrhafte Geschichte, und keine Vorstellung einer erdichteten Begebenheit, zu sehen glauben. Die Schauspieler aber müssen es niemals aus den Gedanken lassen, daß sie nur vorstellende Personen sind, und ihre Vorstellungen so wahrschein-

habe ich noch mit wenigem zu erinnern. Es verlohnt sich, in der That, der Mühe, daß ihr diesem Spiele zuhört. Denn es ist nicht so oben hin nach der gemeinen Weise gemacht; es sind keine unzüchtigen Verse darinne, mit welchen man das Gedächtniß zu beladen sich schämen muß. Es kömmt kein meyneidiger Hurenwirth, keine treulose Buhlerinn, kein großsprecherischer Soldat vor.

Uebrigens dürft ihr euch des Kriegs wegen nicht bange seyn lassen, den, wie ich gesagt habe, die Aetolier und Elienser mit einander führen. Es kömmt nichts auf dem Schauplatze davon vor. Denn es wäre sehr unbillig, wenn wir, da die Zuschauer ein Lustspiel erwarten, plötzlich in ein Trauerspiel fallen wollten.* Will aber jemand von euch Krieg haben, der fange nur Händel an. Wenn es ihm glückt, daß er an einen kömmt, der stärker ist als er, so wird es gewiß ein so artiges Treffen setzen, daß er sich gerne in Zukunft für alle Treffen bedanken wird.

Lebet wohl, ihr gerechtesten Richter im Frieden, und tapfersten Helden im Kriege! Ich gehe ab.

lich machen müssen, daß sie den Zuschauer zu hintergehen im Stande seyn können. Doch kann es auch seyn, daß die erste Lesart die rechte ist, und daß Plautus ganz was anders dabey gedacht hat. Vielleicht will er den Vorredner dadurch sagen lassen: ihr könnt zwar das, was wir vorstellen werden, für eine Fabel ansehen, für uns aber ist es schon eine etwas wichtigere Sache, weil unsere Belohnungen, wenn wir es gut machen, darauf beruhen.

* Hoc paene iniquum est Comico choragio,
Conari de subito nos agere Tragoediam.

Die neuern Comici würden sehr wohl thun, wenn sie diese kleine Erinnerung merken wollten. Es ist, als wenn sich unsere Zeiten verschworen hätten, das Wesen der Schauspiele umzukehren. Man macht Trauerspiele zum Lachen, und Lustspiele zum Weinen. Den Franzosen könnte man es noch eher erlauben, daß sie sich diese kleine Abwechselung machten. Sie haben schon Trauerspiele genug, die zum Weinen, und Lustspiele, die zum Lachen bewegen. Warum die Deutschen aber, die ihnen hierinne noch weichen müssen, da mit Ruhm anzufangen glauben, wo diese mit Schanden aufgehöret haben, das begreifen wir nicht.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ergasilus.

Die Jugend hat mir den Zunamen Hure gegeben, weil ich beständig ungerufen bey ihren Gastereyen bin. Ich weis wohl, die Herren Witzlinge sagen, daß der Zuname sehr albern sey; allein ich = = ich sage, daß er schon recht ist. Denn wenn ein Buhler bey der Schmauserey würfeln will, so ruft er seine Hure dabey an. Nicht wahr, sie ist also angerufen? Freylich. Ist es denn nun viel anders mit uns Schmarutzern, die wir niemals zu einem Schmause gerufen werden? Wir sind also allezeit ungerufen? Angerufen und ungerufen aber ist ja nicht so weit von einander*. Wir ernähren uns beständig, wie die Mäuse, von fremder Kost. Wenn sich die Leute Feyertage machen, und aufs Land begeben, so haben auch unsere Zähne Feyertage. So wie die Schnecke bey der Hitze, wenn kein Thau fällt, sich ganz verborgen hält, und von ihrem eignen Safte zehret; so bleiben auch die Schmarutzer, wenn die, die sie sonst beschmausen, auf dem Lande sind, ganz versteckt, und leben von ihrem eignen Safte. Alsdann gleichen sie den Windhunden, nach und nach aber, wenn die Leute in die Stadt zurück kommen, werden sie wieder zu dicken unbequemen und verdrüßlichen Bollenbeißern. Es ist zwar hier auch ganz aus mit ihnen; wer nicht Ohrfeigen leiden, und sich die Töpfe auf dem Kopfe zerschmeißen lassen kann, der mag nur den Sack nehmen und vors Thor betteln gehen. Und wer weis, ob mirs besser gehen wird, da mein Patron im Kriege, den die Aetolier und Elien-

* Ich habe dieses Wortspiel einigermaßen beyzubehalten gesucht. In dem Lateinischen ist es ungleich artiger, weil invocatus zugleich angerufen und ungerufen heißen kann. Ehe ich es aber gar übergehen wollte, so habe ich es lieber so gut übersetzen wollen, als es die deutsche Sprache verstattet. Uebrigens wird man so billig seyn, und dieses Spielwerk nach dem beurtheilen, in dessen Munde es ist. Die Scherze nach den unterschiednen Charakteren einzurichten, ist ein Kunststück, welches wenig in einer solchen Stärke besitzen, wie Plautus. Bey den meisten scherzet der Knecht eben so fein, wie sein Herr, oder der Herr eben so grob, wie sein Knecht.

ser mit einander führen, zum Gefangnen ist gemacht worden. Itzo ist er nun in Elis, der arme Philopolemus; denn ich bin hier in Aetolien, und zwar bey seines Vaters des Hegio Hause. Der gute alte Mann! Sein Haus ist mir itzo ein recht Jammerhaus geworden, ich kann es ohne Thränen niemals ansehen. Er hat, seinem Sohne zum Besten, einen recht schimpflichen Handel, und der seinem Naturell gar nicht gemäß ist, angefangen. Er kauft nämlich Gefangne auf, in Hoffnung, daß er einen darunter finden wird, mit welchem er seinen Sohn vertauschen kann. Ich muß ihn doch besuchen. Doch die Thüre geht alleweile auf, woraus ich so oft dicke und berauscht gegangen bin.

Zweyter Auftritt.

Hegio. Ein Scherge. Ergasilus.

Hegio. Höre, was ich sage. Mache die zwey Gefangnen, die ich gestern bey den Quästors von der Beute gekauft habe, von ihren großen Ketten, womit sie gefesselt sind, los, und lege jedem eine besondre an. Laß sie, drinnen und draußen, frey herumgehen, nur daß sie mit der größten Sorgfalt bewacht werden. Mit einem Gefangnen, dem man zu viel Freyheit läßt, ist es nicht anders, als mit einem Vogel. Wenn er einmal Gelegenheit davon zu fliegen findet; so ist es geschehen. Er läßt sich nimmermehr wieder fangen.

Der Scherge. Ja freylich sind wir allesammt lieber frey, als in der Knechtschaft.

Hegio. Doch scheinst du eben nicht von den allen zu seyn.

Der Scherge. Willst du denn also, da ich dir nichts geben kann, daß ich mich auf die Flucht begeben soll?

Hegio. Begieb dich nur, begieb; du sollst schon sehen, was sich alsdann mit dir begeben soll.

Der Scherge. Je nu, ich will es machen, wie du sprichst, daß es die Vögel machen.

Hegio. Gut, und eben deswegen werde ich dich ins Käficht sperren. Doch, genug gespaßt. Thue was ich dir befohlen habe und pack dich fort.

Ergasilus. Wie gerne wollte ich, daß der ehrliche Mann

seinen Zweck erhielte. Denn wenn er seinen Sohn nicht wieder erhält, so ist es mit meiner Erhaltung geschehen. Von der übrigen Jugend ist gar nichts zu hoffen. Sie lieben sich alle selbst zu sehr. Das war noch der einzige Jüngling von altem Schrot und Korne. Ich habe ihn niemals umsonst vergnügt gemacht. Sein Vater ist auch noch von der guten Art.

Hegio. Ich will zu meinem Bruder, bey dem ich meine übrigen Gefangnen habe, gehen. Ich muß sehen, ob sie die Nacht keine Unordnung angefangen haben. Von dar will ich alsbald wieder nach Hause kommen.

Ergasilus. Es thut mir leid, daß der arme alte Mann, zum Besten seines Sohnes, so eine kerkermäßige Handthierung treiben muß. Wenn er ihn zwar auf keine andere Art wieder erhalten kann, so mag er gar einen Schinder abgeben. Ich kann es wohl leiden.

Hegio. Wer redt hier?

Ergasilus. Ich, den deine Betrübniß ganz abmergelt. Ich veralte, verschmachte und verschwinde darüber. Ich bin vor lauter Magerkeit nichts als Haut und Knochen. Es bekömmt mir kein Bissen, den ich zu Hause esse; kaum daß mir das, was ich bey guten Freunden koste, noch gedeyet.

Hegio. Willkommen Ergasilus.

Ergasilus. Die Götter stehen dir bey, Hegio.

Hegio. Nu, nu, weine nur nicht.

Ergasilus. Ich soll nicht weinen? Ich soll so einen rechtschaffnen Jüngling nicht beweinen?

Hegio. Ich habe wohl gesehen, daß mein Sohn und du gute Freunde waret = =

Ergasilus. So gehts. Wir Menschen erkennen unser Glück nicht eher, als bis wir es wiederum verlieren. Seit dem dein Sohn ist gefangen worden, seit dem hab ich erst eingesehen, wie hoch ich ihn zu schätzen habe. Ach wie sehne ich mich nach ihm!

Hegio. Da einem Fremden sein Unglück so nahe geht, wie soll es mich nicht schmerzen, da er mein einziger Sohn ist?

Ergasilus. Ich ein Fremder? Dein Sohn mir ein Frem-

der? O Hegio, sage dieses nicht; glaub es nicht. Er ist dein einziger Sohn, aber mir = = mir ist er noch viel einziger.

Hegio. Ich lobe dich, daß dich deines Freundes Ungemach wie das deine schmerzt. Doch sey nur gutes Muths.

Ergasilus. Ach!

Hegio. Der gute Schelm ist ganz betrübt, weil die Schmausereyen nunmehr abgedankt sind. Hast du denn aber niemanden gefunden, der unterdessen diese abgedankten Schmausereyen in seinen Sold nehmen und commandiren will?

Ergasilus. Du glaubst es wohl; aber nein. Nachdem dein Sohn Philopolemus ist gefangen worden, bedankt sich jedermann für dergleichen Commando.

Hegio. Es wundert mich auch eben nicht, daß sie sich dafür bedanken. Man hat gar zu viel und gar zu vielerley Soldaten dazu nöthig. Da sind erstlich Beckersoldaten. Und von diesen Beckersoldaten giebts wieder unterschiedne Arten. Man braucht Brodsoldaten; man braucht Kuchensoldaten. Hernach kommen die Ziemersoldaten, die Schnepfensoldaten. Und was hat man nicht endlich für eine Menge Fischsoldaten nöthig?

Ergasilus. Wie doch manchmal die größten Köpfe im Verborgnen bleiben! Was solltest du nicht für ein General seyn, und mußt doch als eine Privatperson leben?

Hegio. Sey nur gutes Muths. Ich hoffe, daß ich meinen Sohn in wenig Tagen wieder zu Hause haben will. Denn ich habe gestern einen jungen elienſischen Gefangnen, der von sehr vornehmen und reichen Geschlechte ist, bekommen, und mit diesem hoffe ich ihn zu vertauschen.

Ergasilus. Die Götter geben es!

Hegio. Aber sage mir doch, bist du heute auf den Abend zu Gaste gebeten?

Ergasilus. So viel ich weis, nicht. Aber warum fragst du das?

Hegio. Es ist heute mein Geburtstag, ich will dich also auf den Abend einladen.

Ergasilus. Das war sinnreich gesprochen!

Hegio. Aber du mußt mit wenigem können zufrieden seyn.

Ergasilus. Wenn es nur nicht allzuwenig ist.

Hegio. Wie ich ordentlich zu speisen pflege.

Ergasilus. Nu, nu, biethe mich nur.

Hegio. Wenn mich nur niemand überbiethet. *

Ergasilus. Ey! was für ein Geboth sollte mir und meines gleichen wohl lieber seyn? Mit solchen Bedingungen will ich mich dir mit Grund und Boden zuschlagen lassen.

Hegio. O sage vielmehr ohne Grund und Boden ** = = Doch, wenn du kommen willst, so mußt du bey Zeiten kommen.

Ergasilus. Ich kann itzo gleich kommen.

Hegio. Nein, nein, gehe nur, und sieh, ob du sonst wo etwa einen Hasen auftreiben kannst, die Lerche bleibt dir doch gewiß ***; denn meine Mahlzeit ist allerdings auch für dich ein wenig zu harte und zu rauh.

Ergasilus. O! o! Denke nicht, Hegio, daß du mich dadurch abschrecken wirst. Ich kann meinen Zähnen Schuhe anziehn.

Hegio. Nu, nu, meine Kost wird stachlicht genug seyn.

Ergasilus. Du wirst doch nicht gar Dörner speisen?

Hegio. Lauter Feldgerichte = =

Ergasilus. Das Schwein ist auch ein Feldthier.

* Die Anspielung, die im Lateinischen auf den Kauf überhaupt ist, habe ich nur auf eine Art des Kaufs, auf die Versteigerung, einschränken müssen, damit ich den Scherz beybehalten konnte.

** Wegen seiner Gefräßigkeit.

*** Ich glaube, daß dieses der natürlichste Verstand sey, weil er mit der ersten Rede des Hegio, emtum, nisi qui meliorem affert, am besten übereinkömmt. Ich biethe dich zwar zu Gaste, will Hegio sagen, aber du brauchst deswegen keine beßre Mahlzeit zu versäumen. Findest du einen, der dir was bessers vorsetzen kann, laß dich nicht abhalten. Ich könnte hier dem ältern Scaliger eine gelehrte Untersuchung, was Ciris sey, abborgen, wenn ich glaubte, daß meinen Lesern was daran gelegen seyn würde. Ich habe es nach der gemeinen Art schlechtweg, durch Lerche übersetzt; ich will mir aber diejenigen nicht dadurch zu Feinden machen, welche gebratene Lerchen einem gebratenen Hasen vorziehen. Eine kleine Anmerkung will ich hier noch über den Charakter der Schmarutzer machen. Man wird wenig Stücke bey dem Plautus finden, worinne nicht ein Parasitus vorkommen sollte. Ich kann mich aber in der That auf kein einziges von neuern Lustspielen besinnen, wo so eine Person wäre lächerlich gemacht worden. Doch es ist kein Wunder. Man würde vielleicht ein Hirngespinste lächerlich gemacht haben. Der Charakter eines Schmarutzers hat das Unglück gehabt, mit der Gastfreyheit auszusterben.

Hegio. Vor allen Dingen viel Kraut = =

Ergasilus. Das kannst du den Kranken zu Hause vorsetzen. Hast du mir sonst noch was zu befehlen?

Hegio. Nichts, als daß du bey Zeiten kommen sollst.

Ergasilus. Das hätte ich so nicht vergessen.

Hegio. Ich will herein gehen, und doch überschlagen, wie viel ich Geld bey dem Wechsler stehn habe. Den Gang zu meinem Bruder kann ich versparen bis hernach.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Die Schergen. Philokrates und Tyndarus, die Gefangnen.

Ein Scherge. Da die unsterblichen Götter euch zu diesem Unglück ausersehen haben, so habt ihr es mit Geduld zu ertragen. Durch diese könnt ihr euch eure Last erleichtern. Ich will es glauben, daß ihr in eurem Vaterlande frey gewesen seyd. Da ihr aber itzo in die Knechtschaft gerathen seyd, so wird es gut seyn, wenn ihr euch darein schickt, und sie euch, durch den Gehorsam gegen euren Herrn, so erträglich macht, als es nur möglich ist. Alles was der Herr thut, muß euch recht seyn, wenn es gleich nicht recht ist.

Die Gefangnen. Ach!

Ein Scherge. Der Seufzer war unnöthig, und euer Weinen ist euch zu nichts gut, als die Augen zu verderben. In Trübsalen ist nichts besser, als ein guter Muth.

Die Gefangnen. Allein, wir schämen uns, daß wir gefesselt seyn.

Ein Scherge. So darf es euren Herrn hernach nicht gereuen, daß er euch, die ihr ihm so viel Geld kostet, frey, ohne Ketten, hat gehn lassen, wenn ihr etwa = =

Die Gefangnen. Was befürchtet er sich denn von uns? Wir wissen schon, was unsere Schuldigkeit ist, wenn er uns gleich ungebunden gehen ließe.

Ein Scherge. Ha! ha! Ich sehe schon, worauf ihr umgeht. Ihr sucht zu entfliehn.

Die Gefangnen. Wir entfliehen? Und wohin?

Ein Scherge. Nach Hauſe.

Die Gefangnen. Geh! Es würde ſich ſchlecht für uns ſchicken, zu entfliehn.

Ein Scherge. Nu, nu, wenn ſich die Gelegenheit etwa eräugen ſollte, ſo will ich es euch nicht abrathen.

Die Gefangnen. Eine kleine Bitte haben wir an euch zu thun.

Ein Scherge. Worinne beſteht die?

Die Gefangnen. Wir wollten gerne mit einander ſprechen, ohne, daß uns weder du, noch jemand von dieſen, zuhörte.

Ein Scherge. Gut, das ſoll euch erlaubt ſeyn. Weg von hier! Laßt uns unterdeſſen hier zurück treten. Allein macht es kurz.

Philokrates. Dieſes wünſchte ich eben. Komm hier her Tyndarus.

Ein Scherge. Fort hier! Packt euch zurück!

Tyndarus. Wir ſind euch beyde ſehr verbunden, daß ihr uns dieſe Gefälligkeit erzeigt.

Philokrates. Komm alſo näher hieher, damit ſie nichts von unſern Reden auffangen können. Sie müſſen von unſerer Liſt nicht das geringſte merken. Denn eine Liſt iſt keine Liſt, wenn ſie nicht heimlich gehalten wird; ſie iſt vielmehr das größte Unglück, ſo bald ſie auskömmt. Wenn du dich alſo für meinen Herrn ausgeben willſt, und ich mich als deinen Diener anſtellen ſoll, ſo müſſen wir uns wohl vorſehn, daß wir alles behutſam und ohne Behorcher verrichten. Wir müſſen allen unſern Fleiß, allen unſern Witz dabey anwenden. Die Sache iſt zu wichtig, als daß ſie ſich ſchläfrich treiben ließe.

Tyndarus. Ich will alles thun, wie du es befiehlſt.

Philokrates. Das hoff ich.

Tyndarus. Du ſiehſt wohl, daß ich itzo für dein mir ſo werthes Leben, mein eigen Leben in die Schanze ſchlage.

Philokrates. Es iſt wahr.

Tyndarus. Aber gedenke auch daran, wenn du deinen Zweck wirſt erlangt haben. Denn ich weis wohl, wie die meiſten Menſchen ſind. So lange als ſie nach etwas ſtreben, ſo lange ſind ſie gut; ſo bald ſie es aber erlangt haben, ſo bald

werden sie aus den Besten, die Schlimmsten und Ungetreuesten. Doch ich will hoffen, daß du so seyn werdest, wie ich es wünsche. Ich könnte es mit meinem Vater nicht besser meynen, als ich es mit dir meyne.

Philokrates. In der That, ich habe dich mit Recht meinen Vater zu nennen. Denn nach meinem wirklichen Vater hast du dich am väterlichsten gegen mich bewiesen.

Tyndarus. Ja! Ja!

Philokrates. Ich ermahne dich also, gedenke ja fleißig daran, daß ich nun nicht mehr dein Herr, sondern dein Knecht, bin. Nur das einzige bitte ich dich, da uns die Götter itzo ihren Willen kund gethan, und mich, deinen vorigen Herrn, zu deinem Mitknechte gemacht haben: dieß einzige bitte ich dich, ich, der ich dir sonst mit Recht zu befehlen hatte, ich bitte es dich um unsers ungewissen Glücks, um der Gütigkeit, die dir mein Vater erzeigt hat, um unserer gemeinschaftlichen Knechtschaft willen; ehre mich nicht anders, als ich dich geehrt habe, da du mir dientest, und erinnere dich fleißig, was du gewesen seyst, und was du nun bist.

Tyndarus. Ich weis schon. Ich bin nunmehro du, und du bist ich.

Philokrates. Gut. Wenn du das wohl merken kannst, so können wir hoffen, daß unsre List gelingen werde.

Zweyter Auftritt.

Hegio. Philokrates. Tyndarus.

Hegio. Ich werde gleich wieder herein kommen. Ich will nur diese erst etwas fragen. Wo sind sie, die ich vor die Thüre zu führen befohlen habe?

Philokrates. O, du hast schon dafür gesorgt, daß wir nicht weit seyn können. Wir sind ja mit Ketten und Wachen ganz umschanzt.

Hegio. Wenn man sich auch noch so sehr vorsieht, man kann sich doch nimmermehr zu viel vorsehn. Wenn man manchmal glaubt, sich am besten vorgesehn zu haben, so ist man mit aller seiner Vorsicht betrogen. Oder thue ich etwa unrecht, daß

ich euch so scharf bewache, da ich euch für so viel baares Geld gekauft habe?

Philokrates. Es würde uns nicht geziemen, wenn wir dir deine Vorsicht übel nehmen wollten. Doch würde es sich auch für dich nicht schicken, es uns zu verdenken, wenn wir uns bey Gelegenheit davon machen sollten.

Hegio. Wie ich euch hier bewachen lasse, eben so wird mein Sohn bey euch bewacht.

Philokrates. Ist er auch gefangen worden?

Hegio. Leider!

Philokrates. So sind wir doch nicht die einzigen Bärenhäuter gewesen.

Hegio. Komm hier her. Ich möchte dich gerne alleine um etwas fragen, worinne du mich aber nicht belügen mußt.

Philokrates. Was ich weis, will ich dir wahrhaft gestehen. Wenn ich aber etwas nicht weis, so mußt du mir es auch nicht verdenken, daß ich es nicht weis.

Tyndarus. Nun ist der Alte in der Barbierstube. Das Messer ist schon angesetzt. Gleichwohl giebt er ihm nicht einmal das Tuch um, daß er sich das Kleid nicht garstig mache. Ob er ihn aber glatt, oder über den Kamm scheren wird, weis ich noch nicht. Wenn er aber gescheid ist, so wird er ihn rechtschaffen zerkratzen.

Hegio. Höre! Willst du lieber frey, oder ein Knecht seyn? Sprich!

Philok. Ich will nichts, als was dem Guten am nächsten kömmt, und von dem Uebel am weitesten entfernt ist. Vielen zwar ist die Knechtschaft eben nicht sehr beschwerlich gewesen. Darunter gehöre auch ich. Mein Herr hat mich nicht anders, als sein eigen Kind gehalten.

Tynd. Gut! In der That, nicht einmal für ein Talent wollte ich den Thales aus Milet kaufen. Denn gegen dem seine Weisheit ist die seinige Kinderpossen. Mit was für einer Art hat er nicht die Rede auf die Knechtschaft zu bringen gewußt!

Hegio. Aus was für einem Geschlechte ist dieser Philokrates?

Philok. Aus dem polypluſischen, welches daselbst das mächtigste und geehrteste Geschlecht ist.

Hegio. Aber er selbst, in was für einem Ansehen stehet er in seiner Vaterstadt?

Philok. In großem. Die vornehmsten Leute schätzen ihn.

Hegio. Da er nun, wie du sagst, in solcher Hochachtung bey den Elliensern steht, wie steht es denn um seinen Beutel? Ist er fett?

Philok. Er könnte Unschlitt daraus kochen. Der Alte - -*

Hegio. Was? der Alte? Lebt sein Vater auch noch?

Philok. Als wir von Hause abreiseten, hat er noch gelebt. Ob er aber itzo noch lebt, das muß der Tod am besten wissen.

Tynd. Das geht vortrefflich. Er lügt nicht nur, er fängt auch gar an zu philosophiren.

Hegio. Wie heißt sein Vater?

Philok. Thesaurocrypsonicochrysides.

Hegio. Den Namen hat man ihm gewiß wegen seines großen Reichthums gegeben.

Philok. Nicht allein. Auch wegen seines Geizes, und seiner Kühnheit. Denn sein eigentlicher Name ist Theodoromedes.

Hegio. Was sagst du? So ist sein Vater geizig?

Philok. Nur gar zu geizig. Zum Exempel, daß du doch siehst, was er für ein Mann ist; wann er seinem Genius opfert, so braucht er lauter irdene Gefäße zu dem heiligen Werke, aus Furcht sein Genius möchte sie ihm sonst entwenden. Daraus kannst du sehen, wie viel er andern trauen mag.

Hegio. Gut! Komm, tritt unterdessen hier her. Ich will mich auch bey diesem erkundigen. Philokrates **, dieser hat als

*) Vnde excoquat sevum senex heißt es in den meisten Ausgaben, Douza aber unterscheidet die Personen also: *Phil.* Vnde excoquat sevum. *Heg.* Senex quid pater? vivitne? Allein das Senex kann ganz wohl noch bey der Rede des Philokrates bleiben, nur so, daß es einen neuen Perioden anfängt, worinne er von seinem Vater etwas gedenken will, wo ihm Hegio aber alsbald ins Wort fällt: quid pater? etc. Daß man also vielleicht lesen muß:

Phil. Vnde excoquat sevum. Senex - - -

Heg. Quid Pater? vivitne?

** In den Ausgaben, die ich habe nachsehen können, stehet: Philocrates hic fecit, hominem frugi ut facere oportuit. Dieses ist offenbar falsch.

ein rechtſchaffner Menſch, wie es auch ſeine Schuldigkeit war, gehandelt. Ich weis von ihm, aus was für einem Geſchlechte du biſt. Er hat mirs geſtanden. Wenn du mir es auch geſtehen willſt, es wird dein Schade nicht ſeyn. Unterdeſſen will ich dir doch ſagen, daß ich alles ſchon von ihm weis.

Tyndarus. Er hat ſeine Schuldigkeit gethan, da er dir die Wahrheit geſtanden hat; ob ich gleich mit aller Sorgfalt meinen Adel, mein Geſchlecht und meine Reichthümer habe verbergen wollen. Da ich aber Vaterland und Freyheit verlohren habe, ſo kann ich es ihm freylich nicht verdenken, daß er mich weniger als dich fürchtet. Die feindliche Gewalt hat meinen Stand dem ſeinigen gleich gemacht. Vorher durfte er mich nicht mit einem Worte beleidigen; itzo kann er es mit der That thun. Aber, wie du ſiehſt, das Glück verfährt mit uns Menſchen nach ſeinem Kopfe. Ich war frey, nun bin ich ein Knecht. Vom höchſten macht es mich zum letzten. Sonſt war ich gewohnt zu befehlen, nun muß ich mir befehlen laſſen. Wenn ich zwar einen Herrn bekommen habe, wie ich ſelbſt gegen meine Leute geweſen bin, ſo darf ich mich nicht befürchten, daß er mir was ungerechtes oder allzu beſchwerliches gebiethen werde. Dieſes einzige, Hegio, will ich dir nur ſagen, = = wenn du es nicht übel nehmen willſt = =

Hegio. Rede frey.

Tyndar. Ich bin eben ſowohl frey geweſen, als dein Sohn. Wir haben, ſowohl er als ich, durch die feindliche Macht unſre Freyheit verlohren. Er dienet bey uns nicht anders, als ich bey euch diene. Es iſt ganz gewiß ein Gott, welcher, was wir thun, hört und ſieht. Wie du mich hier halten wirſt, ſo wird er machen, daß man deinen Sohn auch bey uns hält. Führſt du dich gütig gegen mich auf, ſo wird es ihm zu ſtatten kommen, biſt du hart gegen mich, ſo wird man es auch gegen ihn ſeyn. So ſehr du nach deinem Sohne verlangſt, ſo ſehr verlangt auch mein Vater nach mir.

Bey Philokrates iſt das Comma unentbehrlich, welches hier die Anrede ſeyn muß; denn Hegio wußte es ja nicht, daß es Philokrates, mit dem er geredt hätte.

Hegio. Ich glaube alles das. Doch wirst du mir es gestehen, was er mir gestanden hat?

Tynd. Ich gestehe dir, daß mein Vater großen Reichthum besitzet, und daß ich aus vornehmen Geschlechte bin. Allein ich bitte dich, Hegio, laß dich meine Reichthümer nicht geiziger machen; und bringe meinen Vater nicht dahin, daß er es für anständiger halten muß, mich, ob ich gleich sein einziger Sohn bin, lieber bey dir in der Knechtschaft zu lassen, wo du mich auf deine Unkosten satt machen und kleiden mußt, als mich da, wo es mir am wenigsten anständig seyn würde, betteln zu sehen.

Hegio. Ich bin durch den Segen der Götter, und den Fleiß meiner Vorfahren reich genug. Zwar glaube ich nicht, daß man den Gewinnst allezeit verachten muß, ich weis vielmehr, daß viele Leute dadurch groß geworden sind. Allein ich weis auch, daß zuweilen Schaden besser ist, als Gewinnst. Ich hasse das Geld, es ist vielen ein schlechter Rathgeber gewesen. Höre also, und vernimm meine ganze Sinnesmeynung. Mein Sohn dienet bey euch in Elis, als ein Gefangner. Wenn du mir ihn zurück schaffst, so sollst du keinen Häller mehr geben. Ich will dich und deinen Knecht gehen lassen. Anders aber laß ich euch nicht frey.

Tynd. Dein Verlangen ist gut und billig. Du bist der rechtschaffenste Mann. Allein ist dein Sohn ein privat oder ein öffentlicher Gefangner?

Hegio. Ein privat Gefangner, bey dem Arzt Menarchus.

Phil. Vortrefflich. Menarchus ist dieses sein Client. Die Sache wird gehn, als ob sie geschmiert wäre*.

Hegio. Mache also, daß er ranzionirt wird.

Tynd. Es soll geschehn. Aber das bitte ich dich Hegio = =

Hegio. Nur bitte nichts, was diesem Vornehmen zuwider läuft; sonst alles = =

Tynd. Höre mich nur. Ich verlange nicht, daß du mich eher frey lassen sollst, als du deinen Sohn wieder bekommen

* Man halte mir den Ausdruck zu gute. Ich habe etwas setzen wollen, welches dem Lateinischen, welches ein Sprüchwort zu seyn scheinet, ein wenig ähnlich sey.

haſt. Allein das bitte ich dich. Schlag mir dieſen um ein Gewiſſes an. Ich will ihn zu meinem Vater ſchicken, damit er deinen Sohn ranzioniren kann.

Hegio. Ich dächte, wir ſchickten lieber einen andern, ſo bald als Waffenſtilleſtand ſeyn wird. Ein andrer kann ſich mit deinem Vater eben ſo wohl beſprechen, und deine Befehle nach deinem Willen ausrichten.

Tynd. Nein, einen Unbekannten an ihn zu ſchicken, taugt nichts. Es wäre alles umſonſt. Schicke dieſen. Der wird alles ausrichten können, wenn er hinkömmt. Du kannſt keinen Getreuern, keinen, dem er mehr zutraute, ſchicken. Es iſt ein Knecht, der völlig nach ſeinem Sinne iſt. Wem ſollte er alſo wohl ſeinen Sohn ſichrer vertrauen können? Beſorge nichts, ich will auf meine Gefahr ſeine Treue probiren. Ich verlaſſe mich auf ſeine Ehrlichkeit, weil er weis, daß ich gütig gegen ihn geſinnt bin.

Hegio. Gut, wenn du es ſo haben willſt, ſo mag er auf deine Gefahr gehen. Ich will dir ihn anſchlagen.

Tynd. Ich ſähe aber gerne, daß du ihn je eher je lieber abfertigteſt.

Hegio. Willſt du mir aber, wenn er nicht wieder kömmt, zwanzig Pfund für ihn geben?

Tynd. Ja, die will ich dir geben.

Hegio. Ihr da! Nehmt dieſem die Ketten, oder nehmt ſie vielmehr allen beyden ab.

Tynd. Die Götter beglücken dich mit allem was du wünſcheſt, da du mich ſo vieler Ehre würdigeſt, und mir die Ketten abnimmſt. In der That, es iſt mir eben nicht beſchwerlich, daß ich das Halsband ablegen ſoll.

Hegio. Rechtſchaffnen Leuten iſt der Dank für die Wohlthat, die ſie rechtſchaffnen Leuten erzeigt haben, zuwider. Wenn du ihn alſo nach Hauſe ſenden willſt, ſo ſage, unterrichte, befiehl, was er deinem Vater melden ſoll. Soll ich ihn herrufen?

Tynd. Ja ruf ihn*.

* Ich weis in der That nicht, warum hier ein neuer Auftritt angehen ſoll. Tyndarus war ja nicht abgegangen, ſondern Hegio hatte ihn nur bey Seite geführt, und er war bloß einige Zeit ohne Handlung geblieben.

Dritter Auftritt.

Hegio. Philokrates. Tyndarus.

Hegio. Wollten die Götter, daß dieses Vorhaben für mich, meinen Sohn und euch glücklich ausschlage! Du, dein neuer Herr befiehlt dir deinem alten Herrn, in allem was er verlangt, treulich zu gehorchen. Ich habe dich ihm für 20 Pfund angeschlagen. Er spricht, er wolle dich zu seinem Vater schicken, damit dieser meinen Sohn ranzionire, und wir also unsre Söhne mit einander austauschen können.

Philok. Ich halte meine Dienste auf allen Seiten bereit. Ihr könnt mich wie eine Töpferscheibe gebrauchen. Ich lasse mich zu dir und zu ihm drehen, wie ihr es verlangt.

Hegio. Diese deine Dienstfertigkeit wird dir das meiste nutzen, da du dich bey deiner Knechtschaft so verhältst, wie es dir geziemet. Folge mir! Hier ist er.

Tynd. Ich danke dir, daß du mir Macht und Gewalt giebst, diesen als einen Bothen zu meinem Vater zu schicken, der ihm alles umständlich berichte, wie es mit mir hier stehe, und wie ich es wolle gehalten haben. Hegio und ich, Tyndarus, sind mit einander eins geworden, daß ich dich nach Hause schicken soll. Er hat dich mir um ein Gewisses angeschlagen. Ich soll ihm nämlich, wenn du nicht wieder zurück kömmst, zwanzig Pfund für dich bezahlen.

Philok. Das habt ihr sehr wohl ausgemacht. Denn dein Vater wartet gewiß, daß du mich oder einen Bothen an ihn schicken wirst.

Tynd. Vernimm also wohl, was du meinem Vater zu Hause berichten sollst.

Philok. Wie ich mich, Philokrates, bis anhero gegen dich erzeiget habe, will ich mich noch stets erzeigen. Alles, was deinen Umständen am zuträglichsten ist, will ich mich mit Leibs- und Seelenkräften auszurichten bestreben.

Tynd. Du thust dadurch, was dir geziemt. Doch höre mir nunmehro zu. Vor allen Dingen grüße meinen Vater und meine Mutter und unsere Verwandten, und alle, die uns sonst wohlwollen. Sage ihnen, daß ich mich wohl befinde, daß ich

bey dieſem rechtſchaffnen Manne diene, und daß er mir alle Ehre erzeige.

Philok. Das brauchſt du mir nicht zu befehlen. Ich würde es ſo thun.

Tynd. Ich wäre bey ihm wie frey, nur daß ich einen Wächter um mich hätte. Und endlich ſage meinem Vater, auf was für Art ich mit ihm, wegen ſeines Sohns, einig geworden wäre.

Philok. Du hälſt dich nur auf, da du mir etwas befiehlſt, was ich ohnedem thun würde.

Tynd. Nämlich, daß er ſeinen Sohn ranzioniren, und ihn an unſer beyder Statt zurück ſchicken ſolle.

Philok. Das will ich nicht vergeſſen.

Hegio. Er ſoll es aber, ſo bald als möglich, thun, weil beyden Theilen daran gelegen iſt.

Philok. O die Begierde, ſeinen Sohn wieder zu ſehn, wird bey ihm nicht geringer als bey dir ſeyn.

Hegio. Ja, ich liebe meinen Sohn, und ein jeder liebt den ſeinigen.

Philok. Haſt du ſonſt noch was an den Vater zu beſtellen?

Tynd. Daß ich mich hier wohl befinde. Außerdem kannſt du ihn, Tyndarus, auch kühnlich verſichern, daß wir ſehr wohl mit einander ausgekommen wären, daß du keinen Fehler begangen habeſt, und daß ich dir nicht zuwider geweſen ſey. Du habeſt deinem Herrn in dieſen Trübſalen treulich beygeſtanden; du habeſt mich niemals verlaſſen, und ſeyſt mir in zweifelhaften und unglücklichen Fällen mit Rath und That an die Hand gegangen. Und wenn mein Vater hören wird, wie du, Tyndarus, gegen ſeinen Sohn ſeyſt geſinnt geweſen, ſo wird er nimmermehr ſo geizig ſeyn, daß er dir deine Freyheit nicht ohne Entgeld ertheilte. Ich ſelbſt will, wenn ich nach Hauſe komme, alles mögliche beytragen, daß er es deſto eher thue. Denn dir, deiner Leutſeligkeit, Tugend und Weisheit habe ich es zu danken, daß ich wieder zu meinen Aeltern werde zurück kehren können. Nach deiner Weisheit entdeckteſt du dem Hegio mein Geſchlecht und Vermögen, und nur dadurch befreyteſt du deinen Herrn aus den Ketten.

Philok. Ich habe alles gethan, was du ſagſt, und es iſt mir lieb, daß du dich deſſen erinnerſt. Ich habe nach meiner Pflicht mit dir gehandelt. Denn wenn ich, Philokrates, itzo auch erzählen wollte, wie viel Wohlthaten du mir erzeigt haſt, ſo würde ſich der Tag eher als meine Erzählung endigen. Denn wenn du auch ſelbſt mein Knecht wäreſt, ſo hätteſt du nicht ergebner gegen mich ſeyn können.

Hegio. O ihr Götter, was ſind das für großmüthige Seelen! Sie preſſen mir Thränen aus. Wie herzlich ſie ſich lieben. Mit was für Lobſprüchen belegt nicht der Knecht ſeinen Herrn.

Philok. O, er verdient hundertmal mehr gelobt zu werden, als er mich gelobt hat.

Hegio. Wann du alſo ſo treulich an ihn gehandelt haſt, ſiehe, hier haſt du eine Gelegenheit, deine Verdienſte gegen ihn vollkommen zu machen. Sey auch hierinne treu.

Philok. Man ſoll nicht treuer ſeyn können, ſo treu will ich mich zu ſeyn beſtreben. Und daß du mir, Hegio, deſto eher glaubeſt, ſo rufe ich den höchſten Jupiter zum Zeugen an, daß ich dem Philokrates nimmermehr untreu ſeyn werde.

Hegio. Du biſt ein wackrer Menſch!

Philok. Ich will an ihm handeln, wie ich an mir ſelbſt handeln würde.

Tynd. Gut! Bekräftige nur dieſe deine Reden auch mit der That. Weil ich dir aber noch nicht alles, was ich wollte, geſagt habe, ſo höre, doch hüte dich, daß du dich durch meine Worte nicht zum Zorne reizen laſſeſt. Ich bitte dich, bedenke, daß du auf mein Wort nach Hauſe geſchickt wirſt, daß du mir angeſchlagen biſt, und daß ich mein Leben hier für dich zum Pfande ſetze. Vergiß mich nicht etwan, ſo bald du mich aus den Augen gelaſſen haſt. Da du mich für dich hier in der Gefangenſchaft läſſeſt, ſo glaube nicht, daß du ſelbſt frey ſeyſt, und könneſt dein Pfand in Stiche laſſen; und brauchteſt dich nicht zu bemühen, daß ſein Sohn für mich ranzioniret werde. Bedenke es ja, du biſt mir um 20 Pfund angeſchlagen. Mache mein Vertrauen auf dich nicht zu Schanden. Laß dein Wort nicht in Wind geſprochen ſeyn. Ich weis, der Vater wird alles thun, was ihm zu thun zukömmt. Mache, daß du mich zu

deinem beſtändigen Freunde behältſt, und an dem Hegio einen neuen Freund gefunden habeſt. Sieh, ich bitte dich um des Handſchlags, den meine Rechte der deinen giebt, ſey mir nicht ungetreuer, als ich dir bin. Bedenke, du biſt itzo mein Herr, mein Patron, mein Vater. Auf dich gründet ſich itzo meine Hoffnung und mein Glück.

Philok. Du haſt mir genug befohlen. Biſt du zufrieden, wenn ich das, was du mir befohlen haſt, ausrichte?

Tyndarus. Ja.

Philok. Ich hoffe mit Ehren nach deinem, und meinem Wunſche wieder zurück zu kommen. Iſt ſonſt noch was?

Tynd. Komm, ſo bald es möglich iſt, wieder.

Philok. Das verſteht ſich.

Hegio. Folge mir, ich will dir von meinem Wechsler Reiſegeld auszahlen laſſen, und will dir zugleich von dem Prätor einen Paß verſchaffen.

Tynd. Was für einen Paß?

Hegio. Den er mit ſich nehmen muß, daß ihn unſre Truppen in ſein Vaterland reiſen laſſen. Gehe du unterdeſſen herein.

Tynd. Reiſe alſo glücklich Tyndarus.

Philok. Lebe wohl.

Hegio. Ich danke es den Göttern, daß ich dieſe zwey von den Quäſtors gekauft habe. Ich habe meine Sache durch ſie auf einen rechten guten Fuß geſetzt. Mein Sohn iſt alſo, wenn es die Götter wollen, ſo gut als frey. Und ich konnte noch bey mir anſtehen, ob ich ſie kaufen, oder ob ich ſie nicht kaufen ſollte? Ihr Knechte, bewacht ihn drinnen wohl. Laßt ihn keinen Schritt, ohne ihn zu beobachten, thun. Ich werde gleich wieder zu Hauſe ſeyn. Ich will nur erſt ſehn, was bey meinem Bruder die übrigen Gefangnen machen. Ich muß mich doch zugleich erkundigen, ob einer von ihnen dieſen Jüngling kennt. Du folge mir, daß ich dich reiſen kann laſſen, denn dieſes geht allen andern vor.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ergasilus.

Das ist ein elender Mensch, der seine Nahrung sucht, und sie mit Mühe findet; der ist aber noch viel elender, der sie mit Mühe sucht, und sie gar nicht findet*. Ja, ja, das ist der allerelendeste, der gerne essen will, und nichts zu essen hat. Ich möchte diesem Tage gleich die Augen auskratzen, wenn es angienge; so unbarmherzig sind alle Sterbliche heut gegen mich. Ich habe keinen verhungertern, keinen fasttäglichern Tag gesehen. Es geht mir nichts an demselben von Statten, ich mag anfangen, was ich will. Magen und Kehle feyern also heute bey mir Fastnachten. Nun kannst du dich, du ganze Schmarutzkunst, nur an Galgen packen; denn die Jugend entfernt sich von uns armen Possenreißern ganz und gar. Was bekümmern sie sich itzo mehr um die lakonischen Schlägefaulen, um die Prügelgeduldigen, welche wohl Einfälle, aber weder Brodt, noch Geld, haben. Sie bitten nur itzo die zu Gaste, die sie, wenn es ihnen geschmeckt hat, wieder bitten können. Sie kaufen gar itzo selber zur Mahlzeit ein, welches doch sonst die Schmarutzer thun mußten. Sie verhüllen sich eben so wenig den Kopf, wenn sie vom Markte zum Hurenwirth gehen, als wenn sie in ihrer Zunft zu eines Verdammung ihre Stimmen geben. Sie achten die Lustigmacher nicht einen Pfiff mehr. Sie lieben sich alle nur alleine. Als ich von hier weg gieng, machte ich mich auf dem Markte unter die Jünglinge. Seyd gegrüßt, sprach ich. Wo wollen wir heute zu Mittage speisen? Keiner antwortet. Nu, wer wird uns denn einladen? Aber alle sind stumm. Keiner will über mich lachen. Wo wollen wir zu Abend speisen? fragte ich wieder. Und alle schütteln den Kopf. Ich bringe darauf ein schnackisches Wort, eine von meinen besten Schnacken vor, eine, die mir wohl sonst einen ganzen Monat lang den

* In dem Lateinischen scheinet eine dreyfache Gradation zu seyn; die andre und dritte aber ist, wenn man sie recht betrachtet, einerley; daß also der Superlativus nichts als eine Bestätigung des Comparativi hier seyn kann, wie ich es in der Uebersetzung deutlicher zu machen mich bemüht habe.

Tisch verdienen mußte. Allein, niemand lacht. Ich merkte bald, daß es eine abgeredte Sache war. Keiner von ihnen wollte es nicht einmal wie die geneckten Hunde machen, daß er wenigstens die Zähne gefletscht hätte, da er nicht lachen wollte. Weil ich sehe, daß man mich so zum Narren hat, so gehe ich fort. Ich komme zu andern, wieder zu andern, und wieder zu andern: alle sind einerley. Sie sind alle von einem Schlage, wie die Oelmäckler auf dem Velabrum*. Ich komme eben von da her, weil ich mich nicht länger wollte verspotten lassen. O es sind noch mehr Schmarutzer, die alle vergebens auf dem Markte auf und nieder spazieren. Ich habe es aber nunmehro beschlossen, mein Recht nach den römischen Gesetzen auszuführen. Ich will denen einen Termin setzen; ich will sie rechtschaffen strafen, die darauf umgehn, daß sie mir zu essen und zu leben verwehren wollen. Sie sollen mir zehn Mahlzeiten geben müssen, so wie ich sie verlange, und noch dazu bey der theuersten Zeit. Ja, das will ich thun. Voritzo aber will ich nach dem Hafen gehen. Ich habe da noch eine kleine Schmausehoffnung; wird aber auch dieser der Hals gebrochen, so muß ich mich schon mit der rauhen Mahlzeit bey dem alten Hegio begnügen.

Zweyter Auftritt.

Hegio.

Was ist angenehmer, als wenn man, mit allgemeinem Beyfall**, eine Sache wohl ausgeführt hat, wie ich gestern gethan habe, da ich die zwey Gefangnen kaufte? Wer mich sieht,

* Velabrum hieß ein Platz in Rom an dem aventinischen Berge, wo die Oelverkäufer ihre Buden hatten. Plautus hat zwar in diesem Stücke den Schauplatz nach Aetolien verlegt, gleichwohl macht er sich kein Bedenken, Oerter, welche in Rom waren, darinne so anzuführen, als ob sie an dem Orte selbst wären, wo diese Vorstellung geschieht. Die römischen Zuschauer mußten zu seiner Zeit noch nicht sehr ekel seyn, weil er dergleichen Verwirrungen, ohne getadelt zu werden, brauchen konnte. In dem ersten Auftritt des ersten Aufzugs haben wir schon ein Exempel davon gehabt, wo er von der porta trigemina redet, welche in Rom war, und an der die Bettelleute am häufigsten sassen.

** Ich glaube nicht, daß bono publico etwas anders hier heißen kann. Denn des Lambinus Erklärung ist sehr weit hergeholt.

kömmt mir entgegen, und wünſcht mir deswegen Glück. Sie haben mich durch ihr Stillеſtehnlaſſen und durch ihr Zurückhalten ganz ermüdet. Mit Mühe und Noth konnte ich mich durch die vielen Glückwünſche durchdringen. Endlich kam ich doch bis zum Prätor, wo ich ein wenig ausruhte, und um einen Paß bath. Ich bekam ihn. Ich habe ihn auch ſchon dem Tyndarus gegeben, welcher ſich alſobald mit auf den Weg machte. Von dar komme ich nun itzo nach Hauſe. Auf dem Rückwege aber bin ich bey meinem Bruder eingeſprochen, wo ich meine übrigen Gefangnen habe. Ich fragte ſie, ob einer von ihnen den Philokrates aus Elis kenne? Endlich ſchreyt dieſer, es wäre ſein guter Freund. Ich ſagte ihm, er wäre bey mir; worauf er mich inſtändigſt bath, daß er ihn ſehen dürfe. Ich ließ ihn auch alſobald los ſchließen. Du, folge mir numehro, daß ich deine Bitte erfüllen kann. Du ſollſt ihn ſprechen.

Dritter Auftritt.

Tyndarus.

Ach! Itzo wollte ich auch lieber gelebt haben, als leben. Hoffnung, Rath und Hülfe fliehen und verlaſſen mich. Dieſes iſt der Tag, an welchem ich keine Rettung meines Lebens mehr zu hoffen habe. Es iſt keine Zuflucht mehr für mich; keine Hoffnung, die mir dieſe Furcht benehmen könnte. Ich weis auf keine Art meine betrügriſche Lügen zu bemänteln, auf keine Art meine ſykophantiſchen Teuſchereyen zu beſchönigen. Ich kann eben ſo wenig meine Untreue abbitten, als entfliehen. Die Hartnäckigkeit wird mir eben ſo wenig, als neue Liſt, helfen. Allein, unſre Geheimniſſe ſind entdeckt. Unſre Liſt iſt verrathen. Alles iſt offenbar. Es iſt ausgemacht, ich bin verlohren, für mich und meinen Herrn. Ariſtophontes, der eben itzo kam, iſt mein Unglück. Er kennt mich. Er iſt des Philokrates Verwandter und guter Freund. Wenn mich auch die Errettung ſelbſt erretten wollte, ſie kann es nicht; es iſt unmöglich. = = Wo ich mich nicht noch auf eine Liſt beſinne = = Aber, zum Henker, auf was für eine? Was ſoll ich erdenken? Ich will = = Ach, es iſt alles nichts; es ſind Poſſen. Da ſteck ich!

Vierter Auftritt.

Hegio. Tyndarus. Ariſtophontes.

Hegio. Nu, wo iſt der aus dem Hauſe hingerennt?

Tyndarus. Nunmehr bin ich verlohren. Die Feinde kommen auf dich los, Tyndarus; was wirſt du ſagen? Was wirſt du vorbringen? Was wirſt du leugnen? Was wirſt du geſtehn? Ach, ich bin in allen ungewiß. Worauf ſoll ich mich verlaſſen? Daß du doch eher umgekommen wäreſt, Ariſtophontes, als du aus deinem Vaterlande kameſt. Du verwirreſt alle unſre Anſchläge. Alles iſt zu nichte, wenn ich nicht eine recht erſchreckliche Liſt erſinne = = =

Hegio. Folge mir. Hier iſt er. Gehe zu ihm, rede mit ihm.

Tyndarus. Wer kann unglücklicher ſeyn, als ich?

Ariſtophontes. Was iſt das? Warum wendeſt du denn die Augen von mir weg, Tyndarus? Warum verachteſt du mich denn, als einen Fremden, als wenn du mich niemals gekannt hätteſt? Ich bin itzo ſo gut ein Knecht, als du; ob ich gleich zu Hauſe bin frey geweſen, und du von deiner Kindheit an in Elis gedient haſt.

Hegio. O, ich wundre mich gar nicht, daß er dich nicht anſehn will. Er zürnt auf dich, daß du ihn, anſtatt Philokrates, Tyndarus nenneſt.

Tyndarus. Hegio, dieſer Menſch iſt in Elis für raſend gehalten worden. Höre ja nicht auf ſeine Reden. Er hat Vater und Mutter mit dem Wurfſpieße verfolgt. Daher bekömmt er auch noch zuweilen die ſchwere Noth. Mache dich alſo ja nicht allzunahe an ihn.

Hegio. Fort mit dem von mir! Fort!

Ariſtophontes. Was ſagſt du Galgenſtrick? Ich raſend? Ich hätte meinen Vater und meine Mutter mit dem Wurfſpieße verfolgt? Und ich hätte eine Krankheit, daß man mich anſpeyen müßte?*

* Man weis nicht, ob die Alten, wenn ſie einen ſolchen Kranken ſahen, ihn deswegen angeſpien haben, weil ſie glaubten, daß es ihm geſund ſey, oder ob ſie es aus Abſcheu gethan haben: ſo viel iſt aus einigen Stellen des Plinius klar, daß Morbus qui inſputatur nichts anders als die Epilepſie ſey.

Hegio. Gieb dich zufrieden. Es sind mehr Leute mit diesem Unglücke behaftet, denen das Anspeyen ganz heilsam gewesen ist.

Tyndarus. O, es hat auch vielen in Elis geholfen.

Aristophontes. So? Und du glaubst ihm das?

Hegio. Was soll ich ihm glauben?

Aristophontes. Daß ich rasend sey.

Tyndarus. Siehst du, mit was für einem gräßlichen Gesichte er uns ansieht? Es ist am besten, man giebt ihm nach, Hegio, wie ich dir es gesagt habe, seine Raserey nimmt zu, nimm dich in Acht.

Hegio. Ich merkte es gleich, daß es nicht richtig mit ihm stehen mußte, weil er dich Tyndarus nannte.

Tyndarus. Je, er weis ja manchmal seinen eignen Namen nicht, und kennt sich selber nicht.

Hegio. Aber er sagte auch, du wärst sein guter Freund.

Tyndarus. Das könnt ich eben nicht sagen. Alkmäo, Orestes und Lykurgus könnten sich mit eben so vielem Rechte meinen guten Freund nennen, als er.

Aristophontes. Und du nichtswürdiger Kerl unterstehst dich, so viel Uebles von mir zu sprechen? Kenne ich dich etwa nicht?

Hegio. Das ist ganz offenbar, daß du ihn nicht kennest. Sonst würdest du ihn nicht Tyndarus, anstatt Philokrates, genannt haben. Den, den du siehst, kennst du nicht, und nennst den, den du nicht siehst.

Aristophontes. Nein, nein, sondern er giebt sich für einen aus, der er nicht ist, und wer er ist, verleugnet er.

Tyndarus. So? Du willst der seyn, der den Philokrates Lügen straft?

Aristoph. Aber du, wie ich wohl sehe, willst der seyn, der die Wahrheit durch seine Lügen unterdrückt? Sieh mich doch recht an, ich bitte dich.

Tyndar. Nu.

Aristoph. Ey! Und du sprichst, du wärst nicht Tyndarus?

Tyndar. Eben das sprech ich.

Aristoph. Du sprichst, du wärst Philokrates?

Tyndar. Das sprech ich, ja.

Ariſtoph. Und du glaubſt ihm?

Hegio. Mehr als dir und mir. Der, für den du ihn ausgiebſt, iſt heute von uns nach Elis zu dieſes Vater geſandt worden.

Ariſtoph. Seinem Vater? Der Knecht?

Tyndar. Biſt du doch itzo auch ein Knecht, ob du gleich ſonſt frey wareſt. Und ich, ich hoffe es auch zu ſeyn, ſo bald ſein Sohn durch mich die Freyheit wird erhalten haben.

Ariſtoph. Was ſprichſt du, Galgenſtrick? Du nennſt dich frey gebohren.

Tyndar. Nicht doch, ich heiße nicht Freygebohren, ſondern Philokrates.

Ariſtoph. Was? Höre einmal, Hegio, was er noch für Narrenspoſſen treibt. Glaube mir, es iſt der Knecht ſelbſt, und er hat niemals einen Knecht außer ſich ſelbſt gehabt.

Tyndar. Da du ſelbſt in deinem Vaterlande Mangel leideſt und nichts zu leben haſt, ſo wundert mich es gar nicht, daß du dir alle gleich zu ſeyn wünſcheſt. Die Unglücklichen ſind meiſtentheils ſo, ſie ſind mißgönſtig, und beneiden die Glücklichen.

Ariſtoph. Ich bitte dich nochmals, Hegio, höre auf ihm ſo ohne Grund zu trauen. So viel ich vermuthe, hat er dir ohne Zweifel ſchon einen Streich geſpielt. Was er von der Auslöſung deines Sohnes ſpricht, das will mir gar nicht gefallen.

Tyndar. Ich glaub es wohl, daß du es nicht gerne ſehen würdeſt. Gleichwohl will ich es thun, wenn mir die Götter beyſtehen. Ich will ihm ſeinen Sohn wieder zuſtellen, und er wird ein gleiches mit mir meinem Vater thun. Und in dieſer Abſicht habe ich den Tyndarus nach Hauſe geſchickt.

Ariſtoph. Biſt denn dus aber nicht ſelber? Es iſt ja ſonſt in ganz Elis kein Knecht dieſes Namens.

Tyndar. So fährſt du doch fort, mir meine Knechtſchaft vorzuwerfen, in die mich die feindliche Gewalt gezwungen hat?

Ariſtoph. Nein, länger kann ich mich nicht halten.

Tyndar. Hörſt du, was er ſagt? Mache dich ja fort! Bald wird er uns mit Steinen verfolgen, wenn du ihn nicht gleich zu binden beſiehlſt.

Ariſtoph. Welche Marter!

Tyndar. Die Augen brennen ihm. Nun ist der Strick nöthig, Hegio. Siehst du nicht, wie er im Gesichte ganz schwarzgelbe wird? Das schwarze Geblüte macht ihn unsinnig.

Aristoph. Aber dein böses Geblüte sollte dir der Schinder schon abzapfen, wenn Hegio klug wäre.

Tynd. Er redt schon ganz verkehrt. Die Furien schrecken den armen Mann.

Hegio. Wie, Philokrates, wenn ich ihn binden ließe?

Tynd. Du könntest nicht klüger thun.

Aristoph. Ich ärgre mich, daß ich keinen Stein bey der Hand habe; damit ich dem verdammten Kerl, der mich durch seine Reden unsinnig machen will, den Hirnschädel zerschmeißen könnte.

Tynd. Hörst du? Er sucht einen Stein.

Aristoph. Ich will dich alleine sprechen, Hegio.

Hegio. Bleib nur dort, wenn du mir was sagen willst, ich will es schon von weitem hören.

Tynd. Zum Henker, wenn du dir ihn auch ließest näher kommen, so wärs um deine Nase gewiß geschehen. Er würde dir sie mit Wurzel und Stiel wegbeißen.

Aristoph. Glaube nicht, Hegio, daß ich unsinnig bin, oder daß ich es jemals gewesen sey. Ich habe die Krankheit nicht, deren er mich beschuldiget. Wenn du dich aber vor mir fürchtest, gut, so laß mich binden, nur laß diesen auch mit binden.

Tynd. Ja, ja, Hegio, laß ihn nur binden, wie er es selbst begehrt.

Aristoph. Schweig nur. Ich will dich schon, falscher Philokrates, noch heute überführen, daß du der wahre Tyndarus bist. Nu, was winkst du mir mit dem Kopfe?

Tynd. Ich winkte dir?*

* Diese und die folgende Rede ist in allen Ausgaben nur eine. Allein ich sehe nicht, was Tyndarus mit dem andern sagen wollte; wenn man es aber dem Aristophontes in den Mund legt, wie ich es hier gethan habe, so hat es einen ganz natürlichen Verstand. Er winkt mir, will er sagen, da du so nahe dabey stehst, wenn du weiter davon stündest, so würde er mich gar schweigen heißen.

Ariſtoph. Was würde er nicht thun, wenn du weiter davon ſtündeſt.

Hegio. Was meynſt du, ob ich wohl mit dem Unſinnigen rede?

Tynd. Er wird dir Poſſen vormachen, er wird dir Zeug ſchwatzen, das weder Kopf noch Schwanz hat. Es iſt der vollkommne Ajax, nur daß ihm ſein Anputz fehlt.

Hegio. Es ſchadet nichts; ich will doch mit ihm reden.

Tynd. Nun bin ich verlohren. Itzo ſtehe ich auf der gefährlichſten Stufe. Was ſoll ich anfangen?

Hegio. Ariſtophontes, ich will dir doch zuhören, wenn du mir was zu ſagen haſt.

Ariſtoph. Du wirſt alſo hören, daß das die Wahrheit ſey, was du für eine Lügen gehalten haſt. Vor allen Dingen aber mußt du überzeugt ſeyn, daß ich kein Unſinniger bin, und daß ich keine Krankheit habe, außer meiner Knechtſchaft. Wenn ich und du aber nicht eben ſo wohl Philokrates ſind, als dieſer, ſo ſtrafe mich der König aller Götter und Menſchen, und laſſe mich mein Vaterland niemals wieder ſehen.

Hegio. Nu ſo ſage mir doch, wer iſt er denn ſonſt?

Ariſtoph. Kein andrer, als für den ich ihn gleich anfangs ausgegeben habe. Und wenn du es anders befindeſt, als ich es ſage, ſo will ich meiner Freyheit und meiner Aeltern bey dir verluſtig werden.

Hegio. Was ſagſt du dazu?

Tynd. Daß ich dein Knecht bin, und du mein Herr biſt.

Hegio. Darnach frage ich nicht. Biſt du frey geweſen?

Tynd. Ja.

Ariſtoph. Nein, er iſt es niemals geweſen. Er hintergeht.

Tynd. Wie kannſt du denn das wiſſen? Biſt du denn etwa bey meiner Mutter Hebamme geweſen, daß du es ſo kühnlich behaupten kannſt?

Ariſtoph. Ich habe dich, da wir beyde noch Kinder waren, gekannt.

Tynd. Und ich kenne dich itzo, da wir beyde erwachſen ſind.

Ariſtoph. Siehſt du, wie er wieder Poſſen treibt! *

* Das Hem rurſum tibi! habe ich lieber dem Ariſtophontes in Mund legen wollen. Tyndarus hatte ſich ſchon oben einmal durch eine ſolche

Tynd. Wenn du klug wärest, so solltest du dich um mich gar nicht bekümmern; denn bekümmre ich mich denn um dich?

Hegio. Hat sein Vater nicht Thesaurocrypsonicochrysides geheißen?

Aristoph. Nichts weniger. Ich habe Zeit meines Lebens den Namen nicht gehört. Des Philokrates Vater heißt Theodoromedes.

Tynd. Nun ist es aus mit mir. O so ruhe doch, mein Herz, oder geh an Galgen. Du hüpfest, und ich armer Teufel kann vor Furcht kaum stehen.

Hegio. So kann ich es gewiß glauben, daß dieser in Elis gedienet hat, und daß er Philokrates nicht ist?

Aristoph. Ja, und du wirst es niemals anders befinden. Aber wo ist denn der rechte Philokrates?

Hegio. Da, wo er sich am liebsten, und ich ihn am wenigsten zu seyn wünsche. Und so bin ich doch durch dieses Ruchlosen Betrügerey so jämmerlich angeführt worden; so hat man mich doch, nach eignem Belieben, bey der Nase herumgezogen? Aber hüte dich = =

Aristoph. Ich sage dir nichts, als was ich ganz gewiß weis.

Hegio. Ganz gewiß also?

Aristoph. Du wirst niemals was gewissers finden. Philokrates und ich sind von den ersten Jahren der Kindheit an gute Freunde gewesen = =

Hegio. Aber sage mir doch, wie sieht denn dein guter Freund Philokrates aus?

Aristoph. Ich will dir es sagen. Er hat ein hagres Gesicht, eine spitzige Nase, bleiche Farbe, schwarze Augen, etwas röthlich krauses Haar, das er in Locken legt = =

Hegio. Alles trifft überein.

Tynd. O, zu was für einer übeln Stunde bin ich heute aufgestanden! Wehe den armen Ruthen, die heute auf meinem Rücken sterben werden!

Hegio. Ich sehe wohl, ich bin betrogen.

Wendung aus dem Handel ziehen wollen; und itzo versucht er es wieder, welches freylich Aristophontes nicht unangemerkt lassen konnte.

Tynd. Was zaudert ihr noch ihr Feſſeln, kommt, leget euch um meine Schenkel, ich will euch redlich bewachen.

Hegio. So bin ich denn rechtſchaffen von dieſen unglücklichen Gefangnen hintergangen worden. Der Freygebohrne gab ſich für den Knecht, und der Knecht für den Freygebohrnen aus. Den Kern habe ich verlohren, und die Schale hat man mir zum Pfande gelaſſen. Und durch dieſes Blendwerk hab ich mich aus Unvorſichtigkeit ſchimpflich hintergehen laſſen. Doch = = wenigſtens ſoll mich dieſer nicht auslachen. He! Colaphus! Cordalio! Corax! kommt heraus, und bringt die Stricke mit.

Fünfter Auftritt.

Die Schergen. Hegio. Tyndarus. Ariſtophontes.

Die Schergen. Wir werden gewiß wieder Holz tragen ſollen.

Hegio. Gleich feſſelt dem Galgenſchwengel die Hände.

Tynd. Was ſoll das heißen? Was hab ich gethan?

Hegio. Du fragſt noch, du unglücklicher Säemann und Schnitter der größten Uebelthaten.

Tynd. Warum nennſt du mich denn nicht zuerſt den Egger? Denn die Bauern eggen allezeit eher, als ſie ſäen.

Hegio. Noch ſo unverſchämt kannſt du mir vor den Augen ſtehn?

Tynd. Ein unſchuldiger Knecht muß unerſchrocken ſeyn, beſonders gegen ſeinen Herrn.

Hegio. Bindet ihm die Hände recht ſcharf.

Tynd. Ich und alſo auch meine Hände gehören dir; du kannſt mir ſie gar abzuhauen befehlen. Aber was iſt denn das? Warum biſt du denn auf mich zornig?

Hegio. Weil du mein ganzes Vornehmen, das ſich auf euch allein gründete, durch deine verdammten betrügriſchen Lügen, zu nichte gemacht haſt. Durch alle meine Rechnungen haſt du mir einen Strich gemacht. Durch deine Liſt haſt du mir den Philokrates aus den Händen geſpielt. Ich habe ihn für den Knecht und dich für den Freygebohrnen gehalten. So nanntet ihr euch ſelbſt, und ſo hattet ihr eure Namen verwechſelt.

Tynd. So will ich es denn nur geſtehen. Ja, es iſt alles wahr, was du ſagſt. Durch meine Mühe und Argliſtigkeit iſt Philokrates dir entgangen. Aber, ich bitte dich, wie kannſt du darüber ungehalten auf mich ſeyn?

Hegio. Nu, nu, es ſoll dir nicht unbelohnt bleiben.

Tynd. Wenn ich nur wegen keiner Uebelthaten umkomme, ſo werde ich es wenig achten. Muß ich hier ſterben, und Philokrates kömmt, wie du befürchteſt, nicht wieder, ſo wird mir meine That noch nach meinem Tode Ruhm bringen, daß ich meinen gefangnen Herrn aus der Knechtſchaft und aus den Händen der Feinde frey in ſein Vaterland zu ſeinem Vater wieder geſchafft, und lieber mein, als ſein Leben, der Gefahr ausgeſetzt habe.

Hegio. Fort! Macht alſo, daß dieſer wackre Mann dieſen Ruhm am Galgen haben kann.

Tynd. Wer um der Tugend willen umkömmt, kömmt nicht um.

Hegio. Wenn ich dich werde rechtſchaffen haben martern laſſen, wenn du deiner Betrügereyen wegen wirſt zu Tode ſeyn gepeiniget worden, ſo mögen ſie meinetwegen ſagen, du ſeyſt umgekommen oder nicht; wann du nur umkömmſt, ſo gilt mir es gleich viel, wenn ſie auch ſagten, du lebteſt.

Tynd. Wenn du das thuſt, ſo wirſt du es gewiß nicht umſonſt gethan haben, wenn Philokrates wiederkömmt, wie ich gewiß hoffe.

Ariſtoph. O ihr unſterblichen Götter, nun bekomm ich in der Sache Licht. So iſt mein Freund Philokrates frey? So iſt er in ſeinem Vaterlande bey ſeinem Vater? Wohl. Wem ſollte ich dieſes Glück lieber gönnen, als ihm? Aber, wie ſchmerzt es mich, daß ich dieſem einen ſo ſchlechten Dienſt gethan habe. Meinetwegen, meiner Entdeckung willen iſt er gebunden.

Hegio. Habe ich dich nicht nachdrücklich gewarnt, mich nicht zu belügen?

Tynd. Ja.

Hegio. Warum haſt du es alſo gewagt?

Tynd. Weil dem, für deſſen Wohl ich beſorgt war, die Wahrheit geſchadet hätte. Itzo nutzt ihm die Lügen.

Hegio. Und dir wird ſie ſchaden.

Tynd. Wohl gut! Habe ich doch meinen Herrn erhalten, über deſſen Erhaltung ich mich freue; denn der alte Herr hatte mich ihm zum Beſchützer gegeben. Aber ſprich, iſt es eine Laſterthat, was ich begangen habe?

Hegio. Eine erſchreckliche.

Tynd. Ich aber bin andrer Meynung, und behaupte, es ſey eine gute That. Denn bedenke, wenn dein Knecht gegen deinen Sohn ſich ſo verhalten hätte, wie würdeſt du ihm danken? Würdeſt du ihn frey laſſen oder nicht? Würde er dir nicht der angenehmſte Knecht ſeyn? Antworte.

Hegio. Ja wohl.

Tynd. Warum zürnſt du denn alſo auf mich?

Hegio. Weil du ihm getreuer geweſen biſt, als mir.

Tynd. So? Du haſt alſo gemeynt, einen neuen Gefangnen in Nacht- und Tages-Friſt zu überreden, daß er dir mehr wohlwolle, als dem, mit dem ich von Kindheit an aufgewachſen bin?

Hegio. Du magſt alſo auch nur von ihm den Dank erwarten. Führt ihn nur fort, damit ihr ihm ſchwere und ſtarke Fußeiſen anlegen könnt. Von dar bringt ihn nur gleich in die Steingruben. Anſtatt, daß andre daſelbſt des Tages nur acht Stück brechen dürfen, ſo ſoll er alle Tage anderthalb Tagewerk verrichten müſſen, oder alle Tage 600 Stockſchläge gewärtig ſeyn.

Ariſtoph. Hegio, ich bitte dich um der Götter und Menſchen willen, laß dieſen Menſchen nicht umkommen.

Hegio. O dafür ſoll ſchon geſorgt werden. Des Nachts über will ich ihn gebunden bewachen laſſen, und des Tags über ſoll er Steine aus den Gruben bringen müſſen. Ich will ihn lange genug martern. Sorge nicht, daß er es mit einem Tage ſoll überſtanden haben.

Ariſtoph. Und das willſt du gewiß thun?

Hegio. So gewiß als ich einmal ſterben werde. Fort! Führt ihn alſobald zu dem Schmidt Hippolyt. Laßt ihm ſein ſtarke Beineiſen anlegen, und alsdann führt ihn ſogleich vor

das Thor zu meinem Freygelaßnen Cordalus, damit er in die Steinbrüche gebracht wird. Sagt, daß es mein ausdrücklicher Wille wäre, er solle es nicht schlimmer haben, als die, die es am allerschlimmsten haben.

Tynd. Je nu, ich will mich nicht wider deinen Willen erhalten wissen. Setze mich immer in Lebensgefahr, es geschieht auf deine Gefahr. Ich habe, nach dem Tode, im Tode nichts Uebles zu befürchten. Und wenn ich auch das größte Alter erreichte, so muß ich doch nach kurzem das, womit du mir drohest, einmal ausstehen. Lebe wohl, ob du es gleich nicht um mich verdienest. Dir Aristophontes möge es so gehen, wie du es an mir erholt hast. Nur du bist die Ursache meines Unglücks.

Hegio. Führt ihn fort.

Tynd. Das einzige bitte ich euch; wenn Philokrates wieder zurück kömmt, macht, daß ich mit ihm sprechen kann.

Hegio. Ihr seyd unglücklich, wo ihr ihn mir nicht gleich aus dem Gesichte führet.

Tynd. Nu, das heißt doch noch Gewalt brauchen, ein ziehen und stoßen zugleich *.

Hegio. Er wird an seinen verdienten Ort gebracht. Ich muß wegen der andern Gefangnen nothwendig ein Exempel statuiren, damit andre nicht auch so ein Bubenstück wagen. Wenn ich es nicht thäte, da man mir doch diesen Streich so öffentlich gespielt hat, so würde jeder sagen, er wolle mir meinen Sohn frey schaffen, und mich also betrügen. Ich habe mirs nun feste vorgenommen, keinem mehr zu glauben. Es ist genug, daß ich einmal bin betrogen worden. Ich armer Mann hoffte meinen Sohn dadurch aus der Gefangenschaft zu befreyen. Meine Hoffnung ist zu Schanden worden. Einen Sohn habe ich schon verlohren, den mir ein Knecht als ein Kind von vier Jahren entwendet hat. Ich habe weder des Knechts, noch des Soh-

* Ich weis nicht, wie einige Erklärer des Plautus diese Ironie nicht haben einsehen können, daß sie ihre Erläuterungen so weit hergesucht haben. Wenn die Alten bey erlittener Gewalt schrien: Haec vis est, so wollten sie zugleich um Hülfe rufen, welches aber dem Tyndarus hier ganz unnöthig gewesen wäre. Man wird es durchgängig finden, je gelehrter die Commentatores sind, je weniger Witz lassen sie dem Schriftsteller, den sie erklären wollen.

nes, wieder habhaft werden können. Der andre nun ist auch in der Gewalt der Feinde. Was für ein Schicksal! Habe ich denn nur Kinder gezeugt, sie zu verlieren? = = Du folge mir, ich will dich wieder hinführen, wo du hergekommen bist. Ich will mich auch gewiß keines mehr erbarmen, weil sich niemand meiner erbarmet.

Aristoph. Ich bin kaum einen Augenblick aus den Ketten gewesen, und nun, seh ich, muß ich schon wieder herein.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ergasilus.

Höchster Jupiter! so willst du mich doch erhalten, und meine Umstände verbessern! O mit was für Ueberfluß, mit was für köstlichen Leckerbißchen, mit was für Lob, Gewinnst, Spiel und Scherz, mit was für Feyer = und Freudentagen, mit was für Pracht, mit was für Vorrath, mit was für Zechen, mit was für Sättigkeit, mit was für Wollust beglückest du mich! Nun darf ich gewiß keinem Menschen mehr gute Worte geben. Nun kann ich allen meinen Freunden helfen, und allen meinen Feinden schaden. O angenehmer Tag, mit was für angenehmen Annehmlichkeiten überschüttest du mich! Was für eine austrägliche Erbschaft ist auf mich gefallen! Ich muß gleich meinen Lauf zu dem alten Hegio richten, dem ich so viel gute Nachricht bringe, als er sich nur selber wünscht, und noch weit mehr. Ich will eilend, wie die komischen Knechte zu thun pflegen, meinen Mantel auf die Schulter werfen, damit er die Bothschaft von mir zuerst höre. Ich weiß gewiß, ich werde dafür eine ewige Mahlzeit bey ihm haben.

Zweyter Auftritt.

Hegio. Ergasilus.

Hegio. Je mehr ich diesen Zufall bey mir überlege, je größer wird mein Verdruß. Auf so eine Art bin ich heute hintergangen worden? Und ich konnte den Betrug nicht einsehn. Die ganze Stadt, wenn sie es erfährt, wird mich auslachen.

Wenn ich werde auf den Markt kommen, so wird einer zum andern sagen: das ist der Alte, den sie so betrogen haben. = = Aber, sehe ich nicht den Ergasilus dort von ferne? Und zwar mit auf die Schulter geworfnem Mantel. Was muß er vorhaben?

Ergas. Fort, zaudre nicht, Ergasilus; thue was zu thun ist. Ich will es niemanden rathen, daß er mir in Weg kömmt, wenn er nicht am längsten will gelebt haben. Wer mir entgegen kömmt, den will ich zur Erde schmeißen = =

Hegio. Ich glaube gar, er will Balgereyen anfangen?

Ergas. Ja, ja. Es soll ganz gewiß geschehn. Es mögen nur alle ihre Gänge aufschieben; es mag sich nur niemand auf dieser Straße was zu thun machen. Meine Faust soll mir statt der Balista, mein Ellebogen statt der Katapulta seyn; Schulter und Knie sind meine Mauerböcke, damit will ich meine Feinde zu Boden werfen. Wer mir in Weg kömmt, soll seine Zähne müssen auf der Gasse suchen.

Hegio. Was sind das für Drohungen? Ich kann mich nicht wundern genug.

Ergas. Ich will gewiß machen, daß er dieses Tags, dieses Orts, und meiner nimmermehr vergißt. Wer meinen Lauf hemmet, soll sein Leben schnell gehemmet haben.

Hegio. Was muß das Wichtige seyn, das er mit solchen Drohungen anfängt?

Ergas. Ich sage es fein zuerst, damit niemand durch sein Versehn unglücklich werde. Haltet euch in den Häusern, und hütet euch vor meiner Gewalt.

Hegio. Das muß was ganz besonders seyn, wenn ihn nicht etwa der volle Bauch so übermüthig macht. Wehe dem armen Mann, durch dessen Kost er so gebiethrisch geworden ist!

Ergasilus. Besonders ihr Becker, die ihr so viel Säue mit Kleyen mästet, daß man wegen des Gestanks bey euren Läden nicht vorbey gehen kann. Wenn ich welche von euren Schweinen auf der Gasse antreffe, so will ich ihnen gewiß mit meinen Fäusten die Kleyen aus den Ranzen prügeln, ich meyne ihren Besitzern.

Hegio. Nu, die Warnungen sind königlich und herrsche-

risch genug. Er muß ganz gewiß satt seyn. Er trotzt auf seinen vollen Bauch.

Ergasilus. Auch euch, ihr Fischer, die ihr dem Volke stinkende Fische feil biethet, welche ihr mit einer hinkenden Schindmehre in die Stadt bringt, und die durch Gestank alle Pflastertreter von der Basilica auf den Markt verjagen, euch will ich die Fischkörbe wacker unter die Nasen reiben, damit ihr doch auch fühlet, was sie andern Nasen für Verdruß machen. Was euch aber anbelangt, ihr Fleischer, die ihr die Schafe der Kinder beraubt, die ihr Lämmer zum abschlachten einkauft, mit dem Lammfleische das Volk betrügt*, und einen verschnittnen Hammel einen Schafbock nennt, wenn ich so einen Schafbock auf öffentlicher Straße sehe, so will ich den Schafbock und seinen Herrn, zu den unglücklichsten Thieren von der Welt machen.

Hegio. Nu, das sind doch noch ädilische Verordnungen. Es sollte mich sehr wundern, wenn ihn nicht die Aetolier zu ihrem Marktmeister machen sollten.

Ergasilus. Itzo bin ich kein Schmarutzer, sondern ein königlicher König der Könige, da so vieler Proviant für meinen Magen im Hafen angelangt ist. Doch zaudre ich noch den Hegio mit dieser Freude zu überschütten? Kann wohl jemand glücklicher seyn, als dieser Alte ist?

Hegio. Nu, was ist denn das für eine Freude, die er mir so voller Freuden schenkt?

Ergasilus. Nu? Holla? Wo steckt ihr? Wird keiner die Thüre aufmachen?

Hegio. Ha! Ha! Er findet sich zur Abendmahlzeit bey mir ein.

Ergasilus. Macht die Thüren alle beyde auf, ehe ich sie in Grund und Boden stoße.

Hegio. Ich muß ihn doch anreden. Ergasilus.

Ergasilus. Wer ruft den Ergasilus?

* Die Gelehrten machen zu dieser Stelle die Anmerkung, die Alten hätten das Lammfleisch nicht gerne gegessen. Wie können sie aber dieses mit einer kurz darauf folgenden Stelle vergleichen, wo der Schmarutzer unter andern Leckerbissen, die Hegio soll zurechte machen lassen, auch ausdrücklich **agninam** mit nennet?

Hegio. Sieh mich doch an!

Ergasilus. Das thut das Glück an dir nicht, und soll es auch nimmermehr thun.

Hegio. Wünschest du mir das?*

Ergasilus. Aber was giebt es denn?

Hegio. Sieh dich doch um, ich bin Hegio.

Ergasilus. O! bist dus, du allerbester der allerbesten Männer? Du kömmst zu rechter Zeit.

Hegio. Ich weis nicht, wen du in dem Hafen mußt angetroffen haben, bey dem du auf den Abend schmausen wirst, weil du so hochmüthig geworden bist.

Ergasilus. Gieb mir die Hand.

Hegio. Die Hand?

Ergasilus. Gieb mir deine Hand, sage ich; gleich!

Hegio. Nu, da!

Ergasilus. Freue dich!

Hegio. Weswegen soll ich mich freuen?

Ergasilus. Weil ich dirs heiße. Fort! freue dich nur.

Hegio. Die Betrübniß ist bey mir größer als die Freude.

Ergasilus. Sey nicht böse auf mich. Ich will dir bald alle Betrübniß benehmen. Freue dich nur! Auf mein Wort!

Hegio. Gut. Ich freue mich, ob ich gleich nicht sehe warum?

Ergasilus. So recht! Nun befiehl auch = =

Hegio. Was soll ich befehlen?

Ergasilus. Daß man ein entsetzliches Feuer anmache.

Hegio. Ein entsetzliches Feuer?

Ergasilus. Ja, ja, was ich sage; und es muß recht sehr groß seyn.

Hegio. Was willst du denn verbrennen? Glaubst du, daß ich deinetwegen mein Haus anstecken werde?

Ergasilus. Werde nicht böse. Befiehl auch zugleich, daß die Töpfe angesetzt, und die Schüsseln aufgewaschen werden. Laß nur den gespickten Braten ans Feuer bringen, und unterdessen schicke einen andern nach Fischen.

* Es hat mir natürlicher geschienen, wenn ich das hoc me iubes als eine Frage dem Hegio in Mund legte, ob ich gleich nicht leugne, daß es einen guten Verstand hat, wenn es auch Ergasilus sagt.

Hegio. Ich glaube er träumt wachende.

Ergasilus. Einen andern schicke nach Schweinefleisch, nach Lammfleisch und nach jungen Hühnern.

Hegio. Nu, du weißt doch was gut schmeckt, aber woher nehmen?

Ergasilus. Laß Schinken, Kuhlparse, Makrellen, Stockfische und Wallfische, und weichen Käse holen. *

Hegio. Nu, nu, nennen kannst du es wohl, ob du es aber wirst bey mir zu essen bekommen, mein guter Ergasilus - -

Ergasilus. Glaubst du denn, daß ich es meinetwegen anzurichten befehle?

Hegio. Betrüge dich nicht. Ich will dir zwar nicht nichts, aber doch nicht viel mehr als nichts vorsetzen. Bringe also von deinen Bäuchen nur den für die Alltagskost mit.

Ergasilus. Wie aber, wenn du diesen Aufwand, auch ohne mein Geheiß, machen wirst?

Hegio. Ich?

Ergasilus. Eben du.

Hegio. Alsdann will ich dich für meinen Herrn erkennen.

Ergasilus. O! ich werde ein ganz gütiger Herr seyn. Soll ich dich glücklich machen?

Hegio. Wenigstens lieber als unglücklich.

Ergasilus. Gieb mir die Hand.

Hegio. Da ist sie.

Ergasilus. Die Götter erbarmen sich deiner.

Hegio. Ich weis nichts davon.

Ergasilus. Aber bald wirst du es wissen. Unterdessen gebiethe nur, daß man dir die Gefäße zu dem heiligen Werke fertig halte; und laß ein eignes und fettes Lamm holen.

Hegio. Warum das?

Ergasilus. Weil du opfern mußt.

Hegio. Und welchem Gotte denn?

* Ich habe diese Namen so gut übersetzt, als es möglich ist, einige habe ich gar weggelassen, weil sie unsern heutigen Köchen allzu besonders vorkommen möchten. Cetus heißt zwar jede Art von großen Fischen, ich glaube aber doch, daß ihn der Schmarutzer eher zum Scherze als im Ernste dazu gesetzt hat.

Ergasilus. Mir. Ich bin itzo dein höchster Jupiter, ich bin deine Errettung, dein Glück, dein Licht, deine Freude, dein Vergnügen; wenn du nur diesen deinen Gott wacker satt macheſt, damit er dir gnädig sey.

Hegio. Du biſt mir also hungrig, wie es scheint?

Ergasilus. Ich bin mir hungrig und nicht dir.

Hegio. Ey, hol dich der = =

Ergasilus. Du solltest dich lieber bey mir bedanken für die Nachricht, die ich dir aus dem Hafen bringe. O was für eine vortreffliche Nachricht! Wirſt du mir so wieder gut?

Hegio. Geh, Narre, du kömmſt zu spät.

Ergasilus. Das hätteſt du können sagen, wenn ich bey einer andern Gelegenheit gekommen wäre. Doch vernimm nur endlich die Freude, die ich dir bringe. Ich habe itzo gleich deinen Sohn Philopolemus lebend, gesund und frisch in dem Hafen gesehen. Er kam mit dem öffentlichen Jagtschiffe. Es war noch ein andrer Jüngling bey ihm, und deinen Knecht Stalagmus, der dir mit deinem Sohne, als einem Kinde von vier Jahren, davon gegangen iſt, bringt er auch mit.

Hegio. Du willſt mich zum beſten haben. Geh! pack dich!

Ergasilus. Ich schwöre dir es bey der heiligen Sättigkeit! Ihr Name soll nie zu meinem Namen können gefügt werden; wenn ich nicht alles das gesehen habe.

Hegio. Meinen Sohn haſt du gesehen?

Ergasilus. Deinen Sohn, und meinen Schutzengel.

Hegio. Und den elidenſischen Gefangnen?

Ergasilus. μα τον ἀπολλω!*

Hegio. Und meinen Knecht Stalagmus, der mir meinen Sohn entwendet hat?

Ergasilus. νη τον σοραν!

Hegio. Schon lange?

Ergasilus. νη τον πραινεςην!

* Ich habe dieſe griechiſchen Schwüre beybehalten, weil ſie unmöglich zu überſetzen waren. Ich kann auch den Leſer verſichern, daß er nicht viel darunter verliert. Der erſte Schwur iſt bey dem Apollo, der andere bey der Proſerpina, und die übrigen bey unterſchiednen italiäniſchen Städten, die er auf eine lächerliche Art als Gottheiten anſieht, bey welchen er ſchwören kann.

Hegio. Kömmt er?

Ergaſilus. νη τον σιγνιαν!

Hegio. Ganz gewiß?

Ergaſilus. νη τον φρουσινωνα!

Hegio. Aber du = =

Ergaſilus. νη τον αλατριον!

Hegio. Bey was für barbariſchen rauhen Städten ſchwöreſt du?

Ergaſilus. Sie ſind eben ſo rauh, als deine Speiſen, wie du ſagteſt, ſeyn ſollten.

Hegio. Verdammtes Maul!

Ergaſilus. Du willſt mir aber ja nichts glauben, was ich dir doch ſo umſtändlich berichte.*

Hegio. Nein, ſage mir aufrichtig, kann ich dir Glauben zuſtellen?

Ergaſilus. Sehr vielen.

Hegio. O ihr unſterblichen Götter, ich bin von neuem gebohren, wenn es wahr iſt was er ſagt.

Ergaſilus. Und ich glaube, wenn ich die heiligſten Schwüre thäte, würdeſt du doch noch zweifeln. Doch kurz, Hegio, wenn du meinen Betheurungen ſo wenig traueſt, ſo gehe ſelber zum Hafen.

Hegio. Das ſoll auch geſchehn. Mache unterdeſſen drinnen die nöthigen Anſtalten. Verlange, nimm, fodre was du willſt. Ich mache dich zu meinem Ausgeber.

Ergaſilus. Wenn ich das Amt nicht reichlich verwalte**, ſo ſollſt du das Recht haben mich wacker zu prügeln.

* Hier habe ich drey Zeilen ausgelaſſen, weil ich ſie nicht ſo genau zu überſetzen weis, daß meine Leſer den Sinn des Plautus daraus begreifen könnten. Hier ſind ſie:

Sed Stalagmus cuius erat tunc nationis, cum hinc abiit?

Heg. Siculus. *Er.* At nunc Siculus non eſt, Boius eſt, Bolam terit. Liberorum quaerundorum cauſa ei, credo, uxor data eſt.

Dieſes zu verſtehen, darf man nur wiſſen, daß Boiae oder Boia eine Art von Ketten waren, Boii aber gewiſſe galliſche Völker. Der Scherz in der dritten Zeile aber beruht darauf, daß Boia auch ein Weibsbild aus dieſem Volke heißen kann. Man mag es ſelbſt verſuchen, ob es ſich auf eine Art überſetzen läßt, daß dieſe Anſpielungen nicht ganz verlohren gehen.

** Die Lesart mantiſſinatus ſcheint mir die bequemſte zu ſeyn, ſo daß man es von mantiſſa ableite. Mantiſſa, ſpricht Feſtus, eſt additamentum

Hegio. Du sollst ewig einen aufgedeckten Tisch bey mir finden, wenn du die Wahrheit gesagt hast.

Ergasilus. Wie so?

Hegio. Bey mir, und meinem Sohne.

Ergasilus. Versprichst du mir das?

Hegio. Ich versprech es.

Ergasilus. Und ich verspreche dir nochmals, daß du deinen Sohn gewiß im Hafen finden wirst.

Hegio. Besorge alles aufs beste.

Ergasilus. Glück auf den Hinweg und Herweg!

Dritter Auftritt.

Ergasilus.

Er geht, und hat mir sein gemeines Küchenwesen übergeben. O ihr unsterblichen Götter, wie viel Rümpfe sollen die Hälse verlieren! Was für eine Pest soll unter die Schinken, was für ein Sterben unter den Speck gerathen! Was für eine Abnahme soll über den Schmeer, was für eine Niederlage über die Schweinslenden kommen! Wie will ich die Schlächter, wie will ich die Schweinshändler abmatten! Doch, wenn ich alles erzählen wollte, was zur Sättigung des Bauchs gehört, so würde ich mich zu sehr aufhalten. Ich will lieber mein Amt antreten, und dem Specke sein Urtheil sprechen; und will die armen aufgehangnen Schinken los schneiden lassen.

Vierter Auftritt.

Ein Knecht des Hegio.

Daß du, Ergasilus, mit deinem Bauche, mit allen Schmarutzern, und mit allen, die die Schmarutzer füttern, verunglücktest! Was für Unfälle, was für Unmäßigkeiten sind in unser Haus gerathen! Er ist wie ein hungriger Wolf, ich mußte fürchten, er würde auch mich anfallen. Ich hatte es in der That Ursache zu fürchten, so knirschte er mit den Zähnen. Was

lingua Tusca, quod ponderi additur. Er will also sagen: ich will zu dem Fleische, das ich zum Schmause werde abwiegen lassen, nicht wenig zugeben, damit die Gerichte desto größer werden. Ich hab es etwas allgemeiner ausgedrückt.

für Unordnung hat er in dem Fleischbehältnisse mit dem Fleische angefangen. Er ergriff das Beil und hackte gleich drey geschlachteten Schweinen die Köpfe ab. Alle Gefäße, alle Töpfe, die nicht zum wenigsten acht Kannen hielten, brach er entzwey. Er hätte lieber gar von dem Koche verlangt, daß er die ganzen Fleischtonnen ans Feuer setze. Alle Keller, alle Vorrathsschränke hat er mit Gewalt aufgebrochen. Haltet ihn ja feste, ihr Knechte, ich muß mit dem Alten deswegen reden. Ich muß ihm sagen, daß er sich nur neuen Vorrath anschaffen soll. Denn wie der es anfängt, so muß er itzo schon alle seyn, oder wird es bald werden.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Hegio. Philopolemus. Philokrates. Stalagmus.

Hegio. Ich danke dem Jupiter und allen Göttern herzlich, daß sie dich deinem Vater wiedergeschenkt haben, daß sie mich aus so vieler Kümmerniß gerissen, die mich in deiner Abwesenheit beunruhigte, daß sie diesen Bösewicht wieder in unsre Hände geliefert haben, und daß Philokrates sein Wort so redlich gehalten hat. Mein Herz hat sich genug betrübet; Sorgen und Thränen haben mich genug abgemattet. Was du ausgestanden hast, habe ich von dir weitläuftig in dem Hafen gehört. Es ist vorbey * *

Philokrates. Wie nun, Hegio, da ich dir mein Wort gehalten, und deinen Sohn in die Freyheit versetzt habe?

Hegio. Du hast so an mir und meinem Sohne gehandelt, daß ich dir es nimmermehr verdanken kann.

Philopolemus. Du kannst es einigermaßen, mein Vater, und mir werden vielleicht die Götter Gelegenheit geben, daß ich mich auch unserm Wohlthäter erkenntlich erzeigen kann. Was du aber itzo thun kannst, das hat er um uns verdienet.

Hegio. Ohne so viel Worte! Er verlange nur, ich werde ihm nimmermehr was abschlagen können*.

* Der Ausdruck ist hier im Lateinischen sehr artig, ich habe ihn aber nicht zu erreichen gewußt: lingua nulla est, spricht er, qua negem, quicquid roges.

Philokrates. Ich verlange also, daß du mir meinen Knecht, den ich hier zum Pfande gelassen habe, wiedergebest. Mein Wohl ist ihm lieber gewesen, als das seinige. Ich muß ihn für seine redlichen Dienste belohnen.

Hegio. Ich will dir zeigen, daß ich dankbar bin. Sowohl das, als was du sonst noch verlangen wirst, will ich thun. Nur nimm mir es nicht übel, daß ich mit deinem Knechte im Zorne hart verfahren habe.

Philokrates. Was hast du mit ihm gemacht?

Hegio. Ich habe ihn gefesselt in die Steingruben geschickt, so bald ich erfuhr, daß man mich hintergangen hatte.

Philokrates. O ich Unglückseliger! Der beste Mensch soll meinetwegen so viel leiden?

Hegio. Dieserwegen sollst du auch keinen Häller für ihn bezahlen. Ich will ihn umsonst frey geben.

Philokrates. Du handelst in der That gütig, Hegio. Allein befiehl nur, daß er herausgebracht werde.

Hegio. Ja. Holla! Geht, und bringet gleich den Tyndarus her! Gehet unterdessen herein. Ich will sehen, ob ich aus dieser schlägefaulen Bildsäule erfahren kann, was er mit meinem jüngsten Sohne gemacht hat. Mittlerweile waschet euch.

Philopolemus. Folge mir hier herein Philokrates.

Philokrates. Ich folge.

Zweyter Auftritt.

Hegio. Stalagmus.

Hegio. Nun, du wackrer Mann, komm doch näher her. Du bist ein sehr feiner Knecht.

Stalagmus*. Was muß ich denn noch thun, damit sich so ein Mann wie du, nicht in seinem Urtheile von mir irret?

* Alle die Verbesserungen, die man mit dieser Stelle hat machen wollen, scheinen mir ganz vergebens zu seyn. Ich glaube den rechten Sinn ohne eine Veränderung zu machen, getroffen zu haben. Stalagmus nämlich nimmt das, was ihm Hegio sagt, für Ernst auf, und antwortet ihm: ich habe dir deinen Sohn entwandt, und du kannst mich noch für einen wackern Mann halten? Was soll ich denn noch für ein Scheinstück begehen, daß du richtiger von mir urtheilen lernest?

Ich bin niemals fein, wacker, noch gut gewesen. Ich habe niemals was getaugt, und werde auch Zeitlebens nichts taugen. Hoffe nur nicht, daß ich mich bessern werde.

Hegio. Du kannst leicht einsehen, wie deine Sachen stehn. Es wird dir nicht schaden, wenn du die Wahrheit redest. Deine schlimme Sache wird weniger schlimm dadurch werden. Rede aufrichtig = = Doch du hast niemals aufrichtig gehandelt = =

Stalagmus. Ich glaube gar du meynst, ich werde mich schämen dir es zu gestehn?

Hegio. Die Scham soll schon bey dir aufsteigen. Ich will dich über und über roth machen lassen.

Stalagmus. Das glaube ich wohl. Allein drohst du denn deine Schläge einem unversuchten?* Weg mit den Possen. Sage was dein Anbringen ist, wenn du was von mir wegbringen willst.

Hegio. Ey! wie beredt du bist. Doch, erspare die vielen Worte = =

Stalagmus. Wohl, es geschehe dann!

Hegio. In deiner Jugend warst du bescheiden, aber freylich schickt es sich itzo nicht mehr für dich. Doch zur Sache. Höre zu, und gestehe mir, was ich dich frage. Es wird deine Umstände nicht verschlimmern, wenn du mir die Wahrheit gestehst.

Stalagmus. Ach, das sind Worte! Glaubst du denn nicht, daß ich weis, was ich verdient habe?

Hegio. Du kannst aber wenigstens deine Strafe lindern, wenn du ihr auch nicht entfliehst.

Stalagmus. O eine solche Strafe, als ich verdient habe, ist zu groß, als daß sie durch das Lindern kleiner werden könnte. Ich bin dir nicht allein entflohen, sondern ich habe auch deinen Sohn mitgenommen, und ihn verkauft.

Hegio. An wen?

Stalagmus. An den polyplusischen Theodoromedes in Elis, für sechs Pfund.

Hegio. Unsterbliche Götter! Das ist Philokrates Vater.

* Ich glaube dieses nicht unbillig in eine Frage verwandelt zu haben. Denkst du, will er sagen, daß mich deine Drohungen so schrecken, als ob ich nicht wüßte was Prügel wären?

Stalagmus. O! ich kenne ihn besser als dich, und hab ihn öftrer gesehen.

Hegio. Höchster Jupiter! Erhalte mich, und erhalte mir meinen Sohn. Um des Himmels willen, Philokrates, komm heraus! Ich muß dich sprechen.

Dritter Auftritt.

Philokrates. Hegio. Stalagmus.

Philok. Hier bin ich, Hegio. Was verlangst du? Befiehl!

Hegio. Dieser spricht er habe meinen Sohn in Elis an deinen Vater für sechs Pfund verkauft.

Philok. Wie lange ist das?

Stalagm. Es geht numehro ins zwanzigste Jahr.

Philok. Du lügst.

Stalagm. Entweder ich oder du. Dein Vater hat ihn dir als ein Kind von vier Jahren zu deinem eignen Knechte geschenkt.

Philok. Wie hieß er? sage mir das einmal, wenn du die Wahrheit redest.

Stalagm. Er hieß Pägnium, ihr aber gabt ihm den Namen Tyndarus.

Philok. Warum kenn ich dich aber nicht?

Stalagm. Weil es die Mode ist diejenigen zu vergessen, deren Bekanntschaft uns nichts hilft.

Philok. So ist der, den du meinem Vater verkauft hast, und den er mir zum eignen Knechte geschenkt hat, dieses sein Sohn?

Hegio. Sage, lebt er noch?

Stalagm. Ich habe mein Geld bekommen; was bekümmere ich mich um das übrige?

Hegio. Aber was sagst du?

Philok. Aus seinen Reden kann ich nicht anders schließen, als daß mein Tyndarus dein Sohn ist. Er ist mit mir aufgewachsen, und hat eine gute, und einem Freygebohrnen anständige Erziehung genossen.

Hegio. Ich bin glücklich und unglücklich, wenn ihr die Wahrheit redet. Unglücklich, weil ich meinem eignen Sohne so hart mitgefahren habe. Ach! warum habe ich mehr und we-

niger thun müssen, als die Billigkeit erfoderte? Wie bekümmert mich mein Verfahren! O könnte was geschehen ist, nicht geschehen seyn. Doch hier kömmt er in seinem Schmucke. Was für ein unerschrocknes Ansehen giebt ihm seine Tugend!

Vierter Auftritt.

Tyndarus. Hegio. Philokrates. Stalagmus.

Tyndarus. Ich habe doch oft viel höllische Strafen abgemalt gesehen, aber was kann die Hölle gegen die Steingruben seyn, woraus ich komme? Das ist doch noch ein Ort, der einem nicht einen Tropfen Schweiß im Leibe läßt. So bald man herein kömmt, bringen sie einem Schubkarn, Hacke und Schaufel, von einer klein wenig dauerhaftern Art, als die sind, welche man den Kindern zum Spielen giebt*. Ich bekam auch eine ganz zierliche Spitzhacke, mir die Zeit zu vertreiben. = = = Doch, da steht Hegio vor der Thüre = = und, wie ich sehe, so ist auch mein Herr aus Elis wieder zurück gekommen.

Hegio. Umarme mich, mein liebster Sohn.

Tynd. Was? Ich dein Sohn? Ha! Ha! Ich merke bald warum du dich meinen Vater, und mich deinen Sohn nennest. Vielleicht, weil du mich, wie es die Aeltern thun, ans Licht bringest?

Philok. Sey gegrüßet, Tyndarus.

Tynd. Du auch, für den ich soviel ausstehen muß.

Philok. Dafür wirst du numehr in Freyheit und Reichthum versetzt. Siehe, das ist dein Vater! Das ist der Knecht, der dich ihm als ein Kind von vier Jahren entwendet, und an meinen Vater für 6 Pfund verkauft hat. Er schenkte dich mir, weil wir in einem Alter waren, zum eigenthümlichen Knechte.

* Es lautet in dem Originale ein wenig anders, ich mußte aber nothwendig davon abgehen, weil wir im Deutschen kein Wort haben, das zugleich Wiedehopf und eine Spitzhacke bedeute, wie das lateinische Vpupa ist. Ich habe dergleichen Abweichungen noch hin und wieder gemacht, ohne sie angemerkt zu haben; denn es ist meine Absicht nicht, daß man alle Worte des Plautus aus meiner Uebersetzung soll verstehen lernen; ich habe sie bloß gemacht, damit die komischen Schönheiten desselben unter uns ein wenig bekannter würden.

Wir haben diesen Dieb aus Elis wieder zurück gebracht, und er hat alles gestanden.

Tynd. Aber wie ists mit seinem Sohne geworden?

Philok. Gehe herein, so wirst du deinen leiblichen Bruder finden.

Tynd. Was? So hast du ihn mitgebracht?

Philok. Ja, ja, drinnen ist er.

Tynd. O wie wohl hast du gethan!

Philok. Dieser ist numehr dein Vater, und dieser dein Dieb, der dich ihm als ein Kind gestohlen hat.

Tynd. Dafür will ich ihn nun erwachsen züchtigen lassen.

Philok. Er hat es verdient.

Tynd. Er soll seinen verdienten Lohn schon bekommen. Aber Hegio, so bist du mein Vater?

Hegio. Ja, ich bin es, mein Sohn.

Tynd. Nun besinne ich mich auch, wenn ich nachdenke. Es ist mir, als ob ich wie im Traume einmal gehört hätte, daß mein Vater Hegio heiße.

Hegio. Und ich eben bin es.

Philok. Nun so mache doch Hegio, daß ihm die Fessel abgenommen, und diesem angelegt werden.

Hegio. Ja, das soll auch das erste seyn. Kommt, laßt uns herein gehen. Der Schmid soll den Augenblick da seyn, dich von den Banden zu befreyen, die dein Räuber bekommen soll.

Stalagm. Du thust sehr wohl; ich habe so nichts eigenthümliches.

Der Schlußredner.

Dieses Lustspiel, ihr Zuschauer, ist für züchtige Sitten gemacht. Es kommen keine Liebsstreiche, keine Unterschiebung von Kindern, keine Geldschneidereyen darinnen vor. Kein verliebter Jüngling befreyet darinnen eine Hure wider Wissen seines Vaters. Dergleichen Spiele, worinne die Guten besser werden können, erfinden wenige Dichter. Hat es euch gefallen, und sind wir euch nicht zur Last gewesen, so gebet das gewöhnliche Zeichen; und ein jeder, der von euch gute Sitten liebet, klatsche!

Critik über die Gefangnen des Plautus.

Gleich als ich im Begriff war die meinem Leſer verſprochene und mir ſehr angenehme Arbeit zu unternehmen, nämlich mich über die Schönheiten des Plautus mit ihm etwas umſtändlich zu beſprechen; ſo erhalte ich von einem Freunde unſerer Arbeit einen Brief, deſſen Inhalt mit meinem Vorhaben allzuviel Verwandtſchaft hat, als daß ich ihn nicht mit Vergnügen bekannt machen ſollte. Er iſt zwar mehr wider als für mich. Doch daraus mag man ſchließen, was ich für ein Vertrauen zu meiner gerechten Sache und zu der Billigkeit meines Gegners habe. Der ganze Inhalt bezieht ſich auf drey Stücke. Erſtlich macht er überhaupt über unſer Vorhaben einige Anmerkungen. Zum andern beurtheilet er meine Ueberſetzung des plautiſchen Luſtſpiels. Endlich tadelt er den Plautus ſelbſt. Was die erſten zwey Stücke angeht, darauf werde ich ihm in beygefügten kurzen Anmerkungen antworten. Das letzte iſt das wichtigſte, und verdienet alſo eine beſondre Antwort. Mein Gegner zeigt überall eine wohlangebrachte Beleſenheit, welche ich, wie ſeine Einſicht in die Regeln der dramatiſchen Dichtkunſt, nicht wenig loben würde, wenn er nicht mein Gegner wäre. Denn ſeine Gegner zu loben iſt eine ſehr kützliche Sache. Alles Gute, das man ihnen beylegt, entzieht man ſich, und = = Doch ohne längre Vorrede, hier iſt der Brief.

Mein Herr,

Ich bin einer von denen, die Ihnen ſehr verbunden ſind, daß Sie zur Aufnahme des Theaters, durch eine der artigſten Monatsſchriften unſerer Zeit, den guten Geſchmack und die Liebe zu den Werken des Witzes ausbreiten wollen. Ich habe von Jugend auf ein großes Vergnügen an der dramatiſchen Dichtkunſt gefunden, und wenn mich die Natur einen Dichter hätte laſſen gebohren werden, ſo würde ich vielleicht in keiner andern als dieſer Art der Dichtkunſt meine Kräfte verſucht haben. Was Wunder alſo, daß Ihre Monatsſchrift meinen Beyfall erhalten hat?

Die Vorrede Ihres erſten Stücks hat mich in eine Verwunderung geſetzt, welche dem Erſtaunen ſehr nahe war. Ich ſahe die faſt unendliche Reihe von Dingen, welche alle zu erreichen Sie ſich vorgeſetzt, und welche alle zu erfüllen Sie ſich anheiſchig gemacht hatten. So gleich aber fiel mir ein: ſollte wohl alles dieſes ſo leicht ſeyn, als man es ſich einbildet? und wird nicht dieſes ſchöne Vorhaben vielleicht ein bloßer ſchöner Vorſatz bleiben? Nicht, daß ich an Ihren Kräften zweifelte; nein, ich verſprach mir vielmehr viel davon. Der Geiſt, den man in Ihrer Vorrede wahrnimmt, zeiget von Ihrer Stärke in Dingen dieſer Art. Allein ich hatte an einem andern Orte geleſen, daß eine Geſellſchaft, die wie die Ihrige iſt, und beynahe ein gleiches Abſehen gehabt hat, geſtehen müſſen, daß ſie nicht eher begriffen habe, wie ſchwer es ſey, in Dingen dieſer Art etwas mehr als trockne Namen anzuführen, als bis ſie Hand an das Werk gelegt. Die Gedanken hierüber ſind ſo ſchön, daß ich mich nicht enthalten kann ſolche hier anzuführen. Sie befinden ſich in der Vorrede des erſten Theils der Histoire „du Theatre françois depuis ſon origine jusqu'à preſent etc. „Amſterdam, 1735, 8. „Il eſt de certains tableaux, qui, con„ſiderés dans l'eloignement, preſentent aux yeux des plaines „charmantes, des coteaux rians, des montagnes ſuperbement „elevées, des rivieres larges, profondes et remplies d'une eau „argentine, enfin tous les agremens d'une belle campagne. „Aproche-t-on de cette perſpective? tout diſparoit, et des „traits couchés groſſierement ſur une muraille prennent la place „des objets enchanteurs, que l'oeil trompé par l'art du peintre „regardoit avec admiration. Voila la juſte comparaiſon de ce „qui arrive à ceux qui forment le deſſein de donner une hiſtoire „du Theatre - - - Tout ſemble leur promettre une carriere „aiſée et brillante, pieces ſingulieres, auteurs célèbres, faits „anecdotes intereſſans, Comediennes et Comediens renommés „dans leur art. Mais ces flateuſes idées ſe trouvent totale„ment confonduës lorsqu'on conſulte les hiſtoires - - - A l'égard „des acteurs, le talent qu'ils ont exercé ne les a point tirés du „néant dont ils ſortoient, et ils y ſont rentrés ſi parfaitement „qu'on n'en retrouve que peu de veſtiges. - - - Ces difficultés

„ſont ſans doute rebutantes, et nous ne doutons point qu'elles „ne ſoient la cauſe pour laquelle jusqu'à ce jour les perſonnes „qui poſſedent le plus de cette maniere, ſe ſont refuſés au pé„nible et dangereux emploi de remplir les ſouhaits du public „en lui donnant un ouvrage qu'il s'imagine pouvoir être exécuté „dans toutes ſes parties.“ a)

Doch vielleicht finden alle dieſe Schwierigkeiten bey Ihnen eine Ausnahme, und man darf hoffen, daß Sie ſo ſchöne Verſprechungen nicht werden gethan haben, ohne zu wiſſen, daß es Ihnen leicht ſeyn werde, ſolche zu erfüllen. Wie viel Ehre werden Sie ſich dadurch erwerben? Wie viel werden wir und unſre witzigen Nachkommen Ihnen ſchuldig ſeyn? Und wie reizend iſt dieſe Aufmunterung?

Wenn alle diejenigen, ſo heut zu Tage Vorreden ſchreiben, ſo viel lehrreiches darinne anbrächten, als Sie in der Ihrigen, ſo würden die Vorreden öfters mehr ſcharfſinniges enthalten, und mehr Nachdenken erfodern, ja ſelbſt leſenswürdiger ſeyn, als manche Werke ſelber. Was Sie unter andern darinnen von der Declamation ſagen, ſcheint mir wahr zu ſeyn, nicht nur vielleicht darum, weil ich derſelben Meynung bin, ſondern weil es mit der Vernunft, der Erfahrung, und der Empfindung verſtändiger Kenner übereinſtimmt. Dieſes Theil der Beredſamkeit iſt eines von den Dingen, an welchen ich von der Zeit an, da ich denken gelernt, einen großen Gefallen gehabt, und worinne ich mich bey aller Gelegenheit aus einer natürlichen Neigung geübt. Ungeachtet ich niemals das Glück gehabt öffentlich zu reden, ſo habe ich es doch gewiß dieſer Uebung allein zu danken, daß ich

a) Die Schwierigkeiten, welche die Verfaſſer der Hiſtorie des franzöſiſchen Theaters vor ſich gefunden, treffen uns nur zum Theil. Jene wollten eine aneinander hangende Geſchichte liefern, uns aber iſt dieſes niemals in Sinn gekommen. Wir haben nur verſprochen, die wichtigſten Nachrichten zu ſammeln, und demjenigen, der es einmal wagen möchte, eine vollſtändige Hiſtorie des Schauplatzes bey allen Völkern zu unternehmen, die Arbeit in etwas zu erleichtern. Bey den angeführten franzöſiſchen Verfaſſern wäre durch einen jeden beträchtlichen Umſtand, den ſie übergangen, oder nicht allzu hinlänglich vorgetragen hätten, die ganze Kette ihrer Erzählungen zerriſſen worden. Bey uns aber fällt dieſes weg; weil wir uns niemals zu der geringſten Ordnung oder Vollſtändigkeit anheiſchig gemacht haben. Man ſehe unſre Vorrede.

von einer sehr schwachen Stimme, die ich von Natur hatte, zu einer männlichen gesetzten Aussprache gelangt bin. Ich weis die Regeln davon, und kann also meinen Reden allen Nachdruck geben, wodurch ich mir öfters mehr Beyfall erwerbe, als andre durch die ausgesuchtesten Ausdrücke.

Mein damaliger Aufenthalt an einem Orte, wo ein gekrönter Weltweise das prächtigste der Schauspiele, oder wie andre sagen, das ungereimteste Werk, so der menschliche Verstand jemals erfunden, die Oper einem Volke zeigte, so bisher dergleichen kaum dem Namen nach kannte; gab mir noch mehr Gelegenheit hierauf zu denken. Ein jeder sagte seine Meynung von Arien und Recitativen, als von den allergemeinsten Sachen, so daß die Oper der Vorwurf aller Unterredungen ward. Ich befand mich bey einer derselben, wo, nachdem verschiedenes von dem Natürlichen und dem Wahrscheinlichen der Oper war geredt worden, einer von der Gesellschaft in die Worte eines Dichters unserer Zeit ausbrach: die Vernunft muß man zu Hause lassen, wenn man in die Oper geht; mithin, setzte er hinzu, müsse man nicht viel Vernunft da suchen, wo keine anzutreffen sey, sondern sich an der Wollust begnügen, die man durch das Gehör und das Gesicht empfände. Denn allerdings sey nichts widersinnischer, als zwey Helden vor sich zu sehen, welche von den allerwichtigsten und oft sehr heftig bewegenden Sachen sich singend besprechen. Ich sagte hierauf, daß man diesem Unnatürlichen abhelfen könne, wenn man nur die Arien singen ließe, und das Recitativ declamiret würde. Dieses könne der Oper, anstatt ihr etwas von ihrer Pracht zu benehmen, einen neuen Zierrath verschaffen, indem dieses liebenswürdige Schauspiel dadurch dem Natürlichen näher kommen würde. Meine Gedanken fanden damals Beyfall, wenigstens wurde ihnen nicht widersprochen. Allein mir selbst fiel hernach ein, daß sich zu der rechten Declamation keine italienische Castratenstimme schicke. Indessen suchte ich in meiner und meiner Freunde Bücherssammlungen etwas über diesen Vorwurf nachzulesen. Unter allen aber gefiel mir nichts besser als des Grimarest Traité du Recitatif dans la lecture, dans l'action publique, dans la declamation, et dans le chant, 1740, 8.

Dieſes kleine Werk iſt gewiß eines der vortrefflichſten in ſeiner Art, und enthält ſo vieles, ſo zu Ihrem Vorhaben dient, daß ich hoffen darf, Sie werden wenigſtens einer Ueberſetzung b) des 7 und 8ten Hauptſt., darinne von der theatraliſchen Declamation und dem Singen eines Schauſpielers gehandelt wird, einmal einen Platz in ihren Beyträgen vergönnen. Sie verdienen es ſo wohl als die Abhandlungen des Corneille, und vielleicht iſt der Nutzen davon allgemeiner. Es ſcheint übrigens nicht, als habe der Verfaſſer der deutſchen Dichtkunſt dieſes Buch geſehen, wenn er da, wo von dem Vortrage und der Ausſprache der ſpielenden Perſonen gehandelt wird, verſchiedene Schriftſteller anführt, die meines Erachtens lange nicht ſo ausführlich davon gehandelt haben, als dieſer.

Doch ich entferne mich allzuweit von meinem Zwecke und komme eilends zu dem Plautus, den Sie ſich zu Ihrem Helden erwählt haben; worinne Sie ſo glücklich gewählt, als eine Dacier und ein Limiers, obſchon Horaz geſagt:

Daß ſeiner Väter Mund des Plautus Scherz und Kunſt
Im Luſtſpiel ſehr gelobt, allein aus blinder Gunſt.

G.

Ihre Ausdrücke aber, deren Sie ſich bedienen, ſo oft Sie Ihres Dichters gedenken, ſagen deutlich genug, daß Sie ſich vorgenommen haben, ihn nur zu loben. Ihrem angenommenen Satze ſelbſt: wider die Gewohnheit der Kunſtrichter mehr zu loben als zu tadeln, iſt dieſes vollkommen gemäß. Verzeihen Sie es alſo meiner Gemüthsart, welche zum Unglücke keine einzige von den Eigenſchaften hat, die einen Lobredner ausmachen. Ich werde den Plautus nur tadeln. So wenig es aber vernünftig ſeyn würde, wenn man ſagte, Sie behaupteten, daß Plautus ganz ohne alle Fehler, und alles an ihm lobenswürdig ſey: eben ſo unbillig wäre es, wenn man mir Schuld

b) Wir werden eheſtens zeigen, daß wir guten Rath anzunehmen wiſſen. Gleichwohl ſcheinet mir auch dieſer Schriftſteller von der theatraliſchen Declamation nicht zureichend gehandelt zu haben. Das beſte, was ich mich über dieſe Materie jemals entſinne geleſen zu haben, iſt das ſchöne italieniſche Gedicht des Herrn Ricoboni von der Kunſt zu agiren; vornehmlich aber das ganz neue Werk: le Comedien.

geben wollte, als wenn ich alles an Ihrem Dichter für tadelhafte Mängel hielte.

Sie haben in dem ersten Stücke Ihrer Beyträge versprochen, in einer eignen Abhandlung von dem Vortrefflichen sowohl als dem Tadelhaften in den Schauspielen des Plautus zu handeln; und ich habe mit Verlangen diese Abhandlung erwartet. Da ich aber sahe, daß Sie in dem zweyten Stücke Ihr Wort halb zurück genommen und uns nur die Hoffnung gemacht, die Schönheiten Ihres Dichters im dritten Stücke zu entwickeln, so habe ich gemuthmaßt, daß es Ihnen vielleicht leid geworden*), an Ihrem Helden Fehler zu entdecken. Vergönnen Sie mir also, daß ich diesen zweyten Theil Ihres Versprechens ergänze, und nehmen Sie diese Critik so gütig auf, als ich mit Wahrheit versichern kann, daß sie aus keiner andern Absicht geschrieben ist, als nur zu zeigen, wie viel dazu gehöre, ein vollkommen dramatisches Gedicht zu machen, und wie groß die Verwegenheit derer seyn müsse, die heut zu Tage dergleichen in 24 Stunden zu verfertigen für nichts unmögliches halten. Wenn Meister in der Kunst, ein Plautus und Terenz fehlen, dürft ihr Lehrlinge denn schon trotzen? Dem Ruhme des Plautus wird indeß mein Tadel keinen Abbruch thun; so gewiß als Sophokles dennoch ein großer Dichter ist, obschon sein Oedipus, den Aristoteles zum Muster der Tragödie vorschreibt, nicht ohne Fehler ist. Plautus ist allerdings ein

*) Wie aber, wenn sie falsch gemuthmaßt hätten? Ich glaube nimmermehr, daß man die Schönheiten eines Schriftstellers in ihr gehöriges Licht setzen könne, ohne zugleich das, was an ihm anstößig zu seyn scheinet, anzuführen, dabey aber so viel wie möglich zu entschuldigen. Diesen letzten Punkt muß man besonders bey den alten Dichtern beobachten: denn theils waren die Fehler, die man ihnen hin und wieder vorwerfen kann, zu ihren Zeiten keine Fehler; theils aber waren sie selbst von einem viel zu erhabnen Geiste, als daß sich ihre Sorgfalt zu den Kleinigkeiten hätte können hernieder lassen, welche unsre Kunstrichter alsobald in Harnisch bringen. Ich habe allezeit geglaubt, daß Plautus gewisse Fehler habe; allein diese Fehler sind von mir niemals für was anders gehalten worden, als für eine Sommersprosse auf einem sonst vollkommen schönen Gesichte. Ich würde sie bemerkt haben, ohne sie zu tadeln und ohne sie zu lieben. Zu dem ersten bin ich nicht verwegen und zu dem andern nicht blind genug.

großer Geiſt, deſſen Scharfſinnigkeit unſre Bewundrung verdient. Die alten Römer, ſagen Sie, ſchätzten ihn zweyer Stücke wegen ſehr hoch; wegen ſeiner Schreibart und ſeiner Scherze: beydes ſey unverbeſſerlich. Racine hingegen iſt der Meynung, daß alle dieſe Lobeserhebungen aus einem andern Grunde entſprungen ſind. Er ſagt in der Vorrede des Trauerſpiels Bereniee: „Les partiſans de Terence, qui l'elevent avec „raiſon au deſſus de tous les poetes comiques pour l'elegance „de ſa diction et pour la vraiſemblance de ſes moeurs, ne laiſ„ſent pas de confeſſer que Plaute a un grand avantage ſur lui „par la ſimplicité qui eſt dans la plus part de ſes ſujets. Et „c'eſt ſans doute cette ſimplicité merveilleuſe qui a attiré à „Plaute toutes les louanges que les anciens lui ont données.“ [d]) Daß aber in den Scherzen des Plautus viele den guten Sitten ſchädliche und unanſtändige Dinge befindlich ſind, kann man nicht leugnen; ſo wenig man zu ſeiner Entſchuldigung behaupten kann, daß es die Charaktere ſeiner Perſonen allemal ſo erfodert hätten. Denn erſtlich hätte er dergleichen Charaktere auf den Schauplatz zu bringen vermeiden ſollen, und zweytens hat Balzac ſchon geſagt, que les plus libres courtiſanes de Terence ſont ſouvent plus modeſtes que les plus honnettes femmes de Plaute. In der That war er auch ſo daran gewöhnt, daß er es nicht unterlaſſen konnte, an allen Orten ärgerliche Dinge anzubringen. Man kann dieſes aus ſeinen Gefangnen beweiſen, wo er an unterſchiedenen Stellen, die ich anmerken werde, ganz ohne Noth dergleichen Unrath ausſtreuet; da er doch in dieſem Stücke ſich meynt Gewalt angethan zu haben, und bey dem Beſchluſſe derſelben ſagt: ad pudicos mores facta eſt fabula. Der Kunſt des Dichters benimmt dieſer Vorwurf nichts; nur ſchadet es den guten Sitten.

Von den verſchiednen Ausgaben und Ueberſetzungen des

d) Es iſt unwiderſprechlich, daß Plautus wegen der Einheit ſeiner Handlungen ganz beſonders zu loben iſt; daß aber die Alten vornehmlich auf die zwey von mir angeführten Stücke geſehen haben, beweiſet die Stelle aus dem 29 Hauptſt. des 1 Buchs von den Pflichten, und das Urtheil des Lucius Aelius Stilo; welches ich beydes in der Abhandlung von d. L. und W. des Plautus angeführt habe.

Plautus haben Sie uns hinlängliche Nachricht ertheilet; da Sie aber von allen Ueberſetzungen ſo weitläuftig gehandelt, ſo wundert mich, warum Sie der vortrefflichen Ueberſetzung des Coſte nicht mit mehrerm gedacht, und ſie nur mit dem kurzen und guten Ruhme, die Arbeit ſey glücklich gerathen, abgefertiget haben. Ich bin daher auf den Argwohn gekommen e), daß Sie vielleicht dieſe Ueberſetzung nicht ſelbſt geſehen haben. Sie iſt unter dem Titel: les Captifs, Comedie de Plaute, traduite en françois avec des remarques par Mſr. Coſte, in Amſterdam 1716 8vo herausgekommen. Der lateiniſche Text iſt zur Seite beygedruckt, und die Anmerkungen enthalten lauter artige und lehrreiche Gedanken, die zu dem Verſtande des Gedichts nöthig waren, und die Ihnen vielleicht würden haben nutzen können, wenn Sie das Buch bey der Hand gehabt hätten. Man ſieht aus verſchiednen Stellen, daß Herr Coſte eine zweyte Ausgabe mit verſchiedenen Verbeſſerungen davon zu liefern Vorhabens geweſen iſt, ſo aber meines Wiſſens unerfüllt geblieben.

Dieſer Ihr Vorgänger hat ſich bemüht in einer ſehr wohlgeſchriebnen Vorrede zu erweiſen, daß dieſes Luſtſpiel nach allen Regeln des Theaters ſey. Seine Gedanken hiervon ſind ſehr ſchön. „Dieſes Stück, ſagt er, ſcheint mir vollkommen regel„mäßig = = = Die Einheit der Handlung fällt in die Augen „= = Die Entdeckung der Betrügerey des Tyndars fließt ſehr „natürlich aus dem innerſten Stoffe, und dieſer Zwiſchenfall, „welches der einzige im ganzen Stücke iſt, macht den Knoten „durchgängig aus = = Die Wiederkunft des Philokrat löſet ihn „ſehr ungezwungen. Aus einem ſo einfachen Stoffe, worinne

e) Es iſt wahr; beſonders gedruckt war mir dieſe Ueberſetzung damals noch nicht vorgekommen, ich kannte ſie aber aus Limiers Ueberſetzung, wo ſie von Wort zu Wort eingerückt iſt. Doch auch dieſe, die Wahrheit zu geſtehen, hatte ich nicht bey der Hand; welches mir in ſo weit ganz lieb iſt, weil ich mich vielleicht durch ſein Beyſpiel zu einigen Fehlern, die ich hernach bemerken will, hätte können verleiten laſſen. Uebrigens hat doch der Verfaſſer dieſes Briefes eingeſehen, daß meine Abſicht gar nicht geweſen, alle Ausgaben des Plautus anzuführen; ſonſt würde es ihm weit leichter, als einem von meinen Bekannten, geworden ſeyn, noch ein halb Dutzend von mir übergangner Ausgaben, ich weis nicht aus was für Katalogen zuſammen zu ſtoppeln und gnädigſt mitzutheilen.

„ein mäßiger Geist kaum Materie zu zwey oder drey Aufzügen „würde gefunden haben, hat Plautus durch seine Kunst ein „Stück von fünf ganz vollständigen Aufzügen zu machen ge„wußt = = Die Einheit des Orts ist eben so genau als die „Einheit der Handlungen darinne beobachtet. Alles geht ganz „natürlich bey dem Hause des Hegio vor = = Was die Dauer „der Handlung anbelangt, so hat sie Plautus gleichfalls mit „vieler Sorgfalt bemerkt. Sie fängt sich des Morgens an, und „schließt sich noch vor dem Abendessen, so daß acht oder aufs „höchste neun Stunden dazu erfodert werden."

Alles dieses werde ich beantworten, und das Gegentheil darthun, wenn ich vorher einige kleine Erinnerungen werde gemacht haben, die sich nirgends besser als hier anbringen lassen.

Wenn Sie an des Limiers Uebersetzung des Plautus seine Geschicklichkeit rühmen, mit welcher er die anstößigen Stellen übersetzt, so verdient Coste eben dieses Lob; denn in seiner Uebersetzung finden Sie eben diese Behutsamkeit angewendet, so daß er selber sagt: „à la faveur de ces changements je serois en „droit de dire de ma traduction selon toute la rigueur de la „lettre ce que Plaute dit de sa piece: *ad pudicos mores* „facta est."

Die Uebersetzung von des Plautus Aulularia, der sie gedenken, ist zu Zelle 1743 mit dem lateinischen Texte zur Seite und artigen Anmerkungen herausgekommen. Der Name aber des Uebersetzers ist nur durch ein bloßes M. am Ende der Vorrede angezeigt worden. In derselben wird gleich Anfangs gesagt, daß man durch diesen Versuch den Deutschen von der Stärke oder Schwäche der alten römischen Schaubühne einen Begriff habe geben wollen. Der Uebersetzer scheint nichts von der ältern Uebersetzung dieses Stücks gewußt zu haben, der Sie gedenken.

Wenn[f]) Plautus der Vater aller Komödienschreiber wäre,

f) Wenn ich den Plautus den Vater aller Komödienschreiber genannt, so habe ich nur alle diejenigen darunter verstanden, welche nach ihm gelebt haben. Ich will auch nicht glauben, daß mir mein Gegner im Ernste zutrauet, als hätte ich selbst die Griechen für Schüler dieses Dichters gehalten. Es wird ihm aber mehr als zu wohl bekannt seyn, daß uns von diesen kein

wie Sie ihn nennen, so müßten alle Komödienschreiber seine Schüler seyn, welches doch schwerlich wird können erwiesen werden. Ihre Meynung wird vielleicht nicht so allgemein seyn, als dieser Ausdruck es zu behaupten scheint. Hat gleich Terenz und Moliere ihn zuweilen nachgeahmt, wie viel hat jener nicht auch von andern, absonderlich den Griechen, genommen und gelernt?

Da ich in dem ersten Stücke Ihrer Beyträge las, daß Sie der Meynung wären, daß die Gefangnen des Plautus gewiß das vortrefflichste Stück wären, welches jemals auf das Theater gekommen, und ich dieses nochmals in dem zweyten Stücke wiederholt sahe; ich aber bey Durchlesung des Originals und der Uebersetzung des Herrn Coste verschiednes Unwahrscheinliches und Ungereimtes darinne wahrgenommen hatte: so schien es mir, als wäre ich anitzo aufgefodert, meine Meynung, daß dieses Stück kein Meisterstück sey, zu beweisen, oder zu ändern. Hieraus nun sind diese Gedanken entstanden. Ich erwähle Sie selbst zu meinem Richter. Mit Vergnügen will ich meinem Irrthume absagen, wenn Sie zeigen werden, daß das, so ich an diesem Stücke tadle, nicht tadelnswürdig sey, und daß das Stück selbst dennoch wirklich schön und regelmäßig bleibe, und folglich für ein vollkommnes Muster eines dramatischen Gedichts müsse angesehen werden.

Hätten Sie nur gesagt, daß die Gefangnen das schönste Lustspiel unter allen Lustspielen des Plautus, und daß dieses die Ursache wäre, warum Sie eben dieses zu übersetzen sich die Mühe gegeben; so hätte man Ihnen nichts anhaben können. Denn warum Sie sonst dieses Stück gewählt, weis ich nicht. Es scheint ihrem Vorhaben zuwider zu seyn, nach welchem

einziger in ganzen Stücken übrig geblieben ist, als Aristophanes. Und auch dieser ist einen ganz andern Weg in den Schauspielen gegangen, als wir heut zu Tage zu gehen pflegen; so daß wir ihn uns nur in sehr wenig Sachen zum Muster vorstellen können. Wer ist aber nach ihm der älteste Komödienschreiber? Unter denen, die uns übrig geblieben sind, gewiß kein anderer als Plautus. Alle aber, die nach ihm gekommen, haben sich eine Ehre daraus gemacht, zu bekennen, daß sie in ihren vornehmsten Stücken den Plautus zu ihrem Vorgänger erwählt. Doch muß ich erinnern, daß ich unter diesen allen nur diejenigen verstehe, die es werth sind Schüler des Plautus genennt zu werden.

Sie versprochen, zu Ihren Uebersetzungen allezeit ein solches Stück zu wählen, welches von neuern Poeten nachgeahmet worden, oder von dessen Inhalte wenigstens ein ähnliches neues Stück zu finden sey. Wer hat denn die Gefangnen des Plautus nachgeahmt? Ich weis keinen. Doch es kann seyn, daß vielleicht meine Unwissenheit daran schuld ist, und darum würden Sie mir und andern einen großen Gefallen erzeiget haben, wenn Sie uns solches gesagt hätten, denn so hätten wir es hernach auch gewußt.[s])

Des Turnebus Urtheil, so Sie anführen, gilt hier nicht viel. Denn obschon dieser Mann seine großen Verdienste, wegen seiner erstaunlichen Gelehrsamkeit, hat; so weis man doch, wie heftig die Gelehrten des 16 Jahrhunderts die alten Schriftsteller vertheidigten, und dieses mit weit größrer Gelehrsamkeit als Scharfsinnigkeit. Absonderlich aber weis man, daß sie in Sachen des Witzes nur schlechte Ritter waren.

Weil Sie also ihren Lesern die Freyheit gelassen haben selbst zu urtheilen, so bediene ich mich derselben, doch unterwerfe ich mich gänzlich Ihrer Beurtheilung. Dieser freundschaftliche Streit wird vielleicht einem Dritten nützlich seyn. Der Streit ist bekannt, den der Abt Hedelin mit dem Menage wegen eines Lustspiels des Terentius gehabt hat. Wie viel schöne Anmerkungen haben sie nicht dabey gemacht, die ihren Nachfolgern alle genutzt, und uns vieles gelehrt haben, wofür wir ihnen Dank sagen müssen. Sie würden aber unserer Verehrung noch mehr würdig seyn, wenn sie sich nicht durch etliche niederträchtige Ausdrückungen und ihre lächerliche Hitze um einen Theil der Hochachtung, die man ihren Verdiensten schuldig ist, gebracht hätten.

Anfangs werde ich nur mehrentheils mit dem Herrn Coste

s) Ich habe geglaubt, es stehe mir frey, von den Regeln, die ich mir selbst gemacht, gleich das erstemal abzugehen; zumal da ich so wichtige Ursache vor mir sahe. Es ist wahr, ich weis selbst keine Nachahmung dieses Stücks; allein eben deswegen, weil es von einer so besondern Einrichtung ist, daß ich glaube, es zeige uns eine ganz neue Art von Lustspielen, an die sich die neuern Dichter auf keine Weise gewagt; eben deswegen, sage ich, habe ich mir geschmeichelt, der Leser würde mir es Dank wissen, daß ich mich nicht so gar genau an mein Wort gehalten hätte.

allein zu thun haben, und das Gegentheil dessen erweisen, was er in seiner Vorrede behauptet. Dieses geht Ihnen auch an, in so fern Sie dieses Stück für vollkommen halten; und wenn es mir gelingt zu erweisen, daß es nicht so regelmäßig ist, als Herr Coste behauptet, daß es im Gegentheil Unmöglichkeiten enthält, und daß es hin und wieder ohne Ueberlegung gemacht ist: so habe ich zulänglich das Gegentheil Ihres Satzes erwiesen, daß es das schönste Stück sey, so jemals auf das Theater gekommen.

Dieses setze ich aber, nach den Regeln der dramatischen Dichtkunst, voraus, daß ein vollkommnes Gedicht dieser Art nicht nur voll sinnreicher Gedanken, artiger Einfälle, angenehmer Scherze, künstlicher Verwickelung, und natürlicher Auflösung des Knotens der Haupthandlung seyn müsse; sondern daß es absonderlich müsse wahrscheinlich seyn, und der Zuschauer nicht alle Augenblicke durch die großen Sprünge des Dichters merke, daß man ihm eine ohnmögliche Fabel vorplaudert.

„Jamais au spectateur n'offrés rien d'incroiable;
„l'Esprit n'est point emû de ce qu'il ne croit pas,

sagt Boileau in seiner Dichtkunst. = = Ich habe also itzt zu erweisen, was ich in den Gefangnen des Plautus für unanständig und unwahrscheinlich halte; was ich wider die Einheit der Handlung und wider die Dauer derselben zu sagen habe.

Vorher aber muß ich noch erinnern, daß in dieser Komödie so wie wir sie anitzo lesen, viel unrichtige Abtheilungen der Aufzüge und Auftritte befindlich, welche das Ungereimte darinne vermehren. Allein dieses lege ich dem Plautus nicht zur Last, sondern seinen Scholiasten und Abschreibern. Die Ursache davon hat mir Menage in seinem Discours sur Terence p. 216 gelehrt: Nous voyons dans Terence des scenes et des actes mal divisés. La cause de cette confusion est - - que les anciens Poetes grecs et latins n'ont laissé aucune marque de ces distinctions, non pas meme Seneque le dernier des Poetes dramatiques anciens. Dergleichen unrichtige Abtheilung befindet sich im 2 Aufzuge, welcher in 3 Auftritte abgetheilet ist, da er doch nur zwey haben sollte. Diesen Irrthum haben Sie bereits

in ihrer Ueberſetzung angemerkt, darum halte ich mich nicht dabey auf, und würde ihn ganz mit Stillſchweigen übergangen haben, wenn ich nicht dabey anmerken wollen, daß Plautus ſelbſt viel Schuld an dieſem Irrthume ſey, und vielleicht nicht beſſer würde abgetheilet haben. Es iſt gewiß, daß in dem andern Auftritte Philokrates auf dem Theater iſt, und daß, wenn man auch ſagte, er habe ſo weit davon geſtanden, daß er nicht hören können, was ſie geſprochen, er ſie doch hat ſehen können. Mithin iſt das vin' vocem ad te? des Hegio, und des Tyndars Antwort voca ungereimt. h) Hegio ſelbſt ruft ihn auch nicht einmal, ſondern, inzwiſchen daß er acht Worte ſpricht, nähert er ſich ihm und ſagt: vult te novus herus operam dare etc. Hier iſt alſo keine Veränderung vorgegangen, alſo geht auch kein neuer Auftritt an. Selbſt die Aufſchriften dieſer beyden Auftritte zeigen, daß in der einen eben die Perſonen ſind, die in der andern waren: obſchon dieſes noch zu merken, daß außer dieſen drey Perſonen noch andre Knechte müſſen auf der Bühne geweſen ſeyn, welche Hegio zu Anfange des zweyten Auftritts fragen können: ubi sunt isti quos ante aedes iussi produci foras? Denn den Philokrat und Tyndar kann dieſes nicht angehen; auch nicht einmal das vorhergehende si ex his quae volo exquisivero. Denn wenn Hegio den Philokrat und Tyndar damit gemeynet, wie ungereimt wäre es, daß er gleich darauf fragte, wo ſie wären? Daß aber hier keine Knechte antworten, ſondern Philokrat ſo gleich herzutritt und den andern Knechten mit

h) Warum dieſes ungereimt ſeyn ſollte, kann ich nicht einſehen. Hegio hatte den Philokrat vorher mit Fleiß bey Seite geführt, damit er den Tyndar insbeſondere vornehmen konnte. Wahrſcheinlicher Weiſe mußte er ihn ſo weit weggeführt haben, daß er auch dem Tyndar keinen Wink oder ein ander Zeichen geben können. Denn dieſes zu verhindern war eben die Urſache, warum er ihn wegführte. Da er ſich nun hernach genugſam mit dem Tyndar beſprochen hatte, und ſie über die Art, wie er und ſein Sohn frey könne gemacht werden, einig geworden waren: was war natürlicher, als daß Hegio ſagte: Soll ich ihn alſo her rufen? damit du ihm ſagen kannſt, wie er ſich in Elis zu verhalten hat? Rufe ihn, antwortet Tyndarus. Was iſt aber dem Plautus daraus für ein Verbrechen zu machen, daß nunmehr Hegio den Philokrat nicht ruft, ſondern gar herholt?

der Antwort zuvorkömmt, ist ein Kunststück des Dichters, davon die Absicht einem jeden in die Augen fällt.[1])

Eben so ist auch der dritte Aufzug in 5 Auftritte abgetheilt, da es nur viere seyn müssen. Denn die beyden letzten Auftritte machen nicht mehr als einen aus. Hegio ruft am Ende des vierten Auftritts seine Knechte, sie kommen, und er befiehlt ihnen den Tyndar zu fesseln. So ist zwar alles natürlich, und es geht allerdings ein neuer Auftritt an, da die Knechte auf den Schauplatz kommen; und so haben Sie in Ihrer Uebersetzung durch eine geschickte Ordnung dieser Schwierigkeit abgeholfen. Allein in dem Originale sieht es ganz anders aus. Da ist alles in Unordnung. Hegio steht in dem vierten Auftritte vor der Thüre, und ruft seine Knechte. Diese sind entweder im Hause, oder sie sind mit ihrem Herrn vor der Thüre. Man mag wählen, welches man will, so findet man Schwierigkeiten. Heg. v. 124.

Hic quidem me nunquam irridebit. Colaphe, Cordalio, Corax,
Ite istinc atque efferte lora.

1) Auch hier scheinet mir mein Gegner Schwierigkeiten zu finden, wo keine sind. Er hätte nur den vorhergehenden Auftritt mit sollen zu Hülfe nehmen, so würde ihm alles nothwendig sehr deutlich vorgekommen seyn. In dem ersten Auftritte des zweyten Aufzuges werden die beyden Gefangnen von ihrem Wächter herausgeführt. Sie bitten sich die Erlaubniß aus, daß sie ein Paar Worte im Vertrauen mit einander reden dürfen. Sie erhalten sie, gehen also etwas bey Seite und werden über ihre ausgedachte List einig. Unterdessen kömmt Hegio, so daß er die ersten Worte, iam ego revertar intus, si ex his quae volo exquisivero noch in seinem Hause, oder doch gleich vor der Thüre, das Gesicht gegen sein Haus gekehret, sagt. Als er sich aber völlig umwendet, und die beyden Gefangnen, die er hatte herausführen lassen, nicht gleich gewahr ward, weil sie, wie aus dem ersten Auftritte erhellt, etwas bey Seite gegangen waren; so mußte er freylich wohl fragen, wo sie wären? Das ex his kann also ganz wohl auf den Philokrat und Tyndarus gehen. Freylich wenn es hieße ex his, *quos hic stare video*, alsdann würde die darauf folgende Frage ungereimt seyn. Allein Plautus will sagen ex his, *quos ante aedes iussi produci foras*. Uebrigens will ich gar nicht leugnen, daß noch außer dem Hegio, Philokrat und Tyndar, noch Knechte auf dem Theater müssen gewesen seyn. In dem vorhergehenden Auftritte führt ja Plautus die Lorarios redend ein; daß sie aber im Anfange des andern Auftritts sollten abgegangen seyn, davon findet sich keine Spur, wohl aber von dem Gegentheile. Denn zu wem hätte Hegio zu Ende dieses Auftrittes sonst sagen können: Solvite istum nunc iam etc.

Die Knechte antworten: Num lignatum mittimur? Und damit ſoll ſich der vierte Auftritt endigen. Hegio aber fährt fort in der fünften Scene zu ſeinen Knechten zu reden:

Iniicite huic manicas etc.

Das ite iſtinc zeiget an, daß die Knechte ſchon vor der Thüre ſind, und Hegio zu ihnen ſagt: geht hin und holet die Stricke. Es müßte aber alsdenn wohl afferte lora heißen, wenn ich das *efferte lora* nicht durch bringet heraus überſetzen kann. Hegio hat das Wort kaum ausgeredt, ſo ſind die Stricke ſchon da, und er befiehlt den Tyndar zu feſſeln. Ich geſtehe gern, daß mir dieſes unbegreiflich bleibt. Denn daß ite iſtinc, kommet heraus heißen könne, kann ich mir nicht überreden. k)

Der vierte Aufzug beſteht aus vier Scenen und ſollte nur dreye haben; denn die vierte muß die erſte des letzten Aufzuges ſeyn. Ich wundre mich, daß Ihnen dieſer große Irrthum nicht bey dem Ueberſetzen in die Augen gefallen iſt. Nachdem Hegio den Ergaſilus in dem zweyten Auftritte zu ſeinem Haushofmeiſter gemacht, und dieſer in dem dritten Auftritte den ſchönen Vorſatz faßt, die größte Niederlage unter dem Vorrathe anzurichten, ſo geht er ab alle dieſe große Dinge zu bewerkſtelligen. Hier nun ſollte ſich der Aufzug enden, damit Ergaſilus in der Zeit, die der Raum zwiſchen dem vierten und fünften Aufzuge dem Dichter giebt, wirklich alles ausrichten, und alsdann der Knecht, in dem erſten Auftritte des fünften Aufzuges, die Erzählung

k) Ich glaube dieſen Ort nicht ſo wohl verbeſſert, als nur richtig überſetzt zu haben. Freylich heißt ite isthinc nicht eigentlich kommet heraus, ſondern es heißt kommet von dort hierher, und nicht gehet von hier dorthin, wie es heißen müßte, wenn es Herr Coſte durch allen richtig ſollte überſetzt haben. Eine einzige Stelle, die ich aus dem 57 Briefe des erſten Buchs der Briefe Ciceronis anführen will, wird zeigen, daß istinc allerdings die Bedeutung hat, die ich ihm beylege: quanquam, ſpricht er, qui *iſtinc veniunt*, partim te ſuperbum eſſe dicunt, quod nihil reſpondeas etc. Man darf ſich alſo nur vorſtellen, Hegio habe ſeine Knechte unter der Hausthüre ſtehen ſehen, und alsdann iſt das ite istinc atque efferte lora ſehr deutlich. Daß aber die Knechte ſchon ſollten auf dem Theater geweſen ſeyn, iſt gar nicht wahrſcheinlich. Wenn ſie da geweſen wären, ſo hätten ſie ja nothwendig hören müſſen, was vorgegangen, und hätten gewußt, wozu ſie die Stricke herausbringen ſollten, ſo daß alsdann ihre Frage: num lignatum mittimur? ſehr abgeſchmackt geweſen wäre.

davon machen könne. So aber ist Ergasilus noch nicht einmal von dem Theater herunter, so kömmt der Knecht schon gelaufen, und erzählt was jener für Unheil im Hause angerichtet und wie er alle Vorrathskammern durchwühlet habe. Wann, fragt hier jeder Zuschauer, hat er denn alles das gethan? Man läßt ihm ja keine Zeit darzu. Ich sehe ihn ja erst vor meinen Augen weggehen. Und siehe, der Zuschauer spüret handgreiflich, daß ihn der Dichter betrügt. [1])

Dieses sey von der unrichtigen Abtheilung der Aufzüge und Auftritte genug. Ich komme auf das, was ich wider die Einheit der Handlung in den Gefangnen zu sagen habe. Die Handlung ist allerdings einfach, so wie sie Herr Coste in seiner Vorrede zergliedert. Allein in seinem Entwurfe sagt er nichts von der Person des Tyndars, daß er ein Sohn des Hegio sey, noch daß er seinem Vater vor vielen Jahren entführet worden, und nunmehr, ohne es zu wissen, in seines Vaters Hause sich befinde. Man wird mir sagen, dieses sey nur eine Episode, die nicht zur Haupthandlung gehöre. Allein die Episoden sollen ja nach den Regeln der Dichtkunst so genau mit der Haupthandlung verbunden seyn, daß diese ohne jene unvollkommen seyn würde; ohne welche Bedingung die Episoden als besondere Handlungen können angesehen werden; so wie in der That auch in diesem Lustspiele die Handlung durch die Episode verdoppelt wird. Denn würde die Handlung dieses Gedichts nicht eben so vollkommen gewesen seyn, wenn auch diese Episode nicht darzu gekommen, wenn auch in der Person des Tyndars Hegions Sohn nicht verborgen wäre? Was trägt denn dieser Umstand zu dem Knoten oder zur Auflösung desselben bey? Er würde ganz fremde in dieser Handlung seyn, wenn nicht der Dichter die Zuschauer

1) In diesem Stücke hat mein Gegner vollkommen Recht; ich bitte ihn nur, daß er die Schuld nicht auf den Plautus, sondern auf seine Abschreiber, und itzo auf mich, als seinen Uebersetzer, legen wolle. Was mich aber abgehalten hat diese falsche Abtheilung anzumerken, ist, daß wenn man die letzte Scene des vierten Aufzugs zu der ersten des fünften macht, sie gar keine Verbindung mit den übrigen bekömmt. Der Knecht läuft auf der einen Seite fort, seinen Herrn zu suchen, und auf der andern Seite kömmt er ohne daß er ihn gewahr wird. Diese kleine Unwahrscheinlichkeit war also Schuld, daß mir eine weit größre entwischte.

durch den Vorredner hätte warnen lassen, daß einer von diesen Gefangnen des alten Hegio Sohn sey, ohne daß es einer von ihnen beyden wisse. Hierdurch hat freylich der Dichter mit großer Kunst die Auflösung des Knotens zubereiten wollen, und die Zuschauer desto aufmerksamer auf alles gemacht, was dem Tyndar widerfährt. Allein es ist die Frage, ob der Prolog der alten Komödien kann als ein nothwendiges Theil derselben angesehen werden, und ob es nicht der Vernunft gemäßer ist, solchen für etwas ganz fremdes und nicht damit verbundenes anzusehen?

Ich kann mich hierüber dießmal nicht weitläuftig erklären. Hierinne bin ich aber ihrer Meynung, daß dieser Prolog sehr angenehm sey. Die alten Dichter hatten einen großen Vortheil bey dieser Erfindung die Zuschauer von dem Inhalte ihres Stücks zu unterrichten; allein daß man hernach diese Weise abgeschafft hat, ist gewiß aus keiner andern Ursache geschehen, als weil sie etwas sehr unnatürliches an sich haben.

Mehr werde ich wider die Einheit der Handlung in diesem Stücke nicht sagen. Wenn ich nicht erwiesen, daß sie doppelt ist, so glaube ich doch wenigstens erwiesen zu haben, daß man an der Einheit derselben zu zweifeln Ursache hat.

Was ich nun in diesem Stücke für unanständig halte, ist erstlich die Person des Schmarutzers. Der Charakter dieses Kerls ist vollkommen ausgedrückt, und man erkennt an diesem Bilde einen großen Mahler. Allein daß uns diese Person heut zu Tage etwas fremde, unwahrscheinlich und übertrieben vorkömmt, davon haben Sie uns die Ursache gar artig in einer Anmerkung entdeckt. Nur dieses gefällt mir nicht, daß dieser Parasit in drey Aufzügen allemal der erste auf dem Theater ist, und das noch darzu allemal alleine. Mir scheint, dieß sey sehr gezwungen. Man sieht wohl, Plautus hat den Parasiten zu dem Endzwecke gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführet haben.

Ferner ist es lächerlich, daß Ergasilus in dem ersten Auftritte sagt: Aetolia haec est. Ich stelle mir dabey sein ganzes Betragen vor. Vielleicht hat er eine Bewegung des Körpers darzu gemacht, welche sich zu diesem, denn ich bin hier in Aetolien, geschickt; und so gleich fallen mir die Meisterstücke der

ersten Mahler bey, welche, wenn sie ein Gemählde fertig hatten, allen Irrungen vorzukommen, noch hinzuschrieben: denn dieß ist ein Pferd, und dieß ist ein Ochse. Doch Plautus ist nicht der einzige dramatische Dichter der Alten, der diesen Fehler begangen hat. Es ist noch weit lächerlicher, wenn in dem Oedip des Sophokles, der Oedipus zu seinem Volke sagt: Ich bin Oedipus, der in aller Welt so berühmt ist; und der Priester des Jupiters ihm antwortet: Ich, der ich dich anrede, bin der Oberpriester des Jupiters. Kann was ungereimter seyn oder erdacht werden?

Drittens sind in dieser Komödie gar sehr viele und lange so genannte Aparte, welche so ungereimt sind, daß nichts darüber ist. Ich ließ es noch gelten, wenn dann und wann eine Person ein Wort sagt, das ihr so zu sagen aus dem Munde wider Willen entwischt, und die Verfassung seiner Seelen, bey unvermutheten Zufällen, gleichsam zu verrathen scheint. Allein solche lange Reden, als hier im zweyten Auftritte des ersten Aufzuges, im zweyten Auftritte des zweyten Aufzuges, im zweyten Auftritte des vierten Aufzuges anzutreffen, haben auch nicht die geringste Spur des Natürlichen an sich. Die letzte von den angezeigten Stellen ist am allerunnatürlichsten, wo Ergasilus die größten Possen macht, und gar erstaunlich droht, wie unbarmherzig er mit dem ganzen menschlichen Geschlechte umgehen wolle, wenn ihn jemand aufhalten würde, eilends zu des Hegio Haus zu gelangen. Und siehe der Narr steht vor des Hauses Thüre.

Absonderlich aber halte ich die anstößigen Stellen, die zweydeutigen Redensarten, und die schlechten platten Scherze, die in diesem Stücke in Menge zu finden sind, für sehr unanständig. Gleich Anfangs in dem Prolog haben wir dergleichen:

Hos quos videtis stare hic captivos duos,
Illi qui astant, hi stant ambo, non sedent etc.

C'est un jeu de Theatre (sagt Coste) dont tout le succes depend de l'habilité de l'acteur. Allein dieses thut mir noch keine Genüge. Ihre Anmerkung, in welcher Sie gestehen, daß dieser Einfall nicht der vortrefflichste sey, verdient mehr Beyfall. Ob er aber geschickt sey zum Lachen zu bewegen, weis ich nicht. Dieß merke ich noch an, daß also diese beyden Gefangnen, Phi-

lokrat und Tyndar, auf dem Theater geweſen ſind, und Tyndar nothwendig muß gehöret haben, daß er Hegions Sohn ſey. Gehört nun noch der Prolog zur Handlung? Und kann man einen Beweis daher nehmen, daß der Poet dieſe Epiſode von Anfange der Handlung ſchon mit Kunſt vorbereitet habe?

Einen eben ſo ſchlechten Scherz findet man in dem erſten Auftritte des erſten Aufzugs, wo Ergaſilus ſagt:

Iuventus nomen indidit ſcorto mihi,
Eo quia invocatus ſoleo eſſe in convivio etc.

Anſtatt dieſes elende Wortſpiel zu überſetzen, ſagt Coſte in einer Anmerkung: „Il m'a été impoſſible de traduire ces huit vers, „parce qu'ils ne contiennent qu'un jeu de mots ſi dependant de „la langue latine qu'il ſeroit tout à fait abſurde, traduit en fran„çois. Cela même prouve ſenſiblement que la plaiſanterie que „Plaute a pretendu mettre dans ces huit vers, ſemble dire quel„que chose, mais ne ſignifie rien dans le fond. Car ce qui eſt ve„ritablement plaiſant dans une langue, peut toûjours être trans„porté dans une autre. - - - Tout ce qu'on peut dire pour excuſer „Plaute, qui eſt aſſez ſujet à donner dans ces ſortes des plaiſan„teries qui ne roulent que ſur des mots, c'eſt qu'il les met dans „la bouche de gens qui trouvent ces plaiſanteries merveilleuſes „et ſont incapables d'en imaginer de plus fines et de plus rai„ſonnables - - C'eſt pour ce qu'Ergaſilus n'a pas plûtôt lâché „cette fade plaiſanterie que Plaute lui fait dire

Scio abſurde dictum hoc deriſores dicere etc.

Der Sinn Ihrer Anmerkung über dieſe Stelle trifft mehrentheils hiermit überein. Alle beyde Anmerkungen geben nichts deſtoweniger zu, daß dieſes ein ſchlechter Scherz ſey. Eben ſo iſt es mit dem Scherze beſchaffen, der in den Worten des Tyndars im zweyten Aufz. 2 Auft. ſtecken ſoll, wo er den verſtellten Philokrates mit einem Barbier vergleicht. Und noch viel eckler iſt der Einfall der Knechte im 3 Aufz. 4 Auft. [m]): Num lignatum mittimur? Es iſt wahr, durch die Art, wie Sie es überſetzt, haben Sie der Ungereimtheit dieſes gezwungnen Misver-

m) Aus meiner Anmerkung k werden Sie genugſam ſehen, daß dieſer Tadel ganz ungegründet iſt.

ſtändniſſes in etwas abgeholfen. Allein im Lateiniſchen iſt es als eine Frage an ihren Herrn eingerichtet, und ganz unerträglich.

Die zweyte Scene im vierten Aufzuge iſt voll dergleichen zweydeutiger Scherze. Im 86. V. ſagt Ergaſilus

Mihi quidem eſurio non tibi - -

„Cette replique (ſagt Coſte) eſt très inſipide et fondée ſur une „ſuppoſition tout a fait extravagante. Darauf ſagt Hegio im 87 V.

Tuo arbitratu facile patior.

In dieſen Worten, ſpricht der franzöſiſche Ueberſetzer, liegt eine ſchändliche Anſpielung. Daß dieſes wahr ſey, und Hegio es wohl verſtanden habe, was jener ſagen wolle, kann man aus dem folgenden ſchlieſſen, da er böſe wird und ſagt:

Iupiter te Dîque perdant - -

Sie haben dieſes, die Ehre Ihres Helden zu retten, in Ihrer Ueberſetzung billig ausgelaſſen. n)

In dem zweyten Auftritte des vierten Aufzuges ſagt Ergaſilus von dem Stalagmus:

Boius eſt, Boiam terit.

Cet equivoque (ſagt Coſte) porte ſur une idée obſcure et la plaiſanterie eſt en elle même obſcure et inſipide. Und Sie haben es in Ihrer Ueberſetzung eben darum auslaſſen müſſen, weil es zu überſetzen unmöglich war. Ein Beweis eines falſchen Scherzes.

In dem zweyten Auftritte des fünften Aufzuges ſagt Hegio vom Stalagmus:

Bene morigerus fuit puer, nunc non decet.

Wenn man nun das ut vis fiat, das vorhergehet, dazu nimmt, ſo ſcheint es, als wenn Coſte Recht hätte zu ſagen: Voila une de ces paſſages dont j'ai dit que la pudeur n'y etoit pas aſſez menagée. Sie haben dieſes aber in Ihrer Ueberſetzung ſo beſcheiden ausgedrückt, daß aller Argwohn einer Unfläterey weg-

n) Glauben Sie nicht, daß ich dieſe Stelle deswegen weggelaſſen, weil ich geglaubt, daß ſie keuſche Ohren beleidigen können. Nichts weniger als dieſes; ſondern ich habe ſie in der Ausgabe, die ich meiſtentheils bey meiner Arbeit gebraucht, nämlich in der Plautiniſchen von 1609 in 16, gar nicht gefunden. Auch in der Taubmanniſchen Ausgabe hatte ich ſie nicht geleſen. Ich will aber an dem gehörigen Orte zeigen, daß ſie ganz unſchuldig iſt.

fällt, und ich fast dadurch bewogen werde zu glauben, daß Coste sich geirret, und Plautus hier keinen niederträchtigen Gedanken im Sinne gehabt habe.

Was ich nun endlich für unwahrscheinlich in diesem Gedichte halte, und was ich absonderlich wider die Dauer desselben einzuwenden habe, gründet sich auf folgendes. Der Schauplatz ist in Aetolien, einer Provinz in Griechenland, und zwar in einer Stadt dieser Provinz Namens Calydon. Gleichwohl nennt Plautus in diesem Stücke mehr als an drey Orten verschiedne bekannte Plätze der Stadt Rom, als wenn die Scene in Rom selbst wäre. Der Dichter, als er sein Gedicht schrieb, war freylich in Rom; allein die Unbedachtsamkeit seinen Aufenthalt mit dem Orte des Spiels zu verwechseln, ist nicht im geringsten zu entschuldigen. Im ersten Auftritte des ersten Aufzuges sagt Ergasilus, wenn es noch lange so gienge, würde er vor die porta trigemina gehen, und sein Brodt daselbst betteln müssen. In der ersten Scene des dritten Aufzugs sagt ebenderselbe, daß sich alle schienen beredt zu haben, als wie die Olearii in velabro, einem öffentlichen Marktplatze zu Rom. Beyde Stellen haben Sie in Ihrer Uebersetzung, und vor Ihnen schon Herr Coste, angemerkt, und beyde gestehen sie, daß es wunderlich sey in einem Spiele, wo der Schauplatz in Griechenland ist, römische Plätze zu nennen; und beyde haben nichts zu des Dichters Rechtfertigung beybringen können. Daß die römischen Zuschauer zu seiner Zeit dergleichen Verwirrungen vertragen können, heißt nichts zu seinem Ruhme sagen. Wenn Plautus nur solche Richter gehabt, so ist es ihm sehr leicht gewesen, sich ihren Beyfall zu erwerben. Muß aber unser Geschmack nicht besser seyn?

Wenn man auch zu des Plautus Vertheidigung sagen wollte, er habe mit Willen diese Benennungen erwählt, um seinen Zuschauern durch ihnen bekannte Dinge seine Meynung leicht und begreiflich zu machen, so würde auch dieses können widerlegt werden. Denn daß Plautus in diesen Fehler bloß aus Unbedachtsamkeit oder Nachläßigkeit verfallen ist, beweise ich aus dem zweyten Auftritte des vierten Aufzuges, wie Hegio sagt:

Edictiones *aedilitias* hic habet quidem:
Mirumque adeo eſt, ni hunc fecere ſibi Aetoli *agoranomum*.

Was die Aediles bey den Römern waren, das waren die Agoranomi bey den Griechen, und wenn Plautus ſich hätte wollen nach den Römern richten, ſo hätte er die Aediles nur alleine nennen dürfen.

Was aber am allerunglaublichſten und am allerunwahrſcheinlichſten in dieſem Gedichte iſt, iſt des Philokrates ſchleunige Hin- und Herreiſe aus Aetolien nach Elis, und von da wieder zurück in einer Zeit von weniger als drey Stunden. Hier ſage ich mit Ihnen, die Zuſchauer des Plautus müſſen nicht ſehr eckel geweſen ſeyn, wenn er ihnen dergleichen Dinge hat dürfen vormachen, ohne daß ſie ihn darüber getadelt. Wie kann Coſte nunmehr behaupten, daß dieſes Stück vollkommen regelmäßig ſey, und daß ſeine Dauer nicht länger als 7 bis 8 Stunden währe? Ich werde meine Meynung beweiſen. Die Handlung fängt des Morgens an. Plautus hat es ſelbſt deutlich angezeigt, wenn er den Hegio ſagen läßt:

Ego ibo ad fratrem ad alios captivos meos,
Viſum ne nocte hac quippiam turbaverint.

Geſetzt alſo die Handlung gehe des Morgens an um 7 Uhr.
Zu dem erſten Aufzuge iſt eine Stunde genug. 8
Zwiſchen dem erſten und zweyten Aufzuge wollen wir dem Dichter eine Stunde zu Gute kommen laſſen, 9
Zu dem zweyten Aufzuge iſt gleichfalls nicht mehr als eine Stunde nöthig, und alſo 10
Zwiſchen dem zweyten und dritten Aufzuge müſſen wir dem Plautus zwey Stunden verſtatten, weil Hegio viel zu verrichten hat. Er geht nämlich mit dem verſtellten Philokrates zum Quäſtor, und fodert einen Paß. Man hält ihn aller Orten, ehe er dahin kömmt, mit Glückwünſchen auf; endlich bekömmt er den Paß und Philokrates reiſet ab, 11
Nachdem dieſer fort iſt, geht Hegio zu ſeinem Bruder, erkundiget ſich daſelbſt bey den Gefangnen, ob keiner von ihnen den Philokrates kenne. Es giebt ſich

Ariſtophontes an, und Hegio nimmt ihn mit ſich in ſein Haus	12 Uhr.
Der dritte Aufzug dauert eine Stunde	1
Zwiſchen dem dritten und vierten Aufzuge wollen wir zwey Stunden rechnen, davon wir eine dem Dichter noch wollen laſſen zu Statten kommen, als ſey ſie verfloſſen, ehe Philokrates wieder angekommen iſt,	2
Die andre Stunde, wollen wir annehmen, habe Ergaſilus gebraucht von dem Hafen nach Hegions Hauſe zu kommen	3

Und hier ſind die 8 Stunden des Herrn Coſte ſchon verfloſſen, ohngeachtet wenigſtens noch zwey Stunden bis zu Endigung des Stücks nöthig ſind.

Wenn nun ein dramatiſches Gedicht nach den Regeln der Dichtkunſt, und zwar derer, welche der Währung deſſelben die längſte Zeit verſtatten, nicht über 24 Stunden dauern ſoll; wenn es vielmehr nur 6, 8, höchſtens 12 Stunden zu ſeinem ganzen Verlauf haben ſoll, und wenn der Poet, der es höher treibt, wider die Wahrſcheinlichkeit handelt, wie wird hier Plautus zu rechte kommen? Alles was man alſo wohl in dieſen Umſtänden von uns fodern kann, iſt, daß wir ihm die 24 Stunden laſſen zu Statten kommen, und ſehen, ob wir ihn können durchbringen.

Dieſes genau zu beſtimmen, müßte man wiſſen, was Aetolien und Elis für böhmiſche Dörfer geweſen. Eine kleine o) Anmerkung hierüber in Ihrer Ueberſetzung würde vielleicht nicht unangenehm geweſen ſeyn. Sind es griechiſche Provinzen oder Städte, und wie weit waren ſie von einander entfernt? Alles was ich hiervon weis, beſtehet in folgenden. Menage in ſeiner Abhandlung S. 14. ſagt, Polybius erzähle, die Aetolier und Elienſer hätten Krieg mit einander geführet, und wären mächtige Völker geweſen. Vielleicht hat Plautus von dieſem Kriege die Gelegenheit zu ſeiner Komödie genommen. Völker die zuſammen Krieg führen, wenn es auch nur kleine Staaten ſind, deren Macht nicht weiter als durch die Gegend ihres Haupt-

o) Aus der Art wie ich den Plautus hierinne vertheidigen werde, wird man bald ſehen, daß ſo eine Anmerkung ganz wider meinen Zweck geweſen wäre.

sitzes geht, müssen doch wohl so gar nahe nicht beysammen liegen. Sollte es wohl nicht das mindeste seyn, wenn man sagte, sie hätten auch nur zehn Meilen von einander gelegen? So hat also Philokrates zu seiner Hin- und Herreise 20 Meilen gehabt. So bald er in Elis angekommen, hat er seinen Vater besucht, er hat ihm seine Geschichte erzählt, er ist zu dem Arzt Menarchus gegangen, er hat um die Freylassung des Philopolemus angehalten, er hat ihn los bekommen, er hat sich auf die Rückreise gemacht, ist in Aetolien wieder angelangt, und das alles in drey Stunden.

Pausanias soll uns hierinne mehr Licht geben. Ich bediene mich der französischen Uebersetzung des Abts Gedoyn, der amsterdamer Ausgabe von 1730. Daselbst sehe ich in der Karte von Griechenland, die vor dem ersten Theile befindlich ist, daß Aetolien eine große Provinz gewesen, und Elis gleichfalls keine kleine Provinz, die einen Theil des Peloponnesus ausgemacht; daß man aus Aetolien nach Elis zu kommen durch den korinthischen Meerbusen schiffen müssen, und daß alles das ziemlich weit von einander lieget. Auf einer andern Karte, die in dem dritten Theile befindlich, sehe ich, daß Elis die Hauptstadt der Provinz dieses Namens gewesen ist. Ich finde auch in der Provinz Aetolien den Ort, wo Plautus den Schauplatz hinverlegt, Namens Calydon, und der Maßstab zeigt mir, daß Elis und Calydon 400 griechische Stadia von einander entfernt gewesen. Vierhundert griechische Stadia machen 50 römische Meilen, oder 12 deutsche Meilen, die Meile zu 4000 Schritt gerechnet.

Ich glaube also meine Meynung bewiesen zu haben, daß diese Oerter nicht nahe bey einander gelegen, und man also den Plautus hierdurch nicht retten kann. Doch dieses sind nur kleine Fehler, welche man dem Dichter eben sowohl vergeben kann, als man es dem Euripides vergiebt, daß er gedichtet, Theseus sey von Athen nach Theben mit einer großen Armee gegangen, habe daselbst eine Schlacht geliefert und hundert andre Dinge verrichtet, sey siegend wieder nach Athen auf das Theater gekommen, und das alles in 6 Stunden. (S. Menage Seit. 13-22. 53-55.) Dieserwegen hat auch wohl Aristoteles von

dem Euripides gesagt, daß er die Einrichtung und die Regeln des Theaters nicht verstanden. Kann man also von dem Plautus nicht ein gleiches sagen?

Wenn also bis zu Philokrates Abreise, nach meiner Rechnung, die Handlung vier Stunden dauert, und von der Zeit seiner Wiederkunft bis zu Ende noch drey Stunden gehören, so bleiben von 24 Stunden noch 17 Stunden zu des Philokrates Hin- und Herreise. Aber auch in diesen 17 Stunden kann die Reise unmöglich verrichtet werden, wenn man auch zugeben wollte, Philokrates habe bey seiner Ankunft in Elis seinen Vater und den Menarchum und alle andre gleichsam wartend auf ihn angetroffen, daß er ohne sich aufzuhalten gleich mit brennendem Kopfe wieder fortrennen können. Doch vielleicht widerspricht wohl gar Plautus selbst dieser Meynung. Sein Gedicht soll sich gegen das Abendessen enden, und der vierte Aufzug endet sich auch wirklich mit den Anstalten darzu. Nun fragt sichs, um welche Zeit aßen die Griechen zu Abend? Hedelin behauptet, daß sie sehr späte in der Nacht gegessen. Menage hingegen erweiset genugsam, daß es mit Untergang der Sonne geschehen; und also fast zu eben der Zeit, wie wir es zu thun gewohnt sind; wir wollen annehmen um acht Uhr. Da nun Herr Coste selbst sagt, daß sich das Stück einige Zeit vor dem Abendessen, etwa um 6 oder 7 Uhr, schließe; so rechne man mir nach, ob ich ihm nicht eben so viel Dauer zugestanden; nur muß man an des Philokrates Reise nicht gedenken. Diese bleibt eine Hexerey; es müßte denn seyn, daß er wie die Medea in der Tragödie, durch die Luft geflohen. Freylich ein viel kürzrer Weg.

Daß aber Plautus selbst gar wohl gewußt, daß Philokrates zu seiner Reise mehr als 3 Stunden Zeit haben müsse, beweise ich mit einer zweyten Unwahrscheinlichkeit, die in dem Tyndar sich antrifft. Nachdem Philokrates weg ist, wird des Tyndars List im 4 Auftritte des dritten Aufzuges, und also ohngefähr um 12 Uhr Vormittags entdeckt. Hegio verdammt ihn in den Steinbrüchen zu arbeiten; er befiehlt seinen Knechten mit ihm zum Schmiede zu gehen, der ihm die Schellen anlegen solle, ihn hernach zur Stadt heraus zu führen, und ihn

seinem Freygelaßnen zu übergeben. Sie können also mit ihm ohngefähr um 1 Uhr fortgehen. In dem vierten Auftritte des fünften Aufzugs kömmt Tyndar schon wieder hervor, und macht eine umständliche schreckliche Erzählung von allen den Plagen, die er in den Steingruben habe ausstehen müssen. Die Zeit da er dieses erzählt, ist die fünfte Stunde Nachmittags; mithin wenn man annimmt, daß doch wohl wenigstens eine Stunde vergangen, bis er zu den Steinbrüchen gekommen, und abermals eine Stunde verflossen, ehe er von da zurück in des Hegio Haus hat gelangen können, so bleiben nicht mehr als zwey Stunden übrig, die Tyndar in den Bergwerken zugebracht. Was kann er wohl in so kurzer Zeit für groß Ungemach ausgestanden haben, daß er davon eine so schöne Beschreibung machen könnte? Hat nicht Plautus wenigstens einige Tage zur Währung seines Gedichts haben wollen?

Was mir sonst noch unwahrscheinlich in diesem Stücke vorkömmt, ist die Person des Stalagmus. Dieser Kerl kömmt am Ende der Handlung ganz unvermuthet auf das Theater, als wenn er vom Himmel gefallen wäre; denn nichts scheint seine Gegenwart daselbst zu erfodern. Der Knoten der Haupthandlung ist aufgelöset. Er kömmt indeß mit den drey Personen der ersten Scene des fünften Aufzugs zugleich auf die Bühne, welches die sinnreichen Worte des Hegio am Ende des Auftritts anzeigen:

Vos ite intro - - Interibi ego ex hac statua erogitare volo etc.

wodurch der Dichter zugleich die Unbeweglichkeit dieses Knechts hat rechtfertigen wollen. Nun fragt der Zuschauer, wie kömmt der hier her? und was will er? Wer es sey, sagt Hegio gleich selbst, nämlich der, welcher seinen jüngsten Sohn entführt habe. Man wird sagen, Plautus brauche diese Person zur Entdeckung, daß in der Person des Tyndars dieser entführte Sohn verborgen sey: allein von dieser Episode habe ich schon oben meine Meynung gesagt, und der Einwurf, den ich hier mache, gereicht nur um so vielmehr zum Beweise, daß sie der Dichter, so schön und künstlich sie auch ausgedacht ist, entweder hätte weglassen, oder besser einrichten sollen. Wo Stalagmus herkömmt, hat zwar der Zuschauer im dritten Auftritte des vierten Auf-

zugs von dem Ergasilus gehört, daß ihn nämlich Philokrat mitgebracht: allein mit alle dem kann ich in diesem Stücke keine Spur des Wahrscheinlichen, ja nicht einmal einen Zusammenhang finden. Denn warum kömmt Stalagmus wieder in ein Haus, wo er ja wohl wußte, daß er nichts als die Strafe seiner Bosheit zu holen habe. Sagt man, Philokrat habe ihn wider seinen Willen mit zurück gebracht, wie es seine Worte in dem letzten Auftritte anzuzeigen scheinen,

„Nam hunc ex Aulide huc reduximus;

so frage ich aufs neue, was bewog den Philokrat darzu? Er wußte ja nicht, daß Tyndar Hegions Sohn sey, noch daß Stalagmus dem Hegio entlaufen, noch daß er ihm einen Sohn entführt, noch daß er denselben seinem Vater verkauft. Er kannte ja den Stalagmus nicht einmal, wie er selbst im 3ten Auftritte des 5ten Aufzuges sagt:

Cur ego te non novi?

Hegio wußte ja selbst nicht einmal, daß sein Sohn noch am Leben, noch vielweniger, daß er schon in seinem Hause sey; denn so, meyne ich, muß man die Worte des Hegio übersetzen,

Vivitne is homo?

nämlich is quem vendidisti patri Philocratis; so wie Sie es auch gar wohl übersetzt, da des Herrn Coste Uebersetzung ganz falsch ist. Und wo hat denn Philokrat den Stalagmus aufgetrieben? Denn daß er in des Theodoromedes Hause geblieben, kann nicht erwiesen werden. Das Gegentheil aber sieht man aus der Antwort des Knechts:

Accepi argentum, nil curavi cæterum.

Alles das sind für mich unauflösliche Schwierigkeiten und unbegreifliche Dinge.

Endlich muß ich noch des einfältigen Gedanken des Plautus gedenken, da er, nachdem Tyndar gehört, daß er Hegions Sohn sey, jenen sagen läßt:

Nunc demum in memoriam redeo, cum mecum cogito,
- - - - - - audisse me
Quasi per nebulam Hegionem patrem meum vocarier.

Welche Lügen! Tyndar hat hier was scharfsinniges sagen sollen, und sagt eine große Thorheit. Er war vier Jahre alt, als er

aus ſeines Vaters Hauſe kam; ſeit der Zeit hatte er 20 Jahr in einem fremden Lande zugebracht, wo keine Seele den Hegio kannte. Wenn hat er es denn alſo gehört, daß ſein Vater ſo heiße? Als er noch zu Hauſe war? Wird man wohl ein Exempel beybringen können, daß ein Menſch von 24 Jahren ſich einer Sache erinnert habe, ſo er im vierten Jahre ſeines Alters gehört? Widerſpricht nicht die Erfahrung aller Menſchen dieſer Ungereimtheit?

Menage in ſeiner Abhandlung über den Selbſtpeiniger des Terentius hat ein ganzes Hauptſtück der Vertheidigung des Plautus wider die Beſchuldigungen des Scaligers und des Muretus gewidmet, welche lange vor mir angemerkt, daß Plautus eine große Unwahrſcheinlichkeit durch die ſchnelle Hin- und Herreiſe des Philokrates vorgebracht. Hier ſind ſeine Worte: Jul. Scaliger - et Muret - - accuſent Plaute d'une precipitation peu vraiſemblable dans ſa Comedie des captifs. Ils pretendent qu'il fait paſſer Philocrate d'Etolie en *Aulide* et revenir en Etolie en moins de 2 ou 3 heures. Mais Turnebe a fort bien juſtifié Plaute de cette accuſation, faiſant voir par la Geographie, par l'Hiſtoire et l'autorité de bons MScts, que les exemplaires de Plaute dont J. Scaliger et Muret ſe ſont ſervis, etoient corrompûs, *et qu'au lieu d'Aulide il faut lire Elide ou Alide.* „Quoiqu'il ne ſoit „pas toujours neceſſaire que le ſujet des Comedies ſoit veri„table, il faut qu'il ſoit toujours vraiſemblable. Or il n'y a point „d'apparence qu'*Aulide* qui eſt une ville de Beotie fort eloignée „de l'Etolie, et qui n'a jamais été fort conſiderable, ait fait la „guerre aux Etoliens qui etoient des peuples très puiſſans. Mais „pour la ville d'*Alide* ou *Elide* on voit dans Polybe, qu'elle a „été en guerre avec les Etoliens, et quand l'Hiſtoire n'en diroit „rien, *cette ville n'etant pas eloignée d'Etolie*, il y a bien de „l'apparence qu'elle a eu quelque different avec les peuples „d'Etolie: que *ſi on veut donner a cette comedie le tems de* „24 *heures, on ne trouvera pas grande precipitation en ce* „*voyage de* Philocrate, particulierement ſi on conſidere que Phi„locrate l'a fait *dans un de ces vaiſſeaux que les anciens ap*„*pelloient* CELOCES, a cauſe de leur viteſſe, et il ne faut pas „douter que le Poete n'ait employé ce mot a deſſein pour faire

„connoitre aux ſpectateurs que Philocrate etoit allé et revenu „avec diligence.“ Dieſe Stelle iſt lang, allein ich habe ſie ganz einrücken müſſen, weil ich zu Behauptung meiner Meynung das Unrichtige aller dieſer Gegeneinwendungen zeigen muß, und wie ſie ſo gar nicht erweiſen, was ſie erweiſen ſollen. Erſtlich iſt es zwar wahr, daß, wenn Scaliger und Muret Aulis ſtatt Elis geleſen, die Schuld an den verdorbnen Handſchriften gelegen. Indeſſen ob wir nun ſchon heut zu Tage alle Alis oder Elis leſen, ſo hebt dieſes die Schwierigkeit doch lange noch nicht auf. Dieſes iſt genugſam erwieſen. Zum andern, wenn die Aetolier ein mächtiges Volk, und die Eleenſer im Stande geweſen ſind, mit ihnen Krieg zu führen, ſo müſſen ſie wohl ſo gar nahe nicht beyſammen gelegen haben. Uebrigens iſt das ſehr unbeſtimmt geredt „cette ville n'étant pas eloignée d'Etolie.“ Wenn die Rede von großen Städten iſt, welche Krieg mit einander führen können, ſo iſt eine Entlegenheit von 10 bis 20 Meilen noch nicht ſehr weit von einander. Drittens, wenn man auch der Währung dieſes Stücks 24 Stunden geben wollte, ſo würde dieſe Reiſe dennoch unwahrſcheinlich bleiben. Wir haben aber ſchon genugſam erwieſen, daß Plautus ſelbſt die Dauer zwiſchen dem Morgen und der Zeit gegen das Abendeſſen einſchließt. Wie hat Menage dieſen Umſtand wohl nicht wahrnehmen können? Endlich iſt die Geſchwindigkeit des Schiffes, wodurch man dem Dichter zu Hülfe kommen will, noch ſehr zweydeutig. Im Lateiniſchen ſteht in publica celoce. Sie haben es überſetzt in einem öffentlichen Jagdſchiffe, und Herr Coſte le bâteau de poſte. Iſt es alſo ein öffentliches Schiff geweſen, das zur Bequemlichkeit mehrer Reiſenden beſtimmt war, mithin zu gewiſſen Stunden des Tages abgieng, wie unſre Poſten heut zu Tage; ſo finde ich hier noch weit mehr Schwierigkeiten, als ſich würden angetroffen haben, wenn Philokrat mit einer Gelegenheit gereiſet wäre, ſo in ſeiner Gewalt alleine geſtanden. Ich wenigſtens würde zur Vertheidigung des Plautus mich dieſes Grundes nicht bedient haben; denn er iſt mehr wider den Dichter als für ihn.

So unrichtig als auch indeſſen Menage in dieſem Stücke geurtheilet, ſo ſchlecht er auch den Plautus vertheidiget; (was kann

man zwar mehr von ihm fodern? es war unmöglich ihn zu vertheidigen, und er hat zu ſeiner Entſchuldigung alles beygebracht was er gekonnt) ſo muß ich doch geſtehen, daß dieſe ſeine kleine Abhandlung ſo voll der gelehrteſten Anmerkungen über die theatraliſche Dichtkunſt iſt, daß ich glaube, Sie würden auch noch aus dieſem kleinen Buche manchen Gedanken nehmen können, den man mit Vergnügen in Ihren Beyträgen leſen, und der manchem noch neu ſeyn würde. Das Buch iſt alt, und ſein Titel iſt auch nicht ſehr reizend; er verſpricht nicht viel, und gewiß niemand ſucht darinne, was man darinne findet. Die Aufſchrift heißt Diſcours de Mr. Menage ſur l'Heavtontimorumenos de Terence. à Utrocht. 1690. 12. Dieſes achtfüßige Wort ſchreckt ſchon manchen ab, das Buch in die Hände zu nehmen. Aber wenn man über den Eckel des erſten Blatts weg iſt, und man ſieht darinne die artigſten Gedanken über die Wahrſcheinlichkeit in den dramatiſchen Gedichten, wie wenig ſie die alten Dichter in Acht genommen, und wie ſehr ſo gar die größten Meiſter, ein Euripides, ein Aeſchylus und ein Ariſtophanes darwider geſündiget; über die Ausdehnung der Einheit des Orts, wie weit ſich die Scene erſtrecken könne, ohne wider die Regeln zu verſtoßen; wie das Theater der Alten und die Auszierungen deſſelben beſchaffen geweſen, und andere dergleichen Dinge, ſo ſage ich noch einmal, daß viele von Ihren Leſern ſie, wenn ſie in Ihren Beyträgen ſtünden, mit Luſt leſen würden. Wenn ein großer Kunſtrichter unſerer Zeit ſich die Mühe gegeben hätte, ein ſo verlegnes Büchelchen ſelbſt anzuſehen, ſo würde er nicht geſchrieben haben, „daß Menage den Terenz „wegen des Selbſtpeinigers beſchuldigen wollen, als habe er „mehr denn 24 Stunden zu dieſem Stücke genommen, und alſo „wider die Vorſchrift des Ariſtoteles gehandelt = =. Der Abt „von Aubignac aber habe den Terenz vertheidiget.“ (Crit. Dichtk. S. 733.) Was kann wohl deutlicher ſeyn, als die Worte des Menage gleich im Anfange? „Mr. d'Aubignac ſoutenoit que „l'action de cette comedie ne comprenoit que 10 heures et je „ſoutenois qu'elle en comprenoit plus de 12, mais je ſoutenois „en même tems qu'elle ne laiſſoit pas d'etre neanmoins reguliere - -“ Und bald darauf: „- - je crois avoir demontré que

„l'action de cette comedie comprend du moins 15 heures et qu'un „Poeme dramatique peut bien etre de plus de 12 heures ſans etre „contre les regles - - Und am Ende: „Je ſuis d'accord avec „vous que cette comedie eſt dans toute la juſteſſe des regles anciennes.“ Wo ſteht nun hier, daß dieſes Luſtſpiel wider die Regeln des Ariſtoteles ſey? Freylich, im Hedelin ſteht es. Allein, es heißt, man höre auch den andern Theil. Uebrigens iſt hier wohl nicht zu fragen, wer Recht hat, ob Menage oder Hedelin?

Wenn alle dieſe Gründe nicht hinreichend ſind, meinen Satz zu beweiſen, daß das Stück des Plautus ganz und gar nicht regelmäßig ſey, daß es wider die Einheit der Handlung, wider die Wahrſcheinlichkeit, wider die Dauer eines guten dramatiſchen Gedichts verſtoße, und alſo unmöglich das ſchönſte Stück könne genennet werden, welches jemals auf das Theater gekommen: ſo weis ich nicht, wozu wir den Verſtand und unſre Empfindung bey dem Natürlichen und Wahren brauchen ſollen, und wie man ſagen könne, eine Fabel, die nicht wahrſcheinlich iſt, tauge nichts, weil ihr die vornehmſte Eigenſchaft mangle.

Ich könnte hier meine Critik endigen, indeſſen, da ich während dieſer Arbeit noch einige Anmerkungen gemacht habe, die Ihnen vielleicht zu fernerer Unterſuchung Gelegenheit geben, und bey der Entwicklung des Schönen in dem Luſtſpiele des Plautus nutzen können, ſo theile ich ſie Ihnen hier mit, ſo gut als ſie ſind.

Im Prolog ſtehet eine merkwürdige Stelle, welche wohl mit größtem Recht eine Erklärung gebraucht hätte. Ich meyne die Worte:

Accedito! ſi non ubi ſedeas locus eſt, eſt ubi ambules.

Wenn ein in den Alterthümern, und beſonders in den theatraliſchen, Unerfahrner, dergleichen Leſer Sie mehr als der Gelehrten haben, dieſes in Ihrer Ueberſetzung lieſet[p]), ſo weis er

p) Es iſt wahr, wenn ich allzu ſehr bey dem Buchſtaben des Textes geblieben wäre, ſo wäre eine Anmerkung hier ſehr nöthig geweſen. Aus meiner Ueberſetzung aber wird jeder, der nur jemals in einem vollen Schauplatze geweſen iſt, ſo gleich erkennen, daß der Poet mit denjenigen zu thun hat, welche ſich mit vielen Lärmen Platz zum Sitzen verſchaffen wollen, da ſie doch noch genug Platz zum Stehen finden könnten.

nicht, was er daraus machen ſoll? Coſte hat ein Stück von dieſer Anrede erläutert, doch nicht alles, und ich möchte gerne wiſſen, ob denn der Vorredner den Prolog aus dem Kopfe auf dem Theater gemacht, oder der Poet vorher zu Hauſe? und ob er vorher gewußt, daß ſich bey Vorſtellung ſeiner Komödie dergleichen Begebenheit zutragen würde? und denn, ob die alten Komödien nur einmal vorgeſtellt worden, oder ob, wenn ſie öfters wiederholt worden, ſich dieſe Begebenheit allemal zugetragen, damit die Anrede paſſen können?

Ihre Anmerkung über das

Nam hoc paene iniquum eſt comico choragio etc.

iſt ſehr vernünftig, und was Sie an den Deutſchen tadeln, hat Coſte eben ſo in ſeiner Anmerkung über dieſe Stelle beſtraft.

In dem zweyten Auftritte des erſten Aufzuges iſt die Einladung des Hegio an den Ergaſilus bey Ihnen lange nicht ſo natürlich, als in der Ueberſetzung des Herrn Coſte. Es iſt wahr, er lieſet auch nicht im Texte ſo wie Sie; ſondern nach der Verbeſſerung des Salmaſius, und er ſagt von der Leſeart, wornach Sie überſetzt haben, tout cela me paroit un galimatias impenetrable.[q]) Er lieſet alſo:

Er. Facete dictum. *Heg.* Sed ſi pauxillum potes
Contentus eſſe. *Erg.* Ne perpauxillum modo,
Nam iſthoc me aſſiduo victu delecto domi.
Heg. Ageſis, rogo. *Er.* Niſi qui meliorem afferet,
Quae mihi atque amicis placeat conditio magis.

Welches ich alſo überſetzen würde:

Erg. Das war noch einmal recht geredt!
Heg. Aber du mußt dich mit wenigem behelfen können.
Erg. Wenn es nur nicht allzuwenig wird: denn ſo behelfe ich mich, leider, alle Tage zu Hauſe.
Heg. Ich bitte dich alſo.
Erg. Es mag drum ſeyn; der Handel iſt richtig, wo ich

q) Ich geſtehe es, daß Sie hierinne einigermaßen Recht haben. Doch müſſen Sie mir auch zugeſtehen, daß aus meiner Ueberſetzung dennoch ein ganz guter Verſtand komme. Uebrigens ſcheint mir die Leſeart des Herrn Coſte etwas verwegen, da das emtum oder emin' tu, oder wie man ſonſt leſen will, ganz hinweg gekommen iſt.

nicht eine beßre Gelegenheit antreffe, und annehmlichre Bedingungen als die deinen.

Eben daſelbſt haben Sie das Cirim in den Worten

I modo, venare leporem: nunc Cirim tenes,

durch Lerche überſetzt. Coſte lieſet ictim und überſetzet es durch Stachelſchwein, un heriſſon. Er hält dieſe Leſeart für die natürlichſte und wahrſcheinlichſte. In der That iſt der Sprung von einem Haſen auf ein Stachelſchwein, nicht ſo groß, als bis auf eine Lerche; und alles, was folget, ſcheint auf dieſes Thier zu ſpielen.[r])

Heg. Aſper meus victus eſt.

Er. Sus terreſtris beſtia eſt.

In dem zweyten Auftritte des erſten Aufzuges haben Sie die letzten Worte des Hegio ad fratrem mox ivero ſo überſetzt: Den Gang zu meinem Bruder kann ich verſparen bis hernach. Ich weis nicht, ob ich mich irre; mir und allen, die ich darum gefragt, ſcheint aus dieſem Ausdrucke zu folgen, als wenn Hegio den Gang zu ſeinem Bruder noch lange hinaus verſchöbe; da er doch wirklich ſo gleich hingehet, in der Zeit nämlich, die zwiſchen dem erſten und zweyten Aufzuge verfließt.[s]) Da hingegen, wenn Sie alſo überſetzt hätten: Ich will herein gehen und erſt überſchlagen ::: hernach ſo gleich zu meinem Bruder hingehen: ſo würde man hören, daß Hegio dieſen Gang nur auf einen Augenblick verſchöbe.

Eben ſo iſt es beſchaffen mit den erſten Worten des zweyten Auftritts im zweyten Aufzuge. Hegio ſagt

Iam ego revertar intus - -

r) Ich kann es zugeben, daß es jeder überſetzt, wie er will. Der Sinn wird doch allezeit mit dem meinigen übereinkommen. Daß aber die Stellen, welche ſie anführten, auf das Stachelſchwein zielten, glaube ich nicht. Iſt man denn die Stachelſchweine mit den Stacheln, daß ſie deswegen aſper victus können genennt werden?

s) Wer hat Ihnen denn geſagt, daß Hegio zwiſchen dem erſten und zweyten Aufzuge zu ſeinem Bruder gegangen? Finden Sie die geringſte Spur davon in dem Stücke? Ich glaube nicht. Hegio geht nicht eher zu ſeinem Bruder als zwiſchen dem zweyten und dritten Aufzuge, nachdem er den Philokrat hat fortreiſen laſſen; ſiehe den zweyten Auftr. des dritten Aufzuges. Ich habe alſo das *Mox* ganz recht durch hernach gegeben.

welches Sie ſo überſetzt: Ich werde gleich wieder hereinkommen. Dieſer Ausdruck ſetzet zum Voraus, daß Hegio mit jemanden geredt, der voran ins Haus gehet, und dem er dadurch zu verſtehen giebt, daß er ihm folgen wolle; oder aber daß Hegio aus ſeinem Hauſe herauskömmt. Beydes iſt falſch. Hegio kömmt von ſeinem Bruder, und iſt im Begriff in ſein Haus herein zu gehen. Er iſt allein, und ſagt gleichſam vor ſich, da er ſeine Knechte in der Thüre ſieht: Ehe ich herein gehe, muß ich doch dieſe Knechte noch etwas fragen, was ich von ihnen wiſſen will.[1]) So, deucht mich, iſt es natürlicher; obſchon das iam ego revertar intus nicht von Wort zu Wort überſetzt iſt; worauf aber nicht nöthig zu antworten iſt. Sie wiſſen, was überſetzen iſt.

Auch gefällt mir in einer ſchönen Ueberſetzung der Ausdruck des Tyndars im dritten Auftritte des dritten Aufzuges gar nicht: Ich weis auf keine Art = = meine ſykophantiſchen Teufchereyen zu beſchönigen. Dieſer Ausdruck iſt nicht deutſch, und ich getraue mir unter 50 Ihrer Leſer kaum einen zu finden, der ſich einbilden könnte, was Sykophante für ein Gewächſe ſey. Wenn man ſagt, ich weis meine Schelmereyen nicht zu beſchönigen, ſo weis ein jeder Deutſcher was das iſt.

Ich bin Ihrer Meynung, daß die Leſeart, wie Sie im vierten Auftritte des dritten Aufzuges leſen: *A.* Quid mihi abnutas? *T.* Tibi ego abnuto. *A.* Quid agat ſi abſis longius; die wahre ſey, weil der Verſtand am natürlichſten iſt; obſchon, wenn man auch die alte Leſeart behält, und, ſo wie Coſte es überſetzt, die letzten Worte den Tyndar ſagen ließe, es auch nicht ſchaden würde. Man muß nur bedenken, daß dieſer Auftritt für alle drey Perſonen ganz ungemein wichtig und beſchäftigend iſt. Jeder kann viel Bewegungen anbringen, mithin hat auch Tyndar Gelegenheit dem Ariſtophontes einen Wink zu geben, damit er das Maul halten möge; Ariſtophontes aber, der das Geheimniß nicht verſteht, oder nicht verſtehen will, ſagt, daß es

1) Aus der vorhergehenden Anmerkung folgt, daß Sie mich auch hierinne ohne Grund tadeln. Hegio war nicht zu ſeinem Bruder gegangen, ſondern kömmt in dem zweyten Auftritte zu ſeinem Hauſe heraus, wie ich dieſe Stelle ſchon in einer vorhergehenden Anmerkung 1) erklärt habe.

Hegio hört: Nu? was winkst du mir? So gleich giebt Hegio beſſer Acht, und weil Tyndar ſieht, daß ihm die Liſt fehlſchlägt, ſo leugnet er es, und ſpricht: ich winkte dir? und zum Hegio: Siehe Herr, was er mir Schuld giebt, mich nur verhaßt bey dir zu machen? Was würde er nicht vorbringen, wenn du nicht ſo nahe bey uns ſtündeſt? Daranf wird Hegio böſe und ſagt: Was ſchwatzeſt du mir da für Zeug vor? Wie, wenn ich gleichwohl mit dieſem Unſinnigen ernſthaft ſpräche? Darum ſagt Tyndar endlich laut zum Ariſtophontes, weil er ſieht, daß alles ſtumme Winken nicht helfen will:

Hem rurſum tibi, meam rem non cures etc.

Höre, ich ſage dir noch einmal, wenn du klug biſt, ſo laß dich um meine Sachen unbekümmert; bekümmre ich mich doch nicht um deine. Ich ſtelle mir dabey vor, daß Tyndar, indem er das ſagt, dem Ariſtophontes abermals, ohne daß es Hegio gewahr wird, einen Wink giebt, und gleichſam drohend zu ihm ſpricht: hem rurſum tibi! Er würde hinzugeſetzt haben: „es wird dir leid werden, das Maul nicht gehalten zu haben, „wenn du das Geheimniß erfahren wirſt:“ allein Hegio ſtehet zu nahe bey ihm.

Die Worte des Tyndars in eben demſelben Auftritte:

Vae illis virgis miſeris, quae hodie in tergo morientur meo:

haben Sie meiner Meynung nach allzubuchſtäblich überſetzt. Kann man denn ſagen, daß Ruthen ſterben?[u]) Man ſagt zwar von einem Zweige eines Baumes, der vertrocknen will: er ſtirbt ab; allein dieſer Ausdruck findet nur alsdenn ſtatt, wenn der Zweig noch an dem Stamme ſitzt, welcher letzterer geſund iſt und bleibt, da jener nur alleine vergehet. Indeß iſt es gewiß, daß dieſes eine der artigſten Stellen in unſrer Komödie iſt. Ich ſtelle mir vor, wie der Schauſpieler mit einem halb zärtlichen doch gar nicht kläglichen Tone wird geſagt haben: Wehe den armen Ruthen, die man heute ohne Erbarmen auf meinem Rücken zu Schanden ſchlagen wird. Coſte hat dieſes gar artig über-

u) Warum ſagt es denn Plautus? Er hat dieſen Ausdruck komiſcher befunden als einen andern; und ich desgleichen.

ſetzt. Nach ſeiner Ueberſetzung ſieht man ganz deutlich, daß Tyndar ſich nicht beklagt; er bedauert nur die Ruthen. Und das was er gleich darauf ſagt: Was verweilet ihr noch ihr Ketten; eilet doch, kommt, umfaſſet meine Schenkel, ich will euch treulich bewachen: klingt im Franzöſiſchen noch viel artiger, weil das Wort *embraſſez* (mes jambes) eine ſehr zärtliche Nebenbedeutung hat, weil es zugleich umarmen bedeutet.[w]) Der Dichter hat hier viel Geſchicklichkeit gezeigt, wie ein Menſch, der ein gutes Gewiſſen hat, gleichwohl aber einer Sache wegen, die mehr rühmlich als ſtrafbar iſt, in Gefahr kömmt, ohne eine niederträchtige Schwachheit blicken zu laſſen, gelaſſen erwartet, was man mit ihm vornehmen werde.

Die prahlerhafte Ausſchweifung des Ergaſilus im zweyten Auftritte des vierten Aufzuges iſt lächerlich genug. Allein, daß Sie die Worte Baliſta und Catapulta in Ihrer Ueberſetzung nur mit deutſchen Buchſtaben geſchrieben haben, kann ich Ihnen nicht vergeben.[x]) Ein Leſer, der nicht die alte römiſche Kriegsgeräthſchaft kennet, ſucht hier den Verſtand, oder den ausſchweifenden Scherz vergeblich. Es iſt ja Ihre Abſicht nicht, daß man alle Worte des Plautus aus ihrer Ueberſetzung ſoll verſtehen lernen. Wenn Sie nur wenigſtens durch eine kleine Anmerkung der Armuth dieſer Leſer zu Hülfe gekommen wären. Allein Sie ſind gar zu geizig. Coſte hat ohne dieſe ſeltnen Namen anzubringen, dieſe Stelle gar artig überſetzt, und in einer Anmerkung die Urſache geſagt, warum er ſie nicht von Wort zu Wort habe überſetzen wollen.

Was ferner Ergaſilus in eben dem Auftritte etwas weiter unten ſagt:

Tum piſtores ſcrophipaſci - - -
Eorum ſi quojusquam ſcropham in publico conſpexero,
Ex ipſis dominis, meis pugnis exculcabo furfures.

w) Man darf nur das Wort umfaſſen nehmen, ſo findet eben die ſo artige Nebendeutung, welche meinem Gegner ſo wohl gefällt, bey dem deutſchen Ausdrucke Statt.

x) Ich habe geglaubt, daß das, was mir ſo gar ſehr deutlich geweſen, auch allen meinen Leſern begreiflich ſeyn werde. Habe ich dadurch, daß ich ihnen allzu viel zugetraut habe, einen Fehler begangen, ſo wird mich ihre Höflichkeit ſchon entſchuldigen. Denn eine Höflichkeit erfodert die andre.

haben Sie gleichfalls sehr undeutlich übersetzt, wiewohl hieran die alte Lesart, die Sie vor sich gehabt haben, Schuld ist. Sie mögen selbst urtheilen, ob es nicht sehr gezwungen ist, wenn Sie am Ende der ganzen Rede hinzusetzen müssen, *ich meyne ihren Besitzern*. Coste hat dieß gemerkt; seine Anmerkung verdient, daß ich sie hersetze y): Un savant Critique a crû qu'il falloit lire au lieu de *ex ipsis dominis, ex ipso abdomine*. Je voudrois pour l'honneur de Plaute qu'on pût trouver cette leçon en quelque MScrit, car la leçon ordinaire fait à mon avis un sens fort bizarre et où il est bien difficile de trouver le mot pour rire. Streichen Sie in Ihrer Uebersetzung die Worte *ich meyne ihren Besitzern* weg, so haben Sie eben diesen Verstand. Warum aber Coste die Worte pistores und pistrinum durch mûniers und moulin übersetzt hat, weis ich nicht.

Erlauben Sie mir, daß ich einen kleinen Auftritt übersetzen darf, der mir nach Ihrer Uebersetzung nicht gefällt, so wie Ihnen die meine vielleicht nicht gefallen wird. Ich wollte anfänglich nur Anmerkungen zu der Ihrigen machen, und zeigen, daß man vom Specke nicht sagen könne sterben und dergleichen mehr; es würde aber viel zu weitläuftig geworden seyn. z) Der Auftritt, welchen ich vornehmen will, ist der dritte des vierten Aufzuges. Ergasilus ist voller Freuden, daß Hegio ihn zu seinem Haushofmeister gemacht. Er ist ganz außer sich, für Ver-

y) Ich sollte meynen, daß in dieser Stelle eine ziemlich komische Wendung zu finden sey, wenn man die alte Lesart beybehielt. Gruterus ist auch der Meynung, weswegen er hinzusetzt: lepide minatur se id facturum deminis quod iuxta nexum orationis facturum quis putaret fulhus. Der gelehrte Kunstrichter aber, auf den sich Coste gründet, ist Jacobus Palmerius. Wissen Sie aber, was Taubmann von dieser Verbesserung sagt? Palmerius legit *ex ipso abdomine* etc. invita Venere, et cuius sententia opinor non plus sapit quam occisa sus, quod noster ait.

z) Was ich in der Anmerkung u) gesagt habe, das kann ich auch hier sagen. Hat Plautus solche uneigentliche Ausdrücke gebraucht, so muß sie auch der Uebersetzer brauchen können. Wer sie tadeln will, der scheint mir von dem komischen Ausdrucke nicht viel zu verstehen. Uebrigens wird es auf den Leser ankommen, unsre beyden Uebersetzungen dieses Auftritts mit einander zu vergleichen. Mein Gegner wird sich ohne Zweifel nicht besonnen haben, daß diese wunderlichen Reden und possenhaften Anspielungen mit zu dem Charakter des Ergasilus gehören.

gnügen einmal eine rechte Mahlzeit anrichten zu können. Sobald also Hegio weg gehet, bricht er in die Worte aus:

„Er geht fort? und mir überläßt er die Verwaltung des ganzen Küchenwesens? Ihr unsterblichen Götter welch Glück! „O welche Schlacht will ich unter dem Viehe anrichten! wie „viel Köpfe werde ich lassen herunter schmeißen! Welche Verheerung will ich unter dem Specke und den Schinken anrichten! Wie werde ich das Fett so dünne machen! und wie will „ich die Schlächter durch viel Arbeiten abmatten! Doch was „halte ich mich auf, hier lange zu erzählen, womit ich meinen „Bauch zu füllen gedenke? Ich gehe hin, mein großes Amt „selbst anzutreten. Ueber den Vorrath werde ich das Urtheil „sprechen, und den unschuldig aufgehangnen Schinken eiligst zu „Hülfe kommen."

Ich bin gewiß, daß Ihnen selbst der Ausdruck im ersten Auftritte des fünften Aufzuges, wodurch Sie die Worte statua verberea, eine schlägefaule Bildsäule übersetzt, nicht gefällt. Was ist das? aa) Coste hat dieß besser übersetzt, wenn er sagt „cet „idole icy, qui merite d'etre roué de coups."

Die Art, wie Sie die Stelle des Stalagmus gleich im Anfange des zweyten Auftritts im fünften Aufzuge übersetzt haben, ist sehr natürlich, und ich glaube, daß dieses wirklich der Sinn des Dichters ist. Coste hat eben so übersetzt, wenn er sagt bb): que peut-on attendre de moi, si un homme de votre merite ne fait pas scrupule de donner des entorses à la verité? je n'ai jamais eté beau ni joly etc.

Daß eine Sprache vor der andern manchmal gewisse Worte,

aa) Ich sollte kaum glauben, daß ein Deutscher diesen Ausdruck nicht verstehen sollte. Eine schlägefaule Bildsäule ist hier ein Kerl, bey dem die Schläge eben so wenig fruchten würden, als bey einer Bildsäule. Gefällt jemanden die französische Uebersetzung dieses Ausdrucks besser, so kann ich es leicht zufrieden seyn. Nur habe ich es nicht für gut befunden aus dem, was Plautus mit zwey Worten sagt, acht bis neun Worte zu machen.

bb) Nein Coste hat es nicht so übersetzt. Bey ihm will der Knecht sagen: Wenn du die Unwahrheit redest, wie vielmehr soll ich sie nicht reden, der ich niemals was getaugt habe? Bey mir aber sagt er: Ich habe dir deinen Sohn entführt, und du sprichst gleichwohl, ich sey ein feiner Knecht? Was muß ich denn noch thun, daß du richtiger von mir urtheilen lernst?

Ausdrückungen und Redensarten hat, die viel bequemer sind eine Sache in einer Uebersetzung eben so wohl als im Originale auszudrücken, daran wird wohl niemand zweifeln. Ein Beweis davon ist die schöne Stelle im zweyten Auftritte des fünften Aufzuges:

Sta. Quod ego fatear, credine pudeat? - -

Heg. At ego faciam ut pudeat, nam in ruborem te totum dabo.

Coste übersetzt es: *Sta.* Je ne rougis pas de l'avouer. *Heg.* Và je sçaurai bien trouver le moyen de te faire rougir. Das artige in diesem Ausdrucke bestehet in dem Worte rougir, wie man leichte sieht, und welches nicht einmal im Lateinischen so artig klingt. Im Deutschen hätte man es eben so geben können. Stal. Meynest du, daß ich darüber erröthen werde? Heg. Allerdings, ich will es schon machen, daß du über und über erröthen sollst. [cc])

Den Beschluß der Komödie macht eine Anrede an die Zuschauer, über welche in Ihrer Uebersetzung stehet der Schlußredner. Ich vermuthe also [dd]), daß in der Ausgabe, der Sie sich bedienet, Recitator gestanden. Coste liefet statt Recitator Grex oder Caterva, und hat bey dieser Gelegenheit eine gar artige Anmerkung gemacht, ob dieser Recitator einer von den Schauspielern gewesen, so in eben demselben Stücke mit gespielt; oder eine besondere Person. Er beweiset das erste, ob es schon sehr wider den Wohlstand sey, daß einer von den Spielenden auf

cc) Vielleicht würde ich auch darauf gefallen seyn, wenn ich das Recht zu haben geglaubt hätte, den Plautus schöner zu machen, als er ist.

dd) Sie vermuthen falsch. Es heißt in meiner Ausgabe auch Grex; und in der einzigen Straßburger Edition, welche Mulingus besorgt hat, steht Recita'or. Wenn sich Herr Coste übrigens nur ein wenig genauer umgesehen hätte, so würde er eine Stelle bey dem Plautus gefunden haben, woraus er ausdrücklich hätte schließen können, daß es nicht allezeit einer von den spielenden Personen gewesen, welcher diese Schlußreden hielte. Diese Stelle steht zum Beschlusse der Cistellaria:

— — — omnes intus conficient negotium.
Vbi id erit factum, ornamenta *ponent*, post id ea loci
Qui deliquit, vapulabit; qui non deliquit, bibet.

Sie, die Schauspieler, spricht er, werden ihren Putz ablegen, nicht wir, wie er doch nothwendig hätte sagen müssen, wenn er selbst ein Schauspieler gewesen wäre.

einmal seinen Charakter ablegt, und unter der Person eines bloßen Komödianten hintritt, den Zuschauern ein Compliment zu machen.

Es ist wohl einmal Zeit, daß ich meine Critik beschließe. Ich werde es nicht wie diejenigen machen, die, wenn sie nichts mehr wissen, dennoch zum Beschlusse sagen, sie würden noch vieles erinnern, wenn sie nicht befürchteten allzu weitläuftig zu werden. Nein, ich gestehe aufrichtig, daß dieses alles ist, was ich wider diese Komödie zu sagen habe, und daß ich überzeugt bin, daß diese Critik dem Dichter und seinem Uebersetzer so wenig schaden werde, als ich versichern kann, daß ich dieser Kleinigkeiten ungeachtet, gegen beyde die vollkommenste Hochachtung habe, und daß das, was ich dagegen angeführt, viel zu wenig sey, dem Dichter seinen Ruhm und meine Bewunderung zu versagen. Je genauer ich gegentheils dieses Stück untersucht habe, Fehler darinne zu entdecken, je mehr habe ich auch Schönheiten darinne angetroffen. Alle Charaktere, bis auf die schlechtesten, sind auf das vollkommenste ausgebildet, und doch nicht übertrieben. Ist nicht in der Person des Ergasilus der Charakter eines Schmarutzers auf das lebhafteste ausgedruckt, und behauptet er nicht diesen Charakter durch das ganze Stück mit einer ungemeinen Stärke? Steigt und fällt nicht sein Muth? Ist er nicht trotzig oder verzagt, nachdem seine Hoffnung zu schmausen groß oder geringe ist? Ist er nicht, wie es für einen solchen Kerl gehört, unverschämt, niederträchtig, von schlechten Sitten, und lasterhaft? Hat nicht der Dichter in der Person des Hegio auf das vortrefflichste einen alten reichen Bürger geschildert, einen ehrlichen Mann, einen Vater, der seine Kinder über alles liebt, der alles, was ihm zum Besitz derselben verhelfen kann, anwendet, und alles, was man ihm sagt, wodurch er dazu gelangen könne, leicht glaubt; so bald er aber einmal hintergangen worden, wie alle Alte, mistrauisch wird, und sich völlig verlohren schätzet? Ist nicht Tyndarus ein Mensch, der mit seinem Herrn von Jugend auf zusammen gelebt, und mit ihm die Vortheile einerley Erziehung genossen hat? Ist es also nicht natürlich, daß er diesen Herrn mehr liebt, als ein gemeiner Knecht sonst einen Herrn lieben würde? Ist es nicht natürlich, daß der Herr ihn wiederum gleichfalls mehr liebt, als einen gemei-

nen Knecht? Hier bewundre ich die Kunst und den Geist des Dichters: denn aus diesem Grunde sind die schönen Auftritte entsprungen, wo bey dem Abschiednehmen Tyndarus unter der Person des Philokrates seinem Herrn alles das Gute vorhält, so er ihm als Knecht erwiesen; wie treulich und willig er ihm gedient, und wie viel er um seinetwillen bey dieser Gelegenheit absonderlich wage; wie viel Vertrauen er in ihn setze, daß er ihn nicht werde in der Gefangenschaft zurücklassen, da er bloß durch ihn itzo frey sey, und in sein Vaterland reisen könne. Tout cela me paroit intereſſant et touche avec beaucoup de delicateſſe, sagt Coste in einer artigen Anmerkung hierüber. Dem Hegio selbst bricht das Herz, wenn er voller Verwundrung ausruft:

Dii voſtram fidem,
Hominum ingenium liberale ut lacrumas excutiunt mihi.

Eben so schön ist der zweyte Auftritt im dritten Aufzuge, wo Hegio den Tyndarus, nachdem er die List entdeckt, so hart angehet, und drohet, und dieser mit der größten Standhaftigkeit, und einer Kaltsinnigkeit, welche nur ein gutes Gewissen wirken kann, antwortet, und sich so schön vertheidigt, daß man ihm allezeit Beyfall geben, und ihn in seinem Unglücke bedauern muß. Er läßt zwar mehr Verstand und Tugend blicken, als man von einem Knechte verlangen kann; allein dieser Einwurf ist dadurch gehoben worden, daß er mit dem Philokrat einerley Erziehung genossen hat. Stalagmus hingegen ist ein trotziger Knecht, ein alter boshafter Schalk, der mit seinen Lastern prahlet, und sich eine Ehre daraus macht, ein Taugenichts zu seyn. Und konnte er wohl anders seyn? Mußte der Dichter nicht den, der das Herz gehabt, seinem Herrn ein Kind von vier Jahren zu entführen, also bilden? Ein mittelmäßig böser Knecht, der sich hier auf das Bitten gelegt hätte, würde nicht gefallen haben.

Doch hat Terenz vielleicht auch hier den Plautus übertroffen, weil Varro schon gesagt, daß er unter allen komischen Dichtern die Charaktere so vollkommen auszudrücken gewußt, daß wenn die Natur selbst hätte sprechen wollen, so würde sie sich seiner Worte haben bedienen müssen.

Ich gestehe also gern, daß Plautus große Verdienste habe, daß dieses Stück, die Gefangnen, voll schöner Stellen sey, daß

der Dichter darinne viel Kunſt und viel Erfahrung blicken laſſe: doch nimmermehr werde ich zugeſtehen, daß es ohne Fehler, oder daß es gar das ſchönſte Stück ſey, ſo jemals auf das Theater gekommen. Zu des Plautus Zeiten haben Sie vielleicht ſagen wollen. Denn wie weit iſt er noch von der Vollkommenheit entfernt, wozu ein Moliere gelangt iſt? Es verdient das Schöne darinne nachgeahmet zu werden, doch muß man uns das Stück überhaupt nicht als das vollkommenſte Muſter vorlegen. Sollte ich demnach in meinem Urtheile irren, ſo bitte ich Sie, um Ihrer Stärke willen in theatraliſchen Dingen, mir aus meinem Irrthume zu helfen, und mich davon mit Gründen zu überführen; welches Ihnen nicht wenig Ehre bringen, und den Ruhm Ihres Helden nicht um ein geringes vermehren wird. Ich werde zwar alſo meine Sache verlieren; im Gegentheil aber mich freuen, durch meine Zweifel Ihnen Gelegenheit gegeben zu haben, Trotz aller Einwürfe, uns das Geſtändniß abzuzwingen, daß die Gefangnen des Plautus das ſchönſte Stück ſind, ſo jemals auf das Theater gekommen iſt.

Ich ſchließe mit dem Urtheile des Hrn. von Eſſen, welches er in ſeinem Menſchenfeinde von unſerm Dichter fällt:

Ce comique Bouſon, n'en deplaiſe aux ſavans,
A ſon groſſier Parterre immole le bonſens.
Chez lui d'un trait d'eſprit la grace deployée
Dans mille jeux de mots d'ordinaire eſt noyée:
Sans rime et ſans raiſon il fait le goguenard:
La juſteſſe en ſes vers n'eſt qu'un don du hazard.
Si le Valet ſouvent y parle d'un ton grave,
L'honnet-homme y produit les pointes d'un eſclave.
Enfin par un ſeul trait, pour le depeindre en tout,
Il eut beaucoup d'eſprit, peu d'art, et point de gout.

Ich bin ꝛc.

Geſchrieben im Brachmonat 1750.

Ich glaube, in dieſem Briefe iſt alles geſagt, was man nur immer zum Nachtheil des Plautus vorbringen kann. Und vielleicht meynen auch viele meiner Leſer, daß Beſchuldigungen darinne vorkommen, die man nimmermehr beantworten könne, und wobey auch der eifrigſte Vertheidiger dieſes Dichters ſeinen Witz

nur umsonst anwenden würde. Doch wir wollen sehen. Alles was man wider ihn vorgebracht hat, beziehet sich auf drey Stücke. Kunst, Witz und Moral sind es, worinne sich Plautus sehr tadelhaft soll bezeigt haben. Zu dem ersten gehören alle Einwürfe, die man ihm, besonders in diesem Lustspiele, wider die Einheit der Handlung, wider die Dauer, kurz wider die ganze mechanische Einrichtung seiner Stücke macht. Zu dem andern gehören seine seichten und nichtsbedeutenden Scherze; und zu dem dritten einige unbehutsame und allzusaftige Stellen, welche man bey ihm will gefunden haben. Ich will bey dem letzten zu erst anfangen; und hoffe leicht damit zu Stande zu kommen, weil ich gar nicht gesinnt bin, unsern Dichter in allen seinen Lustspielen deswegen zu entschuldigen, sondern bloß seine Gefangnen von diesem schimpflichen Vorwurfe zu befreyen suche. Ueberhaupt aber von den unkeuschen Stellen des Plautus zu urtheilen, sollte man wohl überlegen, daß vieles, was itzo unsre Ohren auf die ärgerlichste Art beleidiget, zu seiner Zeit von ernsthaften Römern ganz gleichgültig konnte angehöret werden. Es ist die grösste Ungerechtigkeit, die man gegen einen alten Schriftsteller ausüben kann, wenn man ihn nach den itzigen seinern Sitten beurtheilen will. Man muß sich durchgängig an die Stelle seiner Zeitgenossen setzen, wenn man ihm nicht Fehler andichten will, welche bey ihm keine sind. Es war bey den alten Römern nichts gewöhnlicher und nichts weniger anstößig, als Laster, welche offenbar im Schwange giengen, bey ihrem rechten Namen zu nennen. Die Bühne war dazu, sie zu bestrafen. Was sich der Zuschauer nicht schämte zu thun, sollte sich das der Dichter schämen zu nennen? Dichter und Zuschauer waren also, wird man mir vorwerfen, im höchsten Grade unverschämt, und folglich im höchsten Grade lasterhaft. Allein, die Wahrheit zu gestehen, mit diesem folglich bin ich nicht sehr zufrieden. Ich weis nicht, mit was für einem Rechte man die oft erzwungne Fertigkeit bey Anhörung gewisser Worte, bey Erblickung gewisser Gegenstände roth und unwillig zu scheinen, unter die Tugenden setzen kann? Die Schamhaftigkeit in diesem Verstande ist oft nichts als die Schminke des Lasters. Uebrigens berufe ich mich auf alle die anstößigen Stellen, woraus

man dem Plautus ein so groß Verbrechen macht, und behaupte, daß keine einzige auf eine Art abgefasset sey, welche unschuldige Gemüther verführen könne. Sie sind insgesammt allzu rauh, und können nichts als Abscheu erwecken. Ja, ich müßte mich sehr irren, wenn man nicht von dem, was unsre feinern Köpfe das Schalkhafte zu nennen belieben, einen weit größern Schaden zu besorgen hätte. Das Gift, welches man uns unvermerkt einflößet, verfehlt seltner seine Wirkung, als das, welches man uns offenbar aufzudringen sucht. Doch ich will mich itzo hierüber nicht weiter einlassen; genug wenn ich nur zeigen kann, daß in den Gefangnen nicht das geringste zu finden ist, dessen sich Plautus, auch wenn er in unsern Zeiten gelebt, zu schämen hätte. Ich habe in dem zweyten Stücke bey Gelegenheit gesagt: daß je gelehrter die Commentatores sind, je weniger Witz ließen sie dem Schriftsteller, den sie erklären wollen.* Jetzo will

* Es scheint, als ob man meine Beschuldigung nur für einen bloßen Einfall angenommen habe; allein, wenn es darauf ankommen sollte, so wollte ich mit mehr als hundert Beyspielen die Wahrheit derselben bestärken. Eines davon habe ich allzu große Lust hier anzuführen, weil es mir gar zu besonders zu seyn scheinet. Im ersten Auftritte des ersten Aufzuges des Curculio stehet ein Jüngling nebst seinem Knechte, und einigen andern, die er bey sich hat, neben einem Altare der Venus. Es ist noch ganz früh, und spricht also, er möchte gern der Venus ein Frühstück zum Opfer bringen. Was denn? fragt der Knecht. Mich, dich, und diese alle, antwortet der Herr. Wie? spricht der Knecht, willst du, daß sich die Venus übergeben soll? Die Stelle selbst heißt so:

Ph. Me inferre Veneri vovi iam lentaculum.

Pa. Quid antepones Veneri a lentaculo?

Ph. Me, te, atque hosce omnes. *Pa.* Num tu Venerem vomere vis?

Wer sieht nicht sogleich, daß der Knecht sagen will: wenn du uns ihr willst zum Frühstücke vorsetzen, so wird es ihr gewiß schlecht bekommen. Wir sind so ein niedlicher Bissen, daß sie sich nothwendig wird übergeben müssen! Der Einfall ist knechtisch, aber so deutlich, als er nur immer seyn kann. Gleichwohl will Tan. Faber uns in einem Briefe an Sarravium versichern, daß niemand diese Stelle verstanden habe, noch verstehen könne. Er habe lange gesonnen, was wohl dahinter stecken möge, und endlich wäre er auf den Einfall gekommen, sie in das Griechische zu übersetzen, woraus sie ohne Zweifel genommen wäre. Er habe es gethan, und endlich diesen sehr richtigen griechischen Vers heraus bekommen:

Φ. ἐμε, σε και τουτους. Πα. την γουν Αφροδιτην θελης ἐμεσαι.

ὦ κοκοι habe er ausgerufen, istuc ipsum est quod quaeris. Er meynt näm-

ich hinzu ſetzen, je gelehrter die Commentatores über unſern komiſchen Dichter ſeyn wollen, je mehr anſtößige Stellen finden ſie bey ihm. Zwey Oerter, aus gegenwärtigem Stücke, worinne ſie mir alleſammt mehr zu ſehen ſcheinen, als ſie ſehen ſollten, mögen es beweiſen. Allein, man wird fragen, was mich ſo verwegen macht, der Einſicht ſo vieler gelehrten Kunſtrichter meine Wenigkeit entgegen zu ſetzen, die man noch aus keinem einzigen lege meo periculo kennet; ich muß es alſo nur geſtehen, Plautus ſelbſt. Er verſichert uns in der Vorrede, daß in dem ganzen Stücke keine verſus ſpurcidici immemorabiles wären, muß alſo nicht entweder Plautus ſelbſt, oder ſeine Ausleger lügen? Nothwendig, und wer kann es mir verdenken, daß ich lieber das letzte glaube, da ohnedem in den ſtreitigen Stellen ein ſo guter Verſtand liegt, daß man gar nicht nöthig hat, zu ſolchen unzüchtigen Anſpielungen ſeine Zuflucht zu nehmen. Wir wollen ſie ſelbſt anſehen. Die erſte befindet ſich im zweyten Auftritte des vierten Aufzuges.

Heg. Eſurire mihi vidêre. *Erg.* Mihi quidem eſurio non tibi.
Heg. Tuo arbitratu facile patior. *Erg.* Credo, conſuetus puer.
Heg. Iupiter te Dique perdant.

Die mittelſte Zeile hatte ich in meiner Ueberſetzung aus den in der Anmerkung [n]) angeführten Urſachen weggelaſſen; jetzo aber will ich zeigen, daß ſie gar nichts Böſes in ſich hält. Man ſieht wohl, daß das Wort *patior* den Verdacht einzig und allein erweckt hat. Doch ich will nur die ganze Stelle überſetzen, und ich glaube, man wird dem Plautus Recht wiederfahren laſſen.

Hegio. Du biſt mir alſo hungrig, wie es ſcheint.
Ergaſilus. Ich bin mir hungrig und nicht dir.
Hegio. Meinetwegen, ich kann es zufrieden ſeyn.
Ergaſilus. O das weis ich wohl, du biſt von Jugend

lich, es ſey hier ein bloßes Wortſpiel zwiſchen ἐμε, σε und ἐμεσαι (vomere) welches von dem Plautus nicht bemerkt ſey, und daher ſo unverſtändlich überſetzt worden. Wer bewundert nicht die Geſchicklichkeit dieſes Mannes, der aus einem noch ganz erträglichen Scherze des Plautus mit ſo vieler Gelehrſamkeit ein verdorbnes Wortſpiel zu machen weis. ὦ κοκοι rufte ich aus, als ich es das erſte mal las, wie kurzſichtig ſind die Herren Kunſtrichter, wenn ſie am weiteſten zu ſehen glauben!

auf ein Mensch gewesen, dem es eben so nahe nicht gegangen ist, wenn einen ehrlichen Kerl hungerte.

Hegio. Ey, hol dich der = =

Ich habe mit Fleiß etwas weitläuftig übersetzt, damit man es desto deutlicher einsehen möge, was ich für einen Sinn darinne finde. Aus dem Fluche des Hegio ist gar nichts zu schließen. Denn dieser ist nur verdrüßlich, daß ihn Ergasilus einer solchen Unempfindlichkeit und Kargheit beschuldigen will. Die andre Stelle, die ich nun zu entschuldigen habe, ist in dem zweyten Auftritte des letzten Aufzuges. Hegio sagt zu seinem verlaufnen Knechte:

Bene morigerus fuit puer: nunc non decet.

Hier ist es offenbar das arme Wort morigerus, welches unsre keuschen Kunstrichter aufmerksam gemacht hat. Ich leugne gar nicht, daß es dann und wann nicht eine schlimme Bedeutung habe, allein hier nur findet sie nicht Statt; weil Hegio nichts weniger als mit seinem Knechte Possen treiben will. Ich habe es in meiner Uebersetzung so gegeben, daß mein Gegner selbst gestehet, er zweifle, ob Plautus so was schändliches dabey gedacht habe, als es ihm seine Ausleger, und der französische Uebersetzer Herr Coste Schuld geben. Sind aber diese beyden angeführten Stellen unschuldig, so wird man auch in dem ganzen Stücke kein einziges Wort finden, welches nur im geringsten der schärfsten Moral entgegen sey.

Die Fortsetzung im vierten Stücke.

Samuel Werenfels
Rede zu Vertheidigung der Schauspiele.

Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet

von M. Immanuel Fried. Gregorius aus Camenz.

Wittenberg, 1750. in 4to, auf 40 Seiten.

Diese Rede des berühmten Werenfels ist in ihrer Grundsprache ein lesenswürdiges Stück. Sie ist nicht eine Vertheidigung der Schauspiele überhaupt, sondern nur in so ferne sie in Schulen aufgeführt zu werden verdienen. Nach einem kurzen

Eingange, in welchem er die Wichtigkeit seiner Materie darthut, und von der Annehmlichkeit der Schauspiele, die von niemanden in Zweifel gezogen wird, redt, kömmt er auf seinen Hauptsatz, und zeiget auf eine doppelte Art, was sie für einen unwidersprechlichen Nutzen bey der Jugend haben können. Er betrachtet sie erstlich, in wie ferne sie den Zuschauern nutzen; er redet von der Kenntniß der Menschen, von der Verabscheuung des Lasters, von der Liebe zur Tugend, wozu sie uns die vortrefflichsten Anleitungen geben, und weiset zugleich, daß diese Anleitungen in der lebhaften Abschilderung wahrscheinlicher Gemüthsarten, in der Vorstellung einnehmender Begebenheiten, und in der Anführung wichtiger Sittensprüche liegen können. Doch nicht genug, daß sie uns zu tugendhaften Menschen machen, sie können auch unsre Wissenschaften vermehren und unsre Fähigkeiten stärken. Die merkwürdigsten Exempel der Historie, die ernsthaftesten Wahrheiten der Weltweisheit, ja selbst die Streitigkeiten unterschiedner Religionen, können auf das nachdrücklichste darinne vorgestellet werden. Und was die Beredsamkeit für Nahrung in denselben finde, haben die größten Meister derselben, alter und neuer Zeit, bewiesen. Eben so richtig finden wir den Nutzen der Schauspiele, wenn wir uns, andern Theils, an die Stelle derer, die sie selbst vorstellen, setzen. Diese nehmen nicht allein an allen den angeführten Vortheilen der Zuhörer Theil, sondern sie stärken auch dadurch ihr Gedächtniß, welches nothwendig in der Jugend geschehen muß, und üben sich in der körperlichen Beredsamkeit, welche, nach des Demosthenes eignem Ausspruche, die vornehmste Eigenschaft eines Redners ist. Alles dieses führt unser Redner auf eine würdige Art aus, und zeigt zum Ueberflusse, daß die größten Schulmänner, ein Johann Sturm und ein Comenius, und, welche in dieser Sache kein geringer Ansehen haben, die Glieder der Gesellschaft Jesu selbst, die Nothwendigkeit der Schauspiele in den Schulen erkannt haben.

Dieses, was wir anführen, ist nichts als der trockne Inhalt. Wenn unsre Leser von der Vortrefflichkeit der Ausführung urtheilen wollen, so müssen sie das Original selbst, oder eine getreure Uebersetzung, als die gegenwärtige ist, zu Rathe ziehen. Es ist ein Glück, daß uns diese nicht fehlt. Schon

vor einigen Jahren ist sie uns von einer geschickten Feder in den critischen Beyträgen geliefert worden. Wir würden sie allzu wenig loben, wenn wir nur sagen wollten, daß sie die gregorische bey weitem übertreffe. Eine gute und schlechte Arbeit muß man auch nicht einmal mit einander vergleichen, wenn man beyden will Recht wiederfahren lassen. Wir schließen nicht ohne Grund, daß Herr M. Gregorius seinen Vorgänger gar nicht müsse gekannt haben; welches ihn zwar von dem Verdachte des Ausschreibens befreyet, in der That aber zu einer Schande gereicht. Bey einem Schriftsteller muß es das erste seyn, sich zu erkundigen, wie weit es andre in der Arbeit, die er unternimmt, schon gebracht haben. Und besonders ist ein Uebersetzer verbunden, keine Schrift vorzunehmen, von der man schon eine Uebersetzung hat, wenn er nicht gewiß überzeugt ist, daß er eine ungleich beßre liefern kann. Hätte der Herr Magister gewußt, daß diese Rede schon übersetzt sey, so würde er es gewiß unterlassen haben, die Welt mit ein Paar Bogen voller Schulknabenschnitzer zu beschenken, und sein Bißchen Ehre würde auf dieser Seite auch keinen Abbruch gelitten haben. Unser Urtheil würde sehr ungerecht scheinen, wenn wir es nicht bewiesen. Wir wollen ihm also in aller Kürze Stück vor Stück zeigen, daß er erstlich die lateinische Sprache sehr schlecht verstehe; daß er anderns fast eben so wenig der deutschen gewachsen sey, und welcherley drittens seine Anmerkungen schlecht sind.

Von dem ersten Stücke wollen wir nur ein Paar Stellen anführen, welche allzu deutlich in die Augen fallen. Weis denn der Herr Magister nicht, was apparatus figurarum heißt, daß er es durch Zubereitung von Figuren übersetzt? Es ist zwar wahr, in seinem Wörterbuche wird er Anstalt, Zurüstung und dergleichen gefunden haben; allein, Genade Gott, wenn ein Uebersetzer noch das um Rath zu fragen gezwungen ist! Kann der Herr Magister seinen Text verstanden haben, wenn er auf der 34 Seite übersetzt? Wie machen es die alten lateinischen und griechischen Tragödienschreiber? Gewiß, dieselben haben ihre Zuschauer mit keinem Vergnügen erfüllt; indem sie in ihren Erdichtungen alle andre Leidenschaften, nur nicht die Liebe, ausgedruckt. Wie macht es Plautus? Kömmt

er uns nicht in seinen Gefangnen ganz unangenehm vor, darinne er nach seinem Geständnisse ꝛc. Ein jeder, wenn man auch das Original nicht bey der Hand hat, sieht, daß der Uebersetzer gleich das Gegentheil von dem sagt, was er sagen sollte. Wir wollen die übrigen Fehler dieser Art übergehen: die angeführten sind hinlänglich, den Leser vor seiner Ueberzu warnen.

Sein Deutsch würden wir nicht tadeln, wenn er es nicht ausdrücklich auf dem Titel gemeldet, daß er diese Rede ins Deutsche übersetzt. Es scheinet, als habe er selbst einen kleinen Argwohn gehabt, es möchten einige seiner Leser zweifeln, ob seine Uebersetzung nicht vielmehr wendisch sey. Es ist also ganz klug gethan, daß man, allen Irrungen vorzukommen, dem Leser gleich voraus sagt, in was für einer Sprache man habe schreiben wollen. Welcher ehrliche Deutsche sagt: Ausübungen des Körpers? Körperliche Uebungen sagt er wohl, und das versteht man auch, ohne darüber nachzudenken. Dem Urtheile seinen Namen unterschreiben: was heißt denn das? Ein Urtheil unterschreiben, das versteh ich. Wir erlangen in den Schauspielen ein Gelächter über die Thorheit: aus welcher Sprache ist denn diese schöne Redensart genommen? Die Vorstellung einer zierlichen Stellung, und dergleichen Ausdrücke wollen wir gern mit Stillschweigen übergehen: denn es ist uns in der That ein schlecht Vergnügen, dergleichen Schnitzer auszusuchen.

Auf seine Anmerkungen endlich zu kommen; diese zeigen eine solche Belesenheit an, daß man erstaunen muß, wie ein Herr Magister das Herz hat haben können, die Arbeit eines Mannes, wie Werenfels war, damit zu verstellen. Wir wollen nur einiges davon anführen, und den, welcher Lust hat sich damit zu erbauen, auf das übrige verweisen. Z. E. Wenn Werenfels von der Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen redet, so glaubt unser Polyhistor wer weis was zu sagen, wenn er darunter setzt: Daher schreibt Horaz

Omne tulit punctum etc.

Er bringt das Wort Pedante, welches Werenfels nicht einmal gebraucht, bey Gelegenheit einmal an, und alsbald glaubt er Ursache genug zu haben eine ganze Stelle aus dem Bayle da-

von anzuführen, welche nicht die geringste Beziehung auf den Ort, an welchem er sie anführt, hat. Doch so was wäre einem Menschen, der nichts bessers zu sagen weis, noch zu gute zu halten; wenn er nur gezeigt hätte, daß er die Stellen, welche er anführt, verstünde. Werenfels verdammt die Anrufung der Götter, und das Schwören bey ihren Namen in den Schauspielen, und unser Herr Magister setzt mit vieler Ueberlegung darunter: Horaz sagt daher recht

Nec Deus interfit, nisi dignus vindice nodus
Inciderit.

Es ist unmöglich, daß er diese Stelle bey dem Horaz selbst kann gelesen haben: denn sonst würde er gewiß wissen, daß in dieser Stelle eine der wichtigsten theatralischen Regeln verborgen liege, und daß sie nichts weniger als das bedeute, was er sie bedeuten läßt. Wer hat denn dem Herrn Gregorius gesagt, daß in dem Traume des Scipio lauter Gottheiten aufgeführet würden? Wir verlangen gar nicht, daß er dieses Singespiel selbst solle gelesen haben; allein als ein Magister hätte er es wohl aus dem Cicero schließen können, daß dieses nicht möglich sey. Der neue Büchersaal hat ihm vortreffliche Dienste bey diesen sauern Anmerkungen gethan. Woher wüßte man es auch sonst, als aus dem Büchersaale, daß Plato die Dichter aus seiner Republik verbannt? Werden die Verfasser nicht selbst herzlich über die Einfalt unsers Notenschreibers haben lachen müssen? Seine Art gelehrte Männer zu loben, ist auch ganz besonders. Einem Manne von entschiednem Verdienste das Beywort unvergleichlich zu geben, ist gewiß unvergleichlich.

Wenn wir über diese Rede hätten Anmerkungen machen sollen, so würden wir vornehmlich darauf gesehen haben, daß wir alle die Gründe, die der Verfasser nur insbesondre für die Schauspiele in Schulen anbringt, auf die Schauspiele überhaupt angewendet hätten. Wir würden mit Exempeln gezeigt haben, daß man wirklich die ernsthaftesten philosophischen Wahrheiten, ja selbst Religionsstreitigkeiten auf das Theater bringen könne, und gebracht habe. Wir würden die Laster und Tugenden angeführt haben, die man mit gleichem Glück in den Lustspielen vollkommen verhaßt, und vollkommen liebenswürdig vor-

gestellt hat; und viele andre Sachen, wozu man aber Belesenheit in den Schauspielen selbst nöthig hat, die wir freylich einem Herrn Magister nicht zumuthen wollen.

Wir wundern uns übrigens gar nicht, daß diese Uebersetzung gleichwohl in so vielen Zeitungen ungemein gelobt worden ist: woher diese gefälligen Urtheile entsprungen, wird Herr Gregorius am besten wissen, und wir wissen es auch.

Beschluß der Critik über die Gefangnen des Plautus.

Ich komme zu der andern Art von Fehlern, die man häufig bey dem Plautus finden will, und deren mein Gegner auch einige in seinen Gefangnen aufgetrieben hat. Diese sind seine nichts bedeutenden Scherze, deren Grund meistentheils ein Wortspiel ist. Ich gebe es zu, die Lustspiele des Plautus sind davon voll, nur das kann ich nicht zugeben, daß man daraus auf den übeln Geschmack dieses Dichters schließen will. Ich muß mich geschwind deutlicher erklären, denn ich bin sonst in Gefahr, daß meine Leser mir selbst einen sehr nichtswürdigen Geschmack zuschreiben werden. Ich rede gar nicht dem eingeschränkten Witze das Wort, welcher seine Scherze und Einfälle bloß aus dem Gleichlaute, oder der Zweydeutigkeit der Worte nimmt. Dieser kindische Weg sinnreich zu scheinen ist allen Schriftstellern eine Schande, besonders aber dem Dichter, als bey dem die wahre Scharfsinnigkeit am meisten gesucht und am leichtesten vermißt wird. Ich muß gleich meine Einschränkung hinzusetzen, damit ich mir nicht zu widersprechen scheine: Wortspiele, behaupte ich also, beschimpfen den Dichter, als Dichter, nicht aber als Nachahmer geringer Personen. Alle Gedichte, wie bekannt ist, theilen sich in zwey Arten; in Gedichte wo der Dichter redet, und in Gedichte, wo er andre reden läßt. Man kann, wenn man will, die dritte Art hinzu setzen, welche die beyden vorigen Fälle verbindet. In der ersten Art, wohin besonders Oden und Lehrgedichte zu rechnen sind, ist der geringste Schein eines Wortspiels unerträglich. In der Ode ist es, wo er die Sprache der Götter reden, und das Erhabne in Gedanken, Ausdruck und Ordnung herrschen lassen soll. Das Menschliche will ihm schon

darinne nicht anstehen, geschweige das Pöbelhafte. Und was ist pöbelhafter als Wortspiele? In den Lehrgedichten muß er die Vernunft mehr mit Gedanken zu überschütten, als das Ohr zu kützeln suchen. Man tadelt ihn schon, und das mit Recht, wenn er uns wenig denken läßt; wie vielmehr wird er zu tadeln seyn, wenn er uns gar nichts denken läßt. Und was kann man bey einem Wortspiele gedenken? Ganz anders aber ist es in der Art von Gedichten, wo der Dichter Personen von verschiedner Gattung redend aufführet; ich meyne in den dramatischen. Hier ist es seine vornehmste Pflicht, die Personen zu schildern, wie sie sind, und sie dasjenige sagen zu lassen, was sie nach ihrem Stande und nach ihrer Gemüthsart sagen können. Diejenigen von den dramatischen Gedichten aber, die zu meinem Zwecke gehören, etwas näher zu betrachten, was für Personen hat denn ein komischer Dichter in seinen Stücken zu schildern? Von was für Stande, und von welcher Gemüthsart sind sie meistentheils? Hierauf muß man mit Unterschied antworten. Die Alten führten in ihren Lustspielen durchgängig Leute vom niedrigen Stande auf, die, in dem ersten Alter der griechischen Komödie, alle entweder strafbar oder lächerlich seyn mußten; gute und ernsthafte Personen waren gänzlich davon ausgeschlossen, ihre Stelle aber vertrat dann und wann der Chor, wenn es der Dichter nämlich für nöthig hielt, den Zuschauern eine Moral beyzubringen, die in dem Munde einer strafbaren oder lächerlichen Person ihren Werth verlohren hätte. Da aber in den letztern Zeiten die Komödie den Chor abschaffen mußte, weil er sich allzu viel Freyheit angemaßt hatte, so wurden die Dichter genöthiget in ihre Stücke auch gute und ernsthafte Charaktere zu mischen, weil sie sonst unmöglich ihren letzten Zweck, die Besserung der Zuschauer, würden erhalten haben. Wir finden dergleichen Charaktere häufig bey dem Plautus und Terentius, die einzigen Muster die uns das Alterthum von dem verbesserten Schauspiele hinterlassen hat; und bey dem letztern noch häufiger als bey dem ersten. Wenn man aber alle, die uns sowohl bey dem einen als bey dem andern vorkommen, genau betrachtet, so wird man finden, daß sie sich niemals, so gut und ernsthaft sie auch sind, über den Stand komischer Personen, wel-

ches aufs höchſte bey den Alten der mittlere Stand war*, erheben; das iſt, ſie ſind ſo beſchaffen, daß weder ein erhabner Geiſt noch ein edles Herz dazu erfodert wird, als wahre Muſter von dem, was wir im gemeinen Leben gute Leute zu nennen pflegen. Dieſe nun, und alle geringre Sorten von Menſchen, muß man ſich vorſtellen, wenn man die Muſter des komiſchen Ausdrucks und des komiſchen Scherzes haben will. Der letztere gehört vor jetzo zu meinem Zwecke. Wie ſcherzen Leute, welche Glück und Auferziehung an die niedrigſte Stelle geſetzt hat? Nicht ſelten ſtrafbar, oft grob und faſt allezeit mit Wortſpielen. Und eben ſo ſcherzen des Plautus Knechte. Iſt er aber zu tadeln, daß er ſeine Urbilder allzuwohl getroffen hat? Oder würde er nicht vielmehr zu tadeln ſeyn, wenn er ihnen ſeinen Witz geliehen hätte, und ſie Artigkeiten ſagen ließe, die kein Römer von ſeinen Knechten zu hören gewohnt war? Ich will es durch ein Beyſpiel erläutern. Vt pictura poeſis erit. Wer kennt nicht die ſaubern Gemälde auf den franzöſiſ. Spielkarten? Geſetzt es kömmt einem Künſtler ein, einen König daraus in aller ſeiner

* Daß die Alten in der That diejenigen Stücke, worinne Leute von Stande vorkamen, ob gleich ihr Inhalt vollkommen komiſch war, gleichwohl nicht Komödien genennt, iſt aus dem Vorredner des Amphitruo deutlich zu beweiſen.

Faciam ut commiſta ſit *Tragico-comoedia:*
Nam me perpetuo facere ut ſit *Comoedia*,
Reges quo veniant et Dî, non par arbitror.
Quid igitur? Quoniam hic *ſervos* quoque partes habet,
Faciam ut commiſta ſit *Tragico-comoedia.*

Es würde ſich nicht ſchicken, ſpricht Plautus, wenn ich dieſes Stück, worinne Götter und vornehme Leute (denn ſo iſt das Wort Reges hier zu überſetzen) vorkommen, eine Komödie nennen wollte; es würde ſich aber auch nicht ſchicken, wenn ich ihm den Namen einer Tragödie beylegte, weil auch Perſonen vom geringen Stande darinne auftreten; ich will es alſo, um weder auf der einen noch auf der andern Seite zu verſtoßen, eine Tragikomödie nennen. Wie ſehr weicht folglich die Bedeutung, die wir jetzo dieſem Worte geben, von der ab, welche die Alten damit zu verbinden pflegten. Ich will aber damit nicht ſagen, als ob die Neuern nicht Grund gehabt hätten in Benennung ihrer Stücke mehr auf den Inhalt als die Perſonen zu ſehen; ſondern ich will nur zeigen, daß die Alten Leute von Stande und wichtigen Bedienungen durchaus aus ihren Luſtſpielen ausgeſchloſſen, und ſich die niedrigſten Sorten von Menſchen darinne aufzuführen begnügt haben.

Herrlichkeit in einem Quodlibet anzubringen; und es giebt allerdings große Künstler, die ein Vergnügen finden in Nachahmung gewisser Kleinigkeiten ihre Stärke zu zeigen. Nicht wahr wir loben ihn, wenn er eben die groben Züge, eben die unförmliche Zeichnung, und eben die Aufeinanderkleckung widriger Farben desto ähnlicher herausbringt, je mehr Zwang er seiner Hand und seinem Geschmacke bey der Arbeit hat anthun müssen? Lächerlich aber würde er seine Geschicklichkeit machen, wenn er uns einen majestätischen Körper, eine erhabne Gesichtsbildung, und einen gewählten Schmuck auf einem Blatte vorstellte, das seine ganze Schönheit von der Aehnlichkeit erlangt, und nothwendig schlecht seyn muß, wenn es ähnlich seyn soll. Warum urtheilt man also nicht auf gleiche Art von dem komischen Dichter? Warum lobt man nicht den Plautus, dessen Knechte denken und reden, wie Knechte denken und reden können? Und warum tadelt man nicht einen Marivaux, dessen Bediente zwar Bediente sind, aber Bediente aus einer marivauxischen Welt, nimmermehr aber aus der unsrigen? Ja, wendet man ein, gesetzt auch, Plautus habe in dieser genauen Nachahmung viel Kunst erwiesen, so ist er doch deswegen zu tadeln, daß er sich so schlechte Vorbilder gewählt hat. Doch hierinne entschuldiget ihn genugsam die damalige Einrichtung des Lustspiels, nach welcher er der Knechte unmöglich entbehren konnte, die, theils als gebohrne Sklaven, theils als gefangne oder erkaufte Barbaren, noch weit unter unsre Bediente zu setzen sind, und also auch das Recht haben, noch gröber zu denken und noch ungeschickter zu scherzen. Nach den Knechten hat Plautus besonders noch eine andre Art von Personen, die oft nicht weniger abgeschmackt spaßen und größtentheils durch Wortspiele witzig seyn wollen; dieses sind die Schmarutzer, Leute denen ihre Einfälle statt der Renten waren, und die von ihren Possen leben mußten. Allein in diesen Charaktern sind die schlechten Scherze des Plautus nicht nur zu entschuldigen, sondern so gar zu loben. Es war seine Absicht diese Lustigmacher verhaßt zu machen. Würde er sie aber erreicht haben, wenn er ihnen einen wahren Witz und einen feinen Geist beygelegt hätte? Nimmermehr. Ihre Verdienste waren, daß sie Ohrfeigen leiden konnten, daß sie sich

zu den schimpflichsten Verrichtungen brauchen ließen, daß sie von wunderbarer Gefräßigkeit waren, und Leute dann und wann zu lachen machen konnten, die bey seinen Scherzen gegehnt hätten. Wäre es also nicht strafbar gewesen, wenn er ihnen durch eine feine Art zu denken bey seinen Zuschauern eine Art von Hochachtung zuwege gebracht hätte, die sie gar nicht verdienten? Zum Exempel ein Maler wollte einen Affen malen, der über die Farben seines Herrn gerathen, und mit dem Pinsel eben das zu machen suchte, was er oft hat machen sehen. Würde der Maler wohl unter der Pfote des Affen das Gesichte eines liebenswürdigen Frauenzimmers entstehen lassen? oder würde er nicht vielmehr durch das, was er den Affen malen läßt, auszudrücken suchen, daß es in der That ein Affe gemalt habe?

Wenn man also aus den Lustspielen des Plautus die Knechte und Parasiten wegnimmt, so werden in der That wenig oder gar keine schlechten Scherze übrig bleiben. Es ist nicht wahr, daß er sie bey aller Gelegenheit anzubringen sucht, er weis seine Personen vortrefflich zu unterscheiden, und legt niemals einem Freygebohrnen Reden in den Mund, die man nur einem Knechte zu gute halten würde. Seine lächerlichen Alten nehm ich aus, wenn ihnen eine ausschweifende Liebe das Vorrecht giebt närrischer als andre ihres gleichen zu denken und zu handeln. Mit was für Ernst hat er nicht, zum Exempel, in dem Lustspiele Trinummus, einen vernünftigen Vater in dem Philto, einen gehorsamen Sohn in dem Lysiteles, einen uneigennützigen Freund in dem Callicles geschildert? Mit was für Anständigkeit sind die Muster getreuer Weiber Panegyris und Pinacium in dem Stichus, mit was für Vorsichtigkeit die Tochter des Parasiten in der Persianerinn gebildet? In diesen und dergleichen Charakteren, deren in seinen meisten Stücken einige vorkommen, zeige man mir das geringste Abgeschmackte, den geringsten anstößigen Scherz, und alsdann will ich es einräumen, daß Plautus nichts als ein ungeschickter Lustigmacher ist, der zu seinen Possen weder Zeit noch Personen zu wählen weis. Wenn aber sein Witz nur da seichte ist, wo er seichte seyn muß, wenn er nicht damit zu prahlen sucht, und ihn nicht, der Natur zum Trutz, an unwürdige Gegenstände verschwendet, so muß man ihn nothwen-

dig, wenn man billig urtheilen will, den meiſten neuern Dichtern unendlich vorziehen, die in allen Kleinigkeiten ſo viel Geiſtiges anbringen, daß ſie das Körperliche ihres Gedichts gar darüber aus der Acht laſſen.

Wenn mein Gegner geglaubt hat, daß ich, die ſeichten Scherze des Plautus zu entſchuldigen, einen nach dem andern vornehmen und etwas ſchönes daraus zu erzwingen ſuchen würde, ſo hat er ſich ſehr geirrt. Ich entſchuldige ſie nicht an ſich ſelber, ſondern in Betrachtung auf das Ganze, und in Anſehung der getroffnen Natur. Beynahe eben ſo werde ich es mit den übrigen Fehlern die er ihm vorwirft machen, ob ſie gleich etwas mehr auf ſich zu haben ſcheinen. Die Fehler nämlich wider die mechaniſche Einrichtung ſind es, welche die Gefangnen in ſeinen Augen am meiſten unwürdig machen, den Namen des ſchönſten Stückes, das jemals auf das Theater gekommen iſt, zu verdienen. Ich will ſie etwas näher betrachten.

Der erſte davon iſt, daß Plautus wider die Einheit der Handlung ſoll verſtoßen haben. Ich wundre mich, daß es mein Gegner gewagt hat, dieſen Vorwurf zu machen, da er ſelbſt mit dem Racine glaubt, daß Plautus größtentheils durch den einfachen Stoff, den er auf eine recht wunderbare Weiſe in ſeinen Stücken aus einander zu ſetzen, und, ohne ihn zu verdoppeln, zu erweitern weis, die großen Lobeserhebungen, die ihm die Alten ertheilet, verdienet habe. Doch dieſes zeigt, daß er lieber ſelbſt zu urtheilen, als nach andern Urtheilen ſich zu richten gewohnt iſt. Es ſcheint mir aber, daß er hier zu ſcharf urtheilet. Wahr iſt es, die Handlung würde nicht unvollſtändig ſeyn, wenn auch Tyndarus nicht ein Sohn des Hegio wäre; allein es würde ihr eine Eigenſchaft fehlen, welche de la Motte zu einer beſondern Einheit gemacht hat, ob ſie gleich eigentlich mit zur Einheit der Handlung gehört. Dieſe iſt die Einheit des Antheils, oder wie er ſie in ſeiner Sprache nennet l'unité de l'interêt. Iſt es nicht wahr, die Zuſchauer würden misvergnügt aus dem Schauplatze gegangen ſeyn, wenn ein Menſch von ſo edlen Geſinnungen, als Tyndarus iſt, nach allen ſeinem Unglücke, in das ihn nur ſein großes Herz geſtürzt hat, nichts als ein Sklave geblieben wäre? Wäre es billig geweſen, daß

bey dem Schlusse des Stückes alle spielende Personen Ursache gehabt hätten sich zu freuen, und nur die liebenswürdigste nicht? Stalagmus hat zwar auch nicht Ursache sich zu freuen, allein Stalagmus ist ein Verbrecher und mit dem Tyndarus in keine Vergleichung zu stellen. Daß aber diese Episode dem Zuschauer ganz fremd seyn würde, wenn ihm der Dichter in dem Vorredner nicht Nachricht davon gegeben hätte, glaube ich nicht. Ich bin vielmehr gewiß, daß jeder, der in den theatralischen Verwicklungen nur ein klein wenig Erfahrung hat, sich dieser Veränderung zum voraus versehen würde, wenn er den Prolog auch vorher nicht gelesen hätte. Denn dadurch ist sie schon genug vorbereitet, daß der Dichter den Hegio in dem Stücke selbst, in dem letzten Auftritte des dritten Aufzuges, sagen läßt: Einen Sohn habe ich schon verloren, den mir ein Knecht als ein Kind von vier Jahren entwendet hat. Ich habe weder des Knechts, noch des Sohnes wieder habhaft werden können. Der andre nun ist auch in der Gewalt der Feinde. Was für ein Schicksal! Habe ich denn nur Kinder gezeugt, sie zu verlieren? Hätte Hegio diesen entführten Sohn nicht bald wiederfinden sollen, so wäre der Dichter sehr grausam gewesen, wenn er ihn ohne Noth unglücklicher gemacht hätte. Denn ein Vater, der dieses Unglück nicht gehabt, hätte hier eben die Dienste gethan. Es ist aber als eine große Schönheit an dem Plautus zu rühmen, daß er unvermuthete Fälle, die er anzubringen gedenkt, auf eine so feine Art vorbereitet, daß sie die Annehmlichkeiten der Ueberraschung nicht verlieren. Viele von den neuen theatralischen Dichtern machen ihre Vorbereitungen auf eine so grobe Art, daß sie auch den dümmsten Zuschauer alles vorher sehen lassen. Der Prolog mag also bey den Alten ein nothwendiges Theil der Komödie seyn oder nicht; Plautus ist in beyden Fällen wegen Verdopplung der Handlung außer Schuld.

Es wäre einigermaßen gut, wenn ich ihn auch wegen der Einheit der Zeit so leicht vertheidigen könnte. Allein mein Gegner ist mir hierinne überlegen, und hat es allzudeutlich erwiesen, daß der gute Dichter allzugeschwind gegangen ist. Alles, was ich folglich thun kann, ist, daß ich einige Anmerkun-

gen anbringe, die das Verbrechen verkleinern, wenn sie es nicht gänzlich ablehnen können. Erstlich ist es falsch, daß die beyden Oerter, der Ort wo der Schauplatz ist, und der Ort, wohin Philokrates reiset, den Philopolemus frey zu machen, nach der Rechnung meines Gegners, 12 deutsche Meilen von einander gelegen haben. Die Rechnung, an und für sich selbst, ist zwar richtig, allein an den Suppositionen derselben habe ich vieles auszusetzen. Der Schauplatz ist in Aetolien; so viel ist gewiß. Woher weis man aber, daß der Ort, wo ihn Plautus hin verlegt, Calydon sey? Kömmt in dem ganzen Stücke die geringste Spur davon vor? Da sich mein Gegner auf nichts zu gründen hat, warum hat er nicht lieber einen Ort ganz auf den Gränzen von Aetolien dazu erwählt? Was nun den Ort anbelangt, wohin Philokrates reiset, so nennt ihn Plautus Elis. Was für Ursache aber hat man, zu glauben, daß Plautus die Hauptstadt der Provinz dieses Namens meyne? Kann er nicht vielmehr die ganze Provinz verstehen wollen, so daß er es uns frey stellet, den nächsten den besten Ort in Gedanken zu haben? Wenn man also dem Dichter nicht ohne Noth allzugroße Ungereimtheiten aufbürden will, so nehme man ein Paar Gränzörter, die aufs höchste etliche deutsche Meilen von einander liegen können. Alsdann könnte Philokrates diese Reise ganz geräumlich in einem Tage gethan haben, da es ohnedem eine Reise zu Wasser, wahrscheinlicher Weise über den korinthischen Meerbusen, war. Freylich, wenn man mit aller Gewalt Schwierigkeiten machen will, so kann man sich auch hier einbilden, daß an dem Tage gleich vielleicht contrairer Wind könne gewesen seyn, und alsdann kömmt Plautus gewiß zu kurz. Zum andern: gesetzt, wie ich selbst dafür halte, Plautus habe die Rückkunft allzusehr beschleunigt, man mag die beyden Oerter so nahe beysammen annehmen als man will; so finde ich doch hierinne nichts als ein Vergehen, das er mit hundert alten und neuen Dichtern gemein hat. In wie vielen theatralischen Stücken erfodert die Handlung, wenn sie wirklich geschehen soll, nicht weit mehr Zeit als die Vorstellung derselben vorbringt, wo die vier und zwanzig Stunden zu gar keiner Entschuldigung dienen können? Corneille hat in seiner dritten Abhandlung genugsame

Exempel davon angeführet, und ich kann mich um ſo viel beſſer darauf beziehen, da es gleich die Abhandlung iſt, welche unſre Leſer in eben dieſem Stücke überſetzt finden. Zuſchauer, welche keine Kunſtrichter ſind (denn dieſe ſind immer allzu ſcharfſichtig, als daß ſie nicht einen großen Theil von dem Vergnügen, welches ſie aus der Vorſtellung eines Schauſpiels ziehen, verlieren ſollten) laſſen ſich von der Hitze der Handlung fortreißen, und ich bin gewiß, die meiſten Römer werden dieſe Uebereilung des Plautus nicht bemerkt, wenigſtens nicht angemerkt haben. Drittens muß ich nicht anzuführen vergeſſen, daß es deutlich erhellet, Plautus habe dieſe Schwierigkeiten ſelbſt eingeſehen, daher er ſie auch ſo klein und unmerklich, als immer möglich, zu machen geſucht hat. Er läßt die Reiſe zu Waſſer und dazu auf einem Jagtſchiffe geſchehen, und was das vornehmſte iſt, ſo beſtimmt er beyde Oerter nur ganz allgemein. Aetolia hæc eſt ſpricht der Paraſite im erſten Auftritte. Meinem Gegner ſcheint dieſe Nachricht lächerlich, und ſie würde mir es ſelbſt ſcheinen, wenn ich nicht einen feinen Kunſtgriff dahinter zu finden glaubte. Er will ſeinen Zuſchauern vielleicht die Gelegenheit benehmen, auf einen gewiſſen Ort zu fallen, der leicht einer ſeyn könnte, der zu weit von Elis entfernt wäre. Corneille ſchreibt, in der angeführten Abhandlung, einem gleichen Kunſtgriffe in Anſehung der Einheit des Orts vielen Nutzen zu. In den Stücken nämlich wo es unmöglich iſt, daß der Schauplatz auf einem Orte bleiben kann, ſolle man nur den allgemeinen Ort, z. Ex. Paris, Lyon, niemals aber den beſondern, dieſes oder jenes Haus, dieſes oder jenes Zimmer nennen, damit der Zuſchauer die Veränderung der Bühne nicht ſo leicht bemerken könne. Und eben dieſes wollte ich, nach Veranlaſſung des Plautus, in Anſehung der Einheit der Zeit rathen. Wenn es nämlich der Inhalt des Stücks nothwendig erfodert, daß eine Perſon an einen Ort verſchickt werden muß, der nicht anders als etwas entfernt von dem Orte der Bühne ſeyn kann, ſo iſt es gut, daß man keinen von den Oertern insbeſondre nennt, wenn es nämlich wahre Oerter ſind. Will man ſich dieſe Freyheit nicht nehmen, ſo wird man hundert Materien, die auf dem Theater eine vortreffliche Wirkung thun würden, nicht darauf bringen können. Zum Beweiſe können

die Gefangenen selbst seyn. Mehr weis ich in der That nicht in diesem Punkte zum Vortheile meines Dichters beyzubringen, ich glaube aber doch daß es genug seyn wird, zu zeigen, daß er nur alsdann einige kleine Schönheiten der Kunst aus den Augen gesetzt hat, wenn er größern und wesentlichern Schönheiten hat Platz machen wollen.

Ich will mich zu einigen andern kleinern Vorwürfen meines Gegners wenden. Die sogenannten Aparte sind ihm sehr anstößig, und sie müssen es allen Leuten von Geschmack seyn. Doch haben sie auf den Theatern der Alten nicht so viel unwahrscheinliches gehabt als sie bey uns haben. Die Bühne der Römer war von einer besondern Größe, daß es ganz wahrscheinlich war, daß eine Person die andre nicht hörte, wenn diese auf der, und jene auf dieser Seite stand. Zum Exempel der zweyte Auftritt des vierten Aufzuges ist der unnatürlichste eben nicht. Ergasilus ist vorne auf der Bühne, das Haus des Hegio ist in dem Hintertheile des Theaters, er hatte also, nach der Größe der römischen Bühne, noch Schritte genug bis dahin zu machen, und er konnte noch von vielen auf seinem Wege aufgehalten werden. Zwar ist es uns etwas seltsames, daß er, da er so sehr eilen will, gleichwohl so viel unnützes Zeug immer auf einem Platze spricht, ich vermuthe aber, daß dieses bey den geschäfftig müßigen Knechten der Römer ganz wohl als eine feine Satyre wird Platz gefunden haben.

Das was mein Gegner wider die Person des Stalagmus sagt, gründet sich größtentheils auf das, was er wider die Einheit der Handlung eingewendet hat, und in so weit habe ich schon darauf geantwortet. Die Gegenwart des Stalagmus wurde nothwendig erfodert, wenn Tyndarus für den Sohn des Hegio sollte erkannt werden, daß aber dieses nothwendig war, habe ich aus seinem Charakter gezeiget; und Stalagmus fällt also nicht vom Himmel. Daß aber mein Gegner nicht begreifen kann, wer ihn wieder zurück bringt, das wundert mich. Wahr ists, von sich selbst wiederzukommen, hatte er keine Ursache; Philokrat konnte ihn auch nicht mit Gewalt wieder mit genommen haben, weil er ihn nicht einmal kannte. Allein war denn nicht Philopolemus in Elis? Konnte ihn der nicht während seiner Ge-

fangenschaft entdeckt haben? Und als einen Knecht seines Vaters, als einen Räuber seines Bruders hatte er Recht, ihn auch wider seinen Willen mit sich fortzuschleppen.

Die Stelle, da Tyndarus zum Schlusse des Stücks sagt: *Nun besinne ich mich auch, wenn ich nachdenke. Es ist mir, als ob ich wie im Traume einmal gehört hätte, daß mein Vater Hegio heiße*, ist in der That etwas übertrieben, wenn Tyndarus damit sagen will, daß er es in den ersten vier Jahren seiner Kindheit, als er noch in seines Vaters Hause gewesen, gehört habe. Allein kann er es denn nicht in Elis einmal von seinem Herrn gehört haben, dem es Stalagmus vielleicht entdeckte, als er mit ihm den Handel traf. Stalagmus aber hat es ohne Gefahr entdecken können, da die Aetolier und Elienser oft in Krieg mit einander verwickelt waren, und also entlaufene Sklaven einander wohl schwerlich auslieferten. Wie vieles läßt sich entschuldigen, wenn man es nur nicht immer auf der schlimmsten Seite ansieht!

Daß der Schmarutzer in drey Aufzügen allemal der erste auf der Bühne ist, wird wohl wenigen anstößig seyn. Wenigstens sind die Kunstrichter, Gott sey Dank, so weit noch nicht gegangen, daß sie Regeln fest gesetzt hätten, in welcher Ordnung die Personen auf- und abtreten sollten. Wer weis zwar, was bald geschehen wird, da man jetzo ohnedem die geringsten Kleinigkeiten in der Poésie auf einen metaphysischen Fuß zu setzen bemüht ist? Ich will in Voraus viel Glück dazu wünschen. Daß übrigens Plautus die Parasiten dazu gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführet haben, ist ein sehr artiger Einfall, der aber vielleicht mehr Wahrheit haben würde, wenn man ihn umkehrte, und sagte, daß der Arlequin der neuern komischen Dichter ohne Zweifel aus der Person der Parasiten bey den Alten entstanden sey.

Ich will gern glauben, daß die Beschuldigungen meines Gegners, ohngeachtet alles dessen, was ich darauf zu antworten für gut befunden habe, in vielen Stücken noch ihre Kraft behalten werden. Ich bin auch nicht so blind, daß ich an meinem Dichter nicht hier und da einige Unregelmäßigkeiten, einige üble Scherze und dergleichen sehen sollte; ich sehe sie so gar in

den Gefangenen selbst. Gleichwohl sind sie viel zu geringe, als daß ich mein Urtheil widerrufen sollte, daß dieses Stück das schönste sey, welches jemals auf das Theater gekommen ist. Ich will es kurz anzeigen, worauf ich mich gründe.

Ich nenne das schönste Lustspiel nicht dasjenige, welches am wahrscheinlichsten und regelmäßigsten ist, nicht das, welches die sinnreichsten Gedanken, die artigsten Einfälle, die angenehmsten Scherze, die künstlichsten Verwicklungen, und die natürlichsten Auflösungen hat: sondern das schönste Lustspiel nenne ich dasjenige, welches seiner Absicht am nächsten kömmt, zumal wenn es die angeführten Schönheiten größtentheils auch besitzt. Was ist aber die Absicht des Lustspiels? Die Sitten der Zuschauer zu bilden und zu bessern. Die Mittel die sie dazu anwendet, sind, daß sie das Laster verhaßt, und die Tugend liebenswürdig vorstellt. Weil aber viele allzuverderbt sind, als daß dieses Mittel bey ihnen anschlagen sollte, so hat sie noch ein kräftigers, wenn sie nämlich das Laster allezeit unglücklich und die Tugend am Ende glücklich seyn läßt: denn Furcht und Hoffnung thut bey den verderbten Menschen allezeit mehr als Scham und Ehrliebe. Wahr ist es, die meisten komischen Dichter haben gemeiniglich nur das erste Mittel angewendet; allein daher kömmt es auch, daß ihre Stücke mehr ergötzen als fruchten. Plautus sah es ein, er bestrebte sich also in den Gefangnen ein Stück zu liefern, ubi boni meliores fiant, da er seine übrigen Spiele den Zuschauern nur durch ein ridicula res est anpreisen konnte. Es ist ihm als einem Meister geglückt, und so, daß ihn niemand übertroffen hat. Wenn man überzeugt seyn will, wie liebenswürdig die Tugend geschildert sey, so darf man auch nur den dritten Auftritt des zweyten Aufzuges lesen. Jeder, wer eine empfindliche Seele besitzt, wird mit dem Hegio sagen: Was für großmüthige Seelen! Sie pressen mir Thränen aus. Noch schöner aber ist der fünfte Auftritt des dritten Aufzuges. Wer die Tugend und das göttliche Vergnügen, welches sie über die Seele ergießt, kennet und empfunden hat, würde gewiß niemand anders als Tyndarus seyn wollen, wenn er bey gleichen Umständen die Wahl hätte eine von den daselbst vorkommenden Personen zu seyn, und würde das Unglück das ihm

droht, gegen die Freude, die er aus ſeiner löblich vollbrachten That ſchöpfet, wenig achten. Noch weit kräftiger aber wirken die Reizungen ſeiner Tugend, da er zuletzt glücklich wird. Ich wollte wünſchen, daß dem guten Plautus nicht einige Zeilen entwiſcht wären, die ſeinen Charakter, da er nunmehr ſein Glück weis, etwas hart machen:

Tyndarus. At ego hunc grandis grandem natu ob furtum ad carnificem dabo.

Ph. Meritus est. *Tyn.* Ego edepol huic meritam mercedem dabo.

Er ſagt dieſe Drohungen zwar dem ärgſten Böſewichte, doch würden ſie, ſollte ich meynen, in eines andern Munde anſtändiger geweſen ſeyn. Die Rache iſt keine Zierde für eine große Seele. Was für ein Lob endlich verdient nicht Plautus, daß er die gereinigte Moral, welche durch das ganze Stück herrſcht, nicht durch den allzuzärtlichen Affect der Liebe geſchwächt hat! Wie viel hat er hierinne Nachfolger? Keinen. Wie groß aber würde der Nutzen ſeyn, wenn man ihm gefolgt wäre? Unendlich. Alsdann würde der Schauplatz in der allereigentlichſten Bedeutung die Schule guter Sitten geworden ſeyn. Ich habe oben geſagt, daß in den Luſtſpielen der Alten auch die beſten Perſonen nur ſolche wären, die weder einen erhabnen Geiſt noch ein edles Herz verlangten. Die Gefangnen des Plautus muß man hiervon ausnehmen, worinne er den nach ihm folgenden Dichtern das erſte Muſter gegeben hat, wie das Luſtſpiel durch erhabne Geſinnungen zu veredeln ſey. Wie gut wäre es, wenn ſie ihm treuer gefolgt wären!

Ich bleibe alſo dabey, daß die Gefangenen das ſchönſte Stück ſind, das jemals auf die Bühne gekommen iſt, und zwar aus keiner andern Urſache, welches ich nochmals wiederholen will, als weil es der Abſicht der Luſtſpiele am nächſten kömmt, und auch mit den übrigen zufälligen Schönheiten reichlich verſehen iſt. Dieſe ſollte ich nun umſtändlich entwickeln, und ihren innerlichen Werth feſte ſetzen: ich bin aber auf den Einfall gekommen, ſie lieber in einer Nachahmung empfindlich zu machen. Ich will meinen Leſern nicht voraus ſagen, von welcher Art

dieſe Nachahmung ſeyn ſoll; genug, daß ich ſie in einem der nächſten Stücke liefere.

Ich habe auf unterſchiednes in dieſer Critik nur mit dem Finger gewieſen, welches ich ſchon zu ſeiner Zeit näher ausführen werde, da es ohnedem nicht das letztemal iſt, daß ich des Plautus in dieſer Monatsſchrift gedenke.

Aus der Berliniſchen privilegirten Zeitung vom Jahre 1751.

Von gelehrten Sachen. *)

(18. Febr.) Bremen. Hiſtorie der Gelahrheit, von Anfange der Welt bis auf die ſieben Weiſen in Griechenland, nach der Zeitrechnung kurz abgefaßt, und dem Druck übergeben von Joh. Ge. Jac. Albertinus, beyder Rechte und der Weltweisheit Doctor. Erſter Theil. Bremen, bey Hermann Jäger in Commiſſion zu haben. 1751. in 8t. 2 Alph. 10 Bog. Selten wird ein Gelehrter, welcher eine Lücke in der Wiſſenſchaft, die er in ſeiner Gewalt zu haben glaubt, wahrnimmt, dieſe Lücke einem andern auszufüllen überlaſſen. Denn welcher glaubt nicht im Stande zu ſeyn dasjenige ſelbſt auszuführen, von welchem er ſchon einſieht, daß es ausgeführet werden ſolte? Der Herr Verfaſſer dieſes Werks fand glücklicher Weiſe, daß es noch an einem Handbuche der gelehrten Hiſtorie fehle, welches durchaus nach der Zeitordnung eingerichtet ſey. Mußte es ihm alſo nicht nothwendig einfallen, dieſem Mangel abzuhelfen? Hier liefert er den Anfang ſeines Unternehmens, und macht noch auf vier gleich ſtarke Theile Hofnung, welche die übrigen Perioden enthalten ſollen. Dieſer erſte Periode iſt der Zeit nach der größeſte, der Materie nach der unfruchtbarſte. Er theilt ſich ganz natürlich in zwey kleinere, von Erſchaffung der Welt bis auf die Sündfluth, bis auf die ſieben Weiſen. Der erſte iſt der wahre Sitz übertriebener Grillen, und

*) Der Herausgeber darf kaum fürchten bei ſeiner Auswahl etwas von andern Verfaſſern mitgegriffen zu haben: wohl aber beſorgt er daß das Ausgewählte nicht überall anziehend genug erſcheinen, und daß es doch Leſſings Thätigkeit nicht in ihrem ganzen Umfange zeigen werde.

iſt es nicht in der That lächerlich den Adam an der Spitze aller Wiſſenſchaften, aller Künſte und aller Handwerker zu ſehen? Der andre iſt voller Verwirrung und Ungewißheit. Locmann, Zoroaſter, Hermes, Orpheus, die Sibyllen, lauter Perſonen die in dieſen Zeitpunkt gehören, und von welchen man uns tauſenderley erzählet, wovon ſich die Helfte widerſpricht und die Helfte von neuern Schriftſtellern ohne Anſehen erdichtet iſt. Bey nahe ſollte es alſo eine unnöthige Bemühung ſcheinen mit der Hiſtorie der Gelahrheit ſo weit hinaus zu gehen, und vielleicht würde, der ſich nicht bey Ungewißheiten aufhalten wolle, da anfangen, wo der Herr Doctor vor dieſesmal aufhört. Das einzige wobey ſich in dieſen Perioden ein Verfertiger der gelehrten Hiſtorie noch aufhalten könnte, wären die untergeſchobenen Bücher. Man weiß wie viel wunderliche Schriften die Gnoſtiker, die Manichäer, die Ebioniten und andre dem Adam, dem Seth, dem Jacob ꝛc. angedichtet haben, um ihren ſchwärmeriſchen Lehrſätzen Vorgänger und Vertheidiger zu verſchaffen. Dieſe Schriften nun den Leſern näher bekannt zu machen, die ſie verrathenden Stellen daraus anzuführen, ihre Verfaſſer aufzuſuchen, ihre Abſichten zu entwickeln würde zwar nicht die leichteſte aber doch eine vielen Leſern ſehr angenehme Arbeit ſeyn; eine Arbeit übrigens die der Hiſtorie der Gelahrheit weſentlich zukommt. Gleichwohl aber wird man ſie in dieſem Werke vergebens ſuchen, ob es ſchon voller Ausſchweiffungen iſt, die man ſchwerlich vermiſſen würde. Sollte es übrigens dem Herrn Verfaſſer in den folgenden Theilen gefallen die Quellen, woraus er geſchöpft, fleißiger und genauer anzuführen, ſo wird er, wenigſtens nach unſerer Einſicht, der Vollkommenheit eines brauchbaren Handbuchs um ein vieles näher kommen. Wir müſſen noch erinnern, daß er dieſes Werk der hieſigen Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zugeeignet hat. Und beynahe möchte man aus dieſer Zuſchrift auf die Vermuthung kommen, daß er in der Antediluvianiſchen gelehrten Hiſtorie ſich beſſer umgeſehen habe als in der neuen. Man darf nur den Titel anſehen, der zwar zweymal, beydemahl aber falſch gedruckt iſt. Iſt zu haben in den Voßiſchen Buchhandlungen hier und in Potsdam für 20 Gr.

(6. März.) **Frankfurt und Leipzig. Die Weiberſtipendien, oder die wohlfeile Miethe der Studenten. Ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Frankf. und Leipz. 1751. in 8t. 6½ Bogen.** Desgleichen: **Der Faule und die Vormünder, ein Luſtſpiel in**

drey Aufzügen. Ebd. in eben dem Jahr. 6 Bogen. Wir nehmen diese zwey Stücke zusammen, weil wir zuverläßig wissen, daß sie von einem Verfasser sind. Mancher, der das eine lesen sollte, wird vielleicht am Ende sagen: Das Lustspiel möchte ich sehen, welches erbärmlicher seyn könnte! Wenn es sein rechter Ernst ist, so darf er nur das andere vor sich nehmen. Es gilt aber gleich viel, welches er zuerst oder zu letzt liesest, genug, dasjenige, welches er zu letzt liesest, wird ihm allezeit nichtswürdiger scheinen, weil der Eckel, welchen das erste erweckt hat, durch die Fortdaurung in dem andern endlich in einen Abscheu ausschlagen muß; ob wir gleich sonst gestehen müssen, daß beyde, ihrem innerlichen Werth nach, gleich nichtswürdig sind. Plan, Knoten, Auflösung, Charakter, Moral, Satyre, natürliche Unterredungen; alles Dinge, welche dem Verfasser Böhmische Dörfer sind. Wenn er bey dem ersten anstatt Lustspiel, Studentenspiel gesetzt hätte, so wäre er einigermassen entschuldiget. Bey dem andern wenigstens drohet er den Lesern gleich auf dem Tittel, daß sie vermöge der komischen Sympathie einschlassen werden; und kann man von einem Verfasser mehr begehren, als daß er dasjenige erfülle, was er auf dem Tittel verspricht? Der gegenwärtige hat sogar noch mehr geleistet. Wie viel Lob verdient er nicht! Doch, ernstlich zu reden, so versichern wir den Leser, daß er unser Urtheil gegründet finden wird, und daß wir uns, wenn es nur ein klein wenig vortheilhafft hätte ausfallen können, ein Vergnügen würden gemacht haben ihm zu sagen, daß ein gewisser Herr O. in D * * der Verfasser dieser schönen Lustspiele sey. Videor mihi meo jure facturus si *judicium hoc* verlibus clusero. Mart.

Ein elend jämmerliches Spiel ꝛc. [s. Band I, S. 32.]

(11. März.) Geschichte der Böhmischen Prinzeßinnen. Aus dem Französischen übersetzt. Delitsch. 1750. Wie können doch die Deutschen so verwegen seyn, gegen die Franzosen einen gleichen Reichthum ihres Witzes zu behaupten? Wo haben sie denn die Kunst gezeigt mit dem schönen Geschlecht unter allen Völkern verliebt zu thun? Die Grönländer und Hottentotten werden noch kaum mehr übrig seyn, von denen wir keine Liebeshändel im Französischen haben. Allein die Deutschen steigen doch noch weiter, sie binden mit den Geistern an, und die vergangene Messe hat man uns gar welche aus dem Monde fallen lassen. Wer wollte nun wohl noch so kühn seyn, um uns den Preis seltener Erfindungen abzusprechen. Zu dieser Last unnützer Thor-

heiten und deutlicher Beweiſe eines ausſchweiffenden Geiſtes, die gewiß die Klugheit der Leſer und Schrifftſteller in unſern Tagen ſehr verdächtig machen würden, wenn davon etwas ſo unglücklich ſeyn und auf die Nachwelt überbleiben ſollte, kann man dieſes Stück nicht zählen. Die Verfaſſerin hat ihre Charactere lebhaft geſchildert, die Hauptgeſchichte genugſam verwickelt und endlich ziemlich glücklich aufgelöſet. Wir können zwar nicht läugnen, daß manche Nebenbilder, wenn ſie nicht ſo kurz und dunkel entworffen wären, dem Hauptgemählde mehr Licht gegeben hätten und manche Erfindungen noch natürlicher hätten gerathen können, indeſſen gehöret doch dieſe Schrifft nicht zu der letzten Claſſe ihrer Art. Der Grund der ganzen Fabel iſt eine wahrhaffte Geſchichte aus dem achten Jahrhundert, doch ſind die Umſtände zu beſſerer Ausführung verändert worden. ꝛc. Wir können hier kaum die Helfte der Geſchichte entwerfen, es wird ſie niemand ohne Vergnügen durchgehen. In den Voſſiſchen Buchhandlungen wird es vor 4 Gr. verkauft.

(13. März.) Dresden. *La Mort du Maréchal Comte de Saxe. Poëme. Veritati & Virtuti. à Dresde in 4to* auf 3 Bogen. Der Verfaſſer dieſes Gedichts iſt Herr Arnaud, welcher ſich jetzo in Dresden aufhält. Man kennt ſeine Muſe ſchon aus andern Probeſtücken, und weiß, daß ſie ſich ſelten über das mittelmäßige erhebt. Eine prächtige Verſification, die dem bloßen Ohre ſehr wohlgefällt, und die er ſeinem Meiſter dem Herrn von Voltaire ſehr glücklich abgelernt hat, iſt ihm eigen. Das iſt es auch alles, was ein fähiger Kopf, der aber nicht zum Dichter erſchaffen iſt, erlernen kann. Der poetiſche Geiſt wird ihm allezeit fehlen; denn den zu erlangen iſt Uebung und Fleiß umſonſt. Hat er ein gutes Gedächtniß, ſo wird man in ſeinen Verſen zwar hier und da einen mahlriſchen Gedanken, einen poetiſchen Zug antreffen; doch Schade, daß ein ander gutes Gedächtniß ſich ohne Mühe beſinnet, wem dieſe geborgten Schönheiten eigenthümlich zu gehören. Der Plan des gegenwärtigen Gedichts iſt dieſer: der Verfaſſer beſchreibt die Annehmlichkeiten des Friedens; der Marſchall Graf von Sachſen genoß ſie, ohne ſeinen Muth dadurch weichlich zu machen; der Neid geräth darüber in Wuth, und rufft den Tod um Hülfe an; der Tempel des Todes wird entworffen; die Verſchwörung wider den Helden gelingt; ſein Tod erfolgt, und auf ſeinen Tod folgt die Vergötterung. Zu Mahlereyen hat dieſer Plan Gelegenheit genug gegeben; die uns

noch am beſten gerathen zu ſeyn ſcheinet iſt die Beſchreibung der Aufführung des Marſchalls im Frieden.

Ce n'etoit plus ce Mars, ce fier Dieu des batailles,
Qui trainant apres ſoi l'horreur des funérailles,
Miniſtre redouté des arrêts du Deſtin,
Dans des ruiſſeaux de ſang plonge ſes bras d'airain,
Court porter l'epouvante aux Villes allarmées
Et d'un ſouffle ranime, ou confond les Armées.
C'etoit Mars careſſé par la belle Cipris,
Sur ſon terrible front ſe joüoit le Souris,
De Plaiſirs innocens une troupe agréable
Diſputoit à ſes mains le glaive formidable,
Près de lui voltigeoient les folatres Amours,
L'un le paroit de fleurs qui renaiſſoient toujours,
L'autre dans un Tableau digne de ſon courage
De Champs de Fontenoi lui préſentoit l'image,
Celui-ci demandoit que ſur ce front guerrier
Son bandeau ſuccedât au caſque trop altier,
Celui-là qu'excitoit une enfantine audace,
Vouloit que ſon flambeau du glaive prît la place.

Iſt in den Voßiſchen Buchläden für 2 Gr. zu haben.

(18. März.) Leipzig und Stralſund. Claville von dem wahren Verdienſte. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt durch ein Mitglied der Königlich Deutſchen Geſellſchaft in Greifswald. Leipzig und Stralſund bey Joh. Jacob Weitbrecht. 1750. in 8vo. Dieſes Werk des Herrn le Maitre de Claville, älteſten Aufſehers der Finanzkammer in Rouen, hat ſich in Frankreich einen allgemeinen Beyfall erworben. Wer in dieſem Lande glücklich moraliſiren will, der muß es auch nothwendig auf die Art thun, als er es gethan hat; nemlich auf eine Art welche den Philoſophen, und den witzigen Kopf, dann und wann auch den Luſtigmacher, verbindet. Er ſelbſt beſchreibt uns dieſe Art gleich zum Anfange ſeiner Vorrede ſehr aufrichtig. Wir wollen die Stelle anführen, weil ſie den Leſern zugleich einen zureichenden Begriff von dem ganzen Werke geben kann. „Iſt es ein Buch, ſpricht er, das ich zu ſchreiben unternehme? Wahr„haftig ich weiß es nicht. Ich habe verſprochen zu ſchreiben, ich ſchreibe „alſo. Alles iſt bey meinem Entwurfe ſonderbar. Vielleicht wird die

„Ausführung noch sonderbarer seyn. Ich mache einen Mischmasch von „Prose und Versen, von historischen Begebenheiten, von sinnreichen „Einfällen, von Sittenlehre und Belustigung. Alles sind zusammen„gelesene Stücke, die mir nicht zugehören. Ich erdichte Unterredungen „um gute Lehren anzubringen; bald laß ich den Philosophen scherzen; „bald den lustigen Kopf moralisiren. Ich wärme alte Liederchen auf, „und rede Lateinisch. Gassenhauer, Grundwahrheiten, Gewohnheiten, „Gesetze; alles menge ich unter einander. Hier bin ich allzu weitläuf„tig; man gähnet bey jedem Abschnitte. Dort faß ich mich allzu kurz; „man versteht mich nicht. Ich entehre den Horaz indem ich ihn nach „Französischer Mode kleide; ich führe wechselsweise bald Molieres bald „Bourdaloues an, und aus einer Oper hohle ich den Beweis einer „moralischen Wahrheit. Vielleicht werde ich tausend Leute beleidigen, „die sich getroffen finden, und die ich nicht kenne. Gleichwohl bin „ich nichts weniger willens als jemanden zu beleidigen; kleine Leute „kann man verachten, aber kleine Feinde muß man fürchten." Wir führen diese Stelle nach einer eignen Uebersetzung an, weil uns die Schreibart des Greifswaldischen Uebersetzers zu gedehnt vorkommt, als daß man das eigenthümliche des Originals darinne bemerken könnte. Mehr wollen wir nicht an ihr aussetzen; es wären denn einige kleine Sprachfehler, welche sich freylich nicht allzuwohl für ein Mitglied einer Deutschen Gesellschafft schicken. Sie befinden sich zwar gröstentheils in den poetischen Stellen; allein die Mode poetische Sprachschnitzer zu vertheidigen ist vorjetzo ziemlich abgekommen, zumal wenn sie aus der Kürze und Wichtigkeit der Gedanken keine Entschuldigung ziehen können, welche hier allezeit auf das erbärmlichste gewäffert sind. Wieder auf das Original zu kommen, so ist es durchgängig für ein Werk erkannt worden, welches der Jugend, die nur allzusehr auf das Ergötzende sieht, die wichtigsten Grundsätze der Sittenlehre auf eine angenehme Art einzuflößen geschickt ist. Doch nicht allein der Jugend, sondern allen von jedem Alter, die es für keine Kleinigkeit halten zu gefallen. Die Mittel dazu sind keine andre als Witz, Verstand, Artigkeit und Tugend; alle diese, und die verschiedene Aeste in welche sie sich theilen, gehet er nach seiner Weise durch, die, wenn sie auch nicht allezeit unterrichtet, doch allezeit ergötzt. Den Lesern aber, die sich in der Uebersetzung davon überzeugen wollen, müssen wir noch sagen, daß dieses nur der erste Theil des Clavilischen Wercks ist. Man hat Ur-

sach sich zu wundern, daß dieser Umstand weder auf dem Tittel noch in der Vorrede bemerkt ist, und daß man gar keine Hofnung zu dem andern Theile macht. Sollte der Uebersetzer wohl geglaubt haben, daß kein anderer Theil mehr wäre? In diesem ersten betrachtet der Verfasser nur die Verdienste des Witzes und der Artigkeit. Kann er wohl glauben, daß Claville dasjenige wahre Verdienst würde genennt haben, wobey man noch immer ein lasterhafter und niederträchtiger Mensch seyn kan? Es war also ein anderer Theil unumgänglich nöthig, worinne er den Mann von Verdiensten auch auf der Seite der Tugend und des Verstandes betrachten mußte. Er wird doch wohl auch übersetzt noch nachkommen? Ist in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam für 8 Gr. zu haben.

(20. März.) Werden wir es mit unsern Lesern verderben, wenn wir folgenden kleinen Poesien diesen Platz einräumen?

Auf einen geitzigen Dichter. [s. Band I, S. 3.]

Die eheliche Liebe. Eine Erdichtung. [s. Band I, S. 107.]

Auf den falschen Ruf von Nigrinens Tode. [s. Band I, S. 6.]

(23. März.) Wittenberg und Zerbst. Dritte und letzte gegründete Anzeige derer Herrenhuthischen Grund-Irrthümer in der Lehre von der H. Schrift, Rechtfertigung, Sacramenten und letzten Dingen; denen evangelischen Kirchen zur nöthigen Warnung ans Licht gestellet von D. Carl Gottlob Hofmann, Generalsuperintend. Nebst einem Register über sämtliche drey Theile. Wittenberg und Zerbst, verlegts Sam. Gottf. Zimmermann. 1751. in 8t. 8 Bogen. Dieses ist der Beschluß desjenigen Werks wodurch sich der Herr Generalsuperintendent den Herrenhuthern keinen geringen Schaden zugefügt zu haben rühmt; nicht etwa weil er ihre Irrthümer dadurch gedämpft, sondern weil er sie, wie man deutlich sieht, verhindert hat gewisse zeitliche Vortheile zu erlangen, die man, menschlich zu handeln, auch seinen irrenden Brüdern gönnen muß. Wir hoffen, daß die Leser schon wissen, was der Herr Verfasser Grundirrthümer der Herrenhuter heißt; nemlich diejenigen Stellen, wo sie nicht die Sprache der symbolischen Bücher führen. Diese Erklärung angenommen, müssen wir die Ausführung durchgängig loben; man wollte denn wünschen, daß sie mit etwas weniger Spötterey, die oft die feinste nicht ist, und mit etwas minder zweydeutigen Absichten angefüllet sey. Der Kopf eines Herrenhuters, voll

Enthuſiaſterey, iſt zu nichts weniger als zu ſyſtematiſchen Begriffen und abgemeßnen Ausdrückungen geſchickt. Warum macht man ihm die Schwäche ſeines Verſtandes zu Verbrechen ſeines Willens? Warum folgert man aus gewiſſen Orten, wo er von Sachen, über welche die Scham einen geheimnißvollen Vorhang zieht, etwas zu frey, zu eckel, zu ſchwärmeriſch geſchrieben hat, Thaten der ſträflichſten Unzucht? Nur zum Beweiſe der Verleumdung, und mehr zum Aergerniſſe als zur Erbauung, ſchreibt man aufgedeckte Bosheiten der Herrenhuter, ſo lange noch keiner von ihnen der Verbrechen, welche man ihnen Schuld giebt, und welche die ſchärfſte Ahndung verdienten, vor der weltlichen Obrigkeit überführet worden iſt. Man weiß es aber ſchon, daß man mit dieſen unbarmherzigen Beſchuldigungen vor Gerichte nicht fortkommen kann, und daß, am Ende, jeder billige Richter kein ander Urthel von den Herrenhutern zu fällen weiß, als das, was Plinius, obgleich in einer ganz verſchiednen Sache, fällte: nihil aliud inveni quam ſuperſtitionem pravam & immodicam. Wäre es alſo nicht gut, wenn die Herren Theologen die Wahrmachung eines Ausſpruches des Cicero, opinionum commenta delet dies, ruhig erwarteten? Sie haben einen Ausſpruch in der Bibel, der eben dieſes ſagt, und es iſt zu verwundern, das ihnen noch niemand des Gamaliels ἐασατε αὐτους zugerufen hat. Könnten ſie ihrem Charakter gemäßer handeln, als wenn ſie, wie dieſer Phariſäer gedächten: iſt der Rath oder das Werk aus den Menſchen, ſo wirds untergehen, iſts aber aus GOtt, ſo können wirs nicht dämpfen ꝛc.? Ein gewiſſer Chriſtian Philaleth hatte der erſten Anzeige des Hrn. D. Hofmanns hundert Fragen entgegen geſetzt; und in der Vorrede zu dieſer dritten Anzeige ſagt uns der Verfaſſer, warum er auf dieſe Fragen zur Zeit noch nicht geantwortet habe. Die vornehmſte Urſache iſt, weil ſich dieſer Gegner nur unter einem falſchen Namen genennt, und der Herr Doktor durchaus denjenigen erſt perſönlich kennen will, welchen er wiederlegen ſoll. Die Wahrheit zu geſtehen; wir ſehen das ſchlieſſende dieſer Urſache nicht ein. Kan ein Schriftſteller unter erborgtem Nahmen keine Wahrheit ſagen? Oder kan man niemanden wiederlegen, wenn man nicht Perſönlichkeiten in die Wiederlegung miſcht? In eben der Vorrede meldet der Herr Generalſup. daß allem Anſehen nach die Heylandscaſſe bald banquerot machen werde. Vielleicht zieht der Umſturz ihres öko-

nomiſchen Syſtems den Untergang der ganzen Gemeine nach ſich. Iſt in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam für 3 Gr. zu haben.

(25. März.) Leipzig. *Chriſtiani Friderici Boerneri S. T. D. & P. P. Pr. Inſtitutiones Theologiae ſymbolicae. Lipſiae apud Ioh. Wendlerum.* 1751. in 8t. 2 Alph. 6 Bogen. Wenn alle Religionen, und die verſchiedenen Arten derſelben ihre ſymboliſchen Bücher hätten, ſo würden auf einmal unzählige falſche Beſchuldigungen von Ungereimtheiten wegfallen, die ſie ſich unter einander ohn Unterlaß zu machen pflegen; die Meinungen einzler Glieder würden den ganzen Gemeinden nicht zur Laſt gelegt werden, und die Herren Polemici würde ſeltner mit Schatten fechten. Die Lutheriſche Kirche hat auf dieſer Seite einen beſondern Vorzug, und ihre ſymboliſchen Bücher ſind mit einer Behutſamkeit abgefaßt, welche tauſend Köpfe, wann ſie mit ihr nur in der Hauptſache einig ſind, unter einen Hut zu bringen ſehr geſchickt iſt. Man lacht alſo ganz mit Unrecht über den Eid, welchen ihre Gottesgelehrten auf dieſe Bücher ablegen müſſen. Sie beſchwören dadurch eigentlich nichts, als was ſie von Jugend auf, mit bibliſchen Ausdrücken, in dem kleinern Catechiſmo gelernt haben; weil in allen übrigen Sätzen, durch dieſen Schwur weder nähere Ausführungen, noch vortheilhafte Erklärungen, unterſagt werden. Wie nöthig es aber denen, welche ſich der Gottesgelahrtheit widmen, ſey, einen beſondern Fleiß auf dieſe Schriften zu wenden, erhellet auch nur aus dem Nachtheil, welcher denen zuwächſt, die die Sprache derſelben nicht zu reden wiſſen, und aus der Gefahr, um ein falſch gebrauchtes Wort verketzert zu werden. Man kann ein Theologe, aber kein Lutheriſcher Theologe, ohne eine genaue Einſicht in dieſelben, ſeyn, daß alſo diejenigen allen Dank verdienen, welche ſie allgemeiner zu machen ſuchen. Viele Jahre hindurch hat es der Herr Doktor und Prof. Primarius Börner auf der hohen Schule in Leipzig auf die rühmlichſte Art gethan, wovon gegenwärtiges Werk der ſicherſte Beweiß ſeyn kann. Die Einrichtung deſſelben iſt folgende. In der Einleitung handelt er ſowohl von den ſymboliſchen Büchern überhaupt, von ihrer Nothwendigkeit, und ihrem Anſehen, als auch von jedem insbeſondere, und berührt alles, was zu der Hiſtorie derſelben gehört. Die Ausführung ſelbſt beſtehet aus ein und zwanzig Kapiteln, deren jedes zwo Abtheilungen hat. In der erſten Abtheilung werden die Stellen aus den ſymboliſchen Büchern, welche die Lehre, die in dieſen Kapiteln abgehandelt

wird, angehen, angeführt, und wo es nöthig ist, gegen die Veränderungen unächter Ausgaben gerettet. In dem andern Abschnitte werden diese Stellen erklärt, bewiesen, und die einschlagenden Irrthümer anderer Religionen widerlegt. Dieser Plan und die sonst bekannte Gelehrsamkeit des Herrn Verfassers kann zureichende Gewehr leisten, daß durchgängig alle Gründlichkeit darinne herrscht, deren ein solches Werk fähig ist. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

(27. März.) Leipzig. Allen nach Standesgebühr höchst und hochzuehrenden Liebhabern, Gönnern, und Beförderern einer ächten deutschen Poeterey kündigen und preisen wir folgendes Werk an. Herrn Johann Christoph Gottscheds, der Weltw. und Dichtkunst öffentl. Lehrers in Leipzig, Gedichte, bey der jetzigen zweyten Auflage übersehen und mit dem II. Theile vermehrt, nebst einer Vorrede ans Licht gestellet von M. Joh. Joachim Schwaben. Leipzig, verlegts B. Chr. Breitkopf. 1751. in groß 8t. Das Aeusserliche dieser Gedichte ist so vortreflich, daß sie, wie wir hoffen, den Buchläden große Ehre machen werden, und wie wir wünschen lange Zeit machen mögen. Von dem innerlichen aber einen zureichenden Entwurf zu geben, das übersteigt unsre Kräfte. Der erste Theil ist alt, und nur die Ordnung ist neu, welche der schärfsten Hof-Etiquette Ehre machen würde. Wenn der Verfasser den Einfall dazu nicht in Wien bekommen hat, so hat er ihn wenigstens nicht bey dem Horaz gelernt, dem er sonst ein sehr wichtiges Kunststück abgestohlen hat, das große Kunststück nemlich seine Jubeloden allezeit fein zum Schlusse der Abtheilung von den Oden zu setzen. Der andre Theil ist größten Theils neu, und mit eben der Rangordnung ausgeschmückt, welche bey dem ersten so vorzüglich angebracht ist; so daß nemlich alle Gedichte auf hohe Häupter und fürstliche Personen in das erste Buch; die auf gräfliche, adeliche und solche die ihnen gewissermassen gleich kommen, ins zweyte; alle freundschaftliche Lieder aber ins dritte Buch gekommen sind. Uns ist die Ode auf den Herrn von Leibnitz sogleich in die Augen gefallen. Der größte Theil derselben beschäftiget sich mit dem Lobe der Stadt Leipzig. Das ist Pindarisch! Wann dieser erhabne Sänger das Lob eines olympischen Siegers vergöttern sollte, von dem er auf der Gottes Welt nichts rühmlichers zu sagen hatte, als etwa die Geschwindigkeit seiner Füsse, oder die Stärke seiner Fäuste,

ſo geſchah es dann und wann, daß er ſtatt ſeiner, ſeine Vaterſtadt lobte. O wahrhaftig! das heißt die Alten mit Ueberlegung nachahmen, wenn es anders der Herr Prof. Gottſched zur Nachahmung der Alten gethan hat. Wer kann übrigens ernſthaft bleiben, wenn er das Lob dieſes Weltweiſen auf die Erfindung verſchiedner Kleinigkeiten ſtüzt, wie zum Exempel ſeine Dyadik iſt, welche er zu erfinden eben nicht Leibnitz hätte ſeyn dürfen. Doch die Dyadik iſt für den Hrn. Prof. vielleicht ein eben ſo unbegreifliches Ding als ihm die Analyſis infinitorum zu ſeyn ſcheint, die er, mit vieler Einſicht, die Rechenkunſt in den unendlich Kleinen nennt. Dem poetiſchen Geiſte des Hrn. Profeſſors das völligſte Recht wiederfahren zu laßen, dürften wir nur eine Stelle aus einem Schreiben an den Herrn von Scheyb anführen, wo er ſein zu entbehrendes Urtheil über den Meßias fällt; allein wir wollen es immer in einem Buche laßen, in welchem es nur bey denen einen Eindruck machen wird, welche geſtraft genug ſind, dieſes große Gedicht nicht zu verſtehen. Geſetzt es hat einige Flecken, ſo bleibt es doch allezeit ein Stück, durch welches unſer Vaterland die Ehre ſchöpferiſche Geiſter zu beſitzen vertheidigen kan. Eine Anmerkung aber müſſen wir aus angeführtem Schreiben herſetzen: „Herr Bodmer, ſagt der Herr Prof. Gottſched, hat an den Hrn. Schuch, Principal „einer deutſchen Schauſpielergeſellſchaft, nach Baſel geſchrieben, und „ihn eingeladen nach Zürch zu kommen, nicht etwa tragiſche und ko„miſche Schauſpiele daſelbſt aufzuführen, ſondern durch ſeine geſchick„teſten Perſonen beyderley Geſchlechts den Meßias auf öffentlicher „Bühne herſagen zu laſſen. Der Brief iſt vorhanden.“ Die Wahrheit dieſer Anekdote vorausgeſetzt, ſo iſt ſie eben ſo gar lächerlich nicht, als ſie dem Herrn Prof. ſcheinet. Wäre es nicht ſehr gut, wenn man auch unſre Schauplätze zu den Vorleſungen verſchiedner Arten von Gedichten anwendete, wie es in der That bey den Römern üblich war. Hat er vergeſſen, daß Virgil ſelbſt ſein Heldengedicht auf öffentlichem Theater dem Volke vorgeleſen hat? Dieſe Gedichte koſten in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr. 4 Gr. Mit 2 Thlr. bezahlt man das Lächerliche, und mit 4 Gr. ohngefehr das Nützliche.

(30. März.) Leipzig und Greifswalde. Sammlung auserleſener Abhandlungen ausländiſcher Gottesgelehrten zur Unterweiſung des Verſtandes und Beſſerung des Herzens; zuſam-

men getragen von Friedr. Eberh. Rambach, Past. zum Heil. Geist in Magdeburg. Leipzig und Greifswalde. 1750. in 8t. 1 Alph. 16 Bogen. Dieses ist der Anfang einer Sammlung von Schriften, deren Beschaffenheit genugsam auf dem Tittel ausgedrückt ist. In der Vorrede bestimmt der Herr Pastor Rambach ihren Zweck aber noch näher, und sagt, daß es Abhandlungen seyn sollen, welche vermögend sind, den mit Vorurtheilen, Unwissenheit und Zweifeln verhinderten menschlichen Verstand zu unterweisen und ihm ein Licht vorzuhalten, nach welchem er sich in schweren Fällen, auch wohl im Stande empfindlicher Anfechtungen richten kann; Abhandlungen, die uns zeigen, wie heilig, gerecht und gut die Forderungen und Vorschriften des Evangelii Jesu Christi sind; Abhandlungen, die gewisse besondre Verheissungen des Evangelii betreffen, die Kraft, das Leben und den göttlichen Nachdruck derselben vor Augen legen, sonderlich aber sollen es solche Abhandlungen seyn, die auf den wichtigen Punct der geistlichen Sittenlehre, nemlich auf den Unterscheid der Natur und Gnade, gerichtet sind. Alle diese Eigenschaften wird der Leser an denjenigen Stücken finden, die in diesem ersten Theile befindlich sind. Es sind namentlich folgende: 1) John Flavels, ehemaligen Predigers zu Dortmouth in England, Betrachtungen über die menschliche Furcht. Das Leben dieses Mannes, welches für eine gewisse Art Leser sehr erbaulich seyn wird, macht den größten Theil der Vorrede aus. 2) Tillotsons Betrachtung über die gerechte Forderung Jesu: Gott mehr zu fürchten, als die Menschen. 3) Wilhelm Saldeni, weiland berühmten Predigers in Delft, Prüfung menschlicher Urtheile, aus dem Holländischen übersetzt. Es ist ein Glück, daß noch hier und da ein Gottesgelehrter auf das practische des Christenthums gedenkt, zu einer Zeit, da sich die allermeisten in unfruchtbaren Streitigkeiten verlieren; bald einen einfältigen Herrnhuter verdammen; bald einem noch einfältigern Religionsspötter durch ihre sogenannte Widerlegungen, neuen Stof zum Spotten geben; bald über unmögliche Vereinigungen sich zanken, ehe sie den Grund dazu durch die Reinigung der Herzen von Bitterkeit, Zanksucht, Verläumdung, Unterdrückung, und durch die Ausbreitung derjenigen Liebe, welche allein das wesentliche Kennzeichen eines Christen ausmacht, gelegt haben. Eine einzige Religion zusammen flicken, ehe man bedacht ist, die Menschen zur einmüthigen Ausübung ihrer Pflichten zu bringen, ist ein leerer Einfall. Macht man zwey böse Hunde

gut, wenn man sie in eine Hütte sperret? Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht. Ist in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam für 12 Gr. zu haben.

(1. April.) Amsterdam. *Nouveau Dictionaire historique & critique pour servir de supplement ou de Continuation au Dictionaire historique & critique de Mr. Pierre Bayle par Jaques George de Chaufepié. Tom. I. & II. A-H. à Amsterdam chez Chatelain &c. à la Haye chez P. de Hondt.* 1750. Der I. Theil von 1 Alph. 19 Doppelbogen. Der II. Theil von 1 Alph. 12 Doppelbogen. Dieses ist der Anfang eines Werks, welches auch nur durch den Tittel die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich reissen muß. Was für Vortheile werden sie nicht daraus ziehen können, wenn es demjenigen Werke gleich kommt, zu dessen Ergänzung es bestimmt ist. Es ist eigentlich aus den Zusätzen entstanden, welche die Englischen Uebersetzer dem Baylischen kritischen Wörterbuche beygefügt haben. Da aber diese Zusätze, welche einige Holländische Buchhändler anfangs bloß übersetzen zu lassen beschlossen hatten, größtentheils die Englische Literatur betreffen, und also für Ausländer minder gemeinnützig gewesen wären: so hat der Herr von Chaufepie eine große Anzahl neuer Artickel von seiner Arbeit hinzugefügt; und weil er übrigens die Englischen Aufsätze an unzähligen Orten verbessert und vermehret hat, so ist er allerdings als der eigentliche Verfasser anzusehen. Die Einrichtung ist der Baylischen Einrichtung völlig gleich. Von der Ausführung können wir nichts mehr sagen als, daß es was leichtes ist Baylen zu vermehren, was unendlich schweres aber ihn Baylisch zu vermehren. Unter den vielen Artickeln, welche mit großer Gelehrsamkeit, Ordnung und Genauigkeit ausgearbeitet sind, befindet sich auch eine gute Anzahl solcher welche kritischer abgefaßt seyn könnten; hierunter rechnen wir das, was z. E. von B. Beckern, von Jacob Andreä, von Joh. Hus, von Grävio, von Holsteinen ꝛc. angeführet wird, wovon wir zum Beweise nur das Leben des letztern vorlegen wollen. „Holstein, heißt es, ein Gelehrter des 17. Jahrhunderts, war in Ham„burg 1596 gebohren. Nachdem er in seiner Vaterstadt den Wissen„schaften mit vielem Glücke obgelegen hatte, reißte er nach Frankreich, „wo er durch seine Geschicklichkeit einen großen Ruf erlangte; und sich „einige Zeit in Paris bey dem Präsident von Memes aufhielt. Da-

„mals, ohne Zweifel, geschah es, daß er die Lutherische Religion mit „der Katholischen verwechselte, und zwar wie man sagt auf Zureden „des Jesuiten, Pater Sirmonds. Er ging hierauf nach Rom, wo er „sich besonders an den Kardinal Fr. Barberini hielt ꝛc.“ In diesen wenigen Zeilen sind eine Menge Fehler, sowohl der Begehung als Unterlassung. Erstlich ist es zwar wahr, daß er in seiner Vaterstadt studirt hat, und zwar besonders unter Joh. Huswedeln, allein sehr kurze Zeit; weit länger aber hat er sich in Leyden aufgehalten, wo er sich besonders auf die Arzneykunst legte. Zweytens war die Reise nach Frankreich nicht seine erste Reise, sondern diese unternahm er 1617 nach Italien, wohin ihn Ph. Cluver begleitete. Auch seine zweyte Reise war es nicht, denn diese ging 1622 nach England; und als er von da wieder zurück kam, begab er sich erst nach Frankreich, und zwar, wie man will, aus Verdruß vergebens um einen Schuldienst angehalten zu haben, welchem man auch seine Religionsveränderung zuschreibt. Drittens war es nicht in Italien, wo er den Kardinal Barberini kennen lernte, sondern schon in Frankreich, wohin ihn Pabst Urbanus der VIII. in Religionsgeschäften als Legaten geschickt hatte. Er wurde ihm von Prireſcio empfohlen, und auf dessen Empfehlung nahm ihn der Kardinal unter seine Hausgenossen auf, und hernach mit sich nach Italien, wo er ihn zu seinem Secretair und Bibliothekar machte. (Die Fortsetzung nächstens.)

Diese zwey ersten Theile, von denen man überhaupt gestehen muß, daß sie verschiedner Unrichtigkeiten ohngeachtet, mit einer ausgesuchten Gelehrsamkeit angefüllet sind, kosten in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Thlr.

(3. April.) Was Chaufepie sonst von Holsteinen sagt, ist nicht weniger unvollständig. Die Reisen, die er gethan, als er schon in Italien gewesen, vergißt er ganz und gar; z. E. seine Reise nach Pohlen 1630, wo er bey seiner Rückreise über Wien ging, und auf Verlangen des Kardinals Barberini verschiedene Handschriften nachschlug. In der Stelle, die er zum Schlusse aus den Nouvelles de la Repub. des Lettr. anführt, vergißt er eine kleine Unachtsamkeit des Herrn Bayle anzumerken, wo dieser sonst so genaue Mann ihm den Tittel eines Bibliothéquaire du Vatican beylegt; da dieser doch nur einem Kardinale gegeben werden kann, und Holstein nichts als custos bibliothecæ war. Ferner ist es zwar wahr, daß er den Kardinal Bar-

berini zu seinem Erben eingesetzt hat, doch hätten auch seine beträchtlichen Vermächtnisse, die er an die Königin Christina, an die St. Johannes Bibliothek in Hamburg, an die Augustiner Mönche in Rom, an Büchern und Handschriften, gemacht hat, nicht sollen vergessen werden. Was aber im ganzen Artickel am aller unzulänglichsten und trockensten ist, ist das Verzeichniß seiner Schriften. Was Bayle so oft an dem Moreri tadelt, daß er nichts als die Tittel davon wisse, und auch diese verstümmelt anführe, daß er weder die Ordnung der Zeit, noch der Materien, dabey beobachte, daß er die Bücher, welche nach des Verfassers Tode heraus gekommen, von denen, die er selbst herausgegeben, nicht unterscheide, daß er die angefangenen und versprochnen Werke anzuführen vergessen; alle diese Fehler hat er, als ein zweyter Moreri, ängstlich in Acht genommen. Da er des Ranzovs Epistolam ad S. Calixtum mit unter die Holsteinischen Werke setzt, warum sagt er uns den Inhalt nicht davon, auf welchen alles ankommt? Er gedenkt nicht mit einem Worte dieses Proselyten, den der eifrige Holstein gemacht, auch der Mühe nicht, die er sich gegeben, den Marggrafen von Brandenburg Christian Ernst zu Annehmung der katholischen Religion zu bewegen. Wo bleibt seine Arbeit über den Baronius, dem er mehr als 8000 Schnitzer Schuld gab? Wo sein Katalogus der Handschriften in der Florentinischen Bibliothek? Wir tragen Bedenken umständlicher in Sachen zu seyn, die vielleicht nach weniger Leser Geschmack sind. Sollten diese Supplemente übersetzt werden, so hoffen wir, daß die Aufsicht einem Manne wird übergeben werden, der alle dergleichen Unrichtigkeiten zu verbessern im Stande ist, nicht aber einem, dessen ganzer Ehrgeitz es ist, seinen Namen an der Stirne eines prächtigen Werks zu sehen, der Antheil, den er daran hat, mag nun so geringe seyn, als er will.

(6. April.) *Le Cosmopolite ou le Citoien du Monde. Patria est, ubicunque est bene. Cicero* 5. *Tuscul.* 37. *aux depens de l'Auteur.* in 8t. 8 Bogen. „Die Welt, fängt dieser Weltbürger an, „ist nichts anders, als ein Buch, wovon man nur die erste Seite ge„lesen hat, wenn man nichts, als sein Vaterland, kennet. Ich habe „eine ziemlich große Anzahl durchblättert; ich habe sie aber alle gleich „schlecht befunden. Diese Untersuchung ist nicht ohne Nutzen gewesen. „Ich haßte mein Vaterland. Die Narrheiten der andern Völker, un„ter welchen ich gelebt habe, haben mich wieder mit ihm ausgesöhnt.

„Wenn ich auch aus meinen Reiſen keinen andern Nutzen gezogen „hätte, als dieſen, ſo würden mich doch weder Unkoſten, noch Be„ſchwerlichkeiten, reuen.“ Dieſe Reiſen nun ſind es, welche man in dieſen Blättern auf die ſonderbarſte Art beſchrieben findet. Anſtatt deſſen, was er geſehen hat, erzählt uns der Verfaſſer das, was er gedacht hat; und hat er gleich nichts geſehen, was nicht tauſend andre auch geſehen haben, ſo hat er, zur Vergeltung, tauſenderley gedacht, was vielleicht kein einziger Reiſender gedacht hat. Seine erſte Reiſe ging nach Conſtantinopel; das wichtigſte dabey war ſeine Bekanntſchaft mit dem Pacha Bonneval. Dieſer ſagte ihm einmal, als er bey guter Laune war, und von ſeiner Religionsveränderung zu reden kam: er habe ſeinen Hut mit einer Nachtmütze vertauſcht. Man erfährt hier, was die bekannten Abtrünnigen, Mornay, Ramſay und der Abt Macarti für ein Schickſal gehabt haben. Seine andere Hauptreiſe, als er wieder von Conſtantinopel zurückgekommen, ging nach Italien, in das Reich der Papimanie, wie er ſich ausdrückt. Eine Probe von ſeiner Art zu denken zu geben, wollen wir folgende Stelle einrücken. „Nach einer monatlichen beſchwerlichen Reiſe kam ich in die berühmte „Stadt, welche ehemals das Haupt der ganzen Welt war, und noch „jetzt das Haupt der ganzen chriſtlichen Welt iſt. Ich ſahe auf dem „Throne der Kayſer eine Art von einem Zauberer, welcher ſich ehe„mals durch ſeine Marktſchreyerey bey den meiſten europäiſchen Völ„kern in ein ſolch unumſchränkt Anſehen geſetzt hatte, daß er ſich die „Monarchen zinsbar machte, und mit ihren Kronen nach ſeinem Ge„fallen haushielt. Doch ſeine unerträgliche Tyranney eröfnete dem „größten Theile ſeiner Anhänger die Augen, und ſeine Hochachtung „verringerte ſich dermaſſen, daß er jetzt kaum noch den Schatten der „oberſten Gewalt hat, und ſich genöthigt ſieht Amuleta zu verkaufen, „welche, wie er ſagt, für alle Uebel helfen ſollen, wenn man nur „daran glaubt. Unter andern wunderbaren Geheimniſſen dieſer Art, „rühmt er ſich eine Fleckkugel zu haben, welche alle Unreinigkeit von „der Seele wegnehmen kann. Dem aber ſey, wie ihm wolle, vor „zweyhundert Jahren wurden ſeine Quackſalbereyen von ein Paar „Empiricis, wovon der eine Martin, und der andre Johann hieß, „aus Handwerksneid, in einen ſehr üblen Ruf gebracht; ſie prieſen „dafür die ihrigen an, und zogen beynahe die Helfte von ſeinen Kun„den von ihm ab. Alles gute, was dieſe Trennung verurſacht hat,

„beſtehet darinne; vor dieſem mußte man, man mochte wollen oder „nicht, ſeine Paquete nehmen, jetzo aber hat man doch das Ausleſen.“ Aus Italien iſt der Weltbürger nach Deutſchland gereiſet, wo er über verſchiedne Oerter Anmerkungen macht, welche man mit Vergnügen leſen wird. Aus Deutſchland hat er ſich nach Spanien und Portugal begeben, von dar nach England, wo er ſich auch noch jetzt, nach einer kleinen Verdrüßlichkeit, die er in Paris erlitten, aufhält. Der Geiſt der Miſantropie leuchtet in allen Zeilen hervor, und der Name eines Menſchenfeindes würde ihm vielleicht eher zukommen, als der Name eines Weltbürgers. „Ich verachte, ſpricht er zum Schluſſe, die Men„ſchen allzuſehr, als daß ich nach ihrem Beyfalle ſtreben ſollte, und „vergönne es ihnen ganz gerne, daß ſie Verachtung mit Verachtung „vergelten; ich rathe ihnen ſogar, es zu thun; und ſchon ſeit langer „Zeit habe ich mir zum Wahlſpruch erwählt: Contemni & conte„mnere.“ Iſt in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam für 6 Gr. zu haben.

(17. April.) **Frankfurt an der Oder. Kurzer Begrif des bibliſch-chronologiſchen Syſtems von 6000 Jahren, nemlich von Erſchaffung der Welt bis ins Jahr Jeſu Chriſti (1860) 1862, als an dem Anfange des tauſendjährigen Sabbaths in einem tauſendjährigen Reiche, herausgegeben von George Heinrich Kanz, evangeliſch-reformirten Prediger zu Aken an der Elbe. Nebſt einer Vorrede von Paul Ernſt Jablonski, öffentlichen ordentlichen Lehrer der Theologie auf der hohen Schule zu Frankfurt an der Oder. Bey Johann Chriſtian Kleyb. 1750.** in 8t. Der Herr Verfaſſer dieſes kurzen Begrifs hat ſich ſchon durch verſchiedene andre Schriften, und inſonderheit durch ſeine letzte Schickſale der Kirche Gottes und der Welt bekannt gemacht, und eben dieſe letztre hat ihm, wie er ſelbſt anzeigt, Anlaß gegeben, an eine, ſeiner Einſicht nach, richtigere Zeitrechnung des alten Teſtaments die Hand zu legen. Er hatte aus der Offenbarung (ein Buch das den Schlüſſel zu vielen Schwierigkeiten in der Schrift geben würde, wenn man es nur verſtünde) mit der Kirchengeſchichte des neuen Teſtaments verglichen, geſchloſſen, daß im Jahr nach Chriſti Geburt, wie wir zählen, 1862 die Welt volle 6000 Jahr würde geſtanden haben, und daß von da an das ſiebente Jahrtauſend, und mit demſelben der noch bevorſtehende Sabbat oder die glückliche Ruhezeit der Kirche Gottes auf Erden, welche viele

auch unserer Gottesgelehrten noch hoffen, ihren Anfang nehmen würde. Um eben dieses auch aus dem ganzen Zusammenhange der von Erschaffung der Welt, bis auf Christi Geburt verfloßnen Zeit, bündig darthun zu können, hat der Herr Verfasser die Rechnung derselben, so wie sie vornemlich aus der h. Schrift und dann auch aus den ältesten Geschichten andrer Völker genommen werden kan, untersucht, und sich endlich überzeugt gefunden, daß seine schon vorhin angegebne Rechnung völlig dadurch bestätiget werde. Dieses hat er in diesem kurzen Begriffe vorläuffig anzeigen wollen, und behält sich die weitre Ausführung der Grundsätze seiner neuen Zeitrechnung in einem größern Werke vor, welches bereits fertig ist und auf Vorschuß gedruckt werden soll. Wenn er alles darinne leistet was er hier verspricht, so wird künftig die Chronologie, allen Untersuchungen eines Scaligers, Petavius, Marshams, Prideaux, Dodwells, des Viginoles zum Trotz, eine ganz andre Gestalt annehmen müssen. Wir wollen hoffen, daß ihm zuverläßige Richter in solchen Sachen eine Stelle bey diesen Männern anweisen und ihn nicht unter die Anzahl der chronologischen Schwärmer, zu einem Ravius, Koch und Kohlreif setzen mögen. Uns wenigstens scheint der Anlaß einer neuen Zeitrechnung, den man in einer Stelle der Offenbarung findet, ein wenig wunderſam, ob er gleich nichts mehr voraussetzt als das Verständniß dieses noch bis jetzt unverständlichen Buches. Der Herr Prediger Kanz sucht durch seine neue Zeitrechnung nichts geringers als die Freygeister von der Göttlichkeit der h. Schrift zu überzeugen und die Juden zu bekehren. Ein Wunder wäre es, wann es der Chronologie, der ungewissesten und dunkelsten von allen Wissenschaften aufbehalten wäre, diese zwey wichtigen Veränderungen zu bewerkstelligen. Ist in den Buchhandlungen hier und in Potsdam für 3 Gr. zu haben.

(24. Avril.) Frankfurt an der Oder. Christian Ernst Simonetti Sammlung vermischter Beiträge zum Dienste der Wahrheit, Vernunft, Freiheit und Religion. *Et prodesse volunt & delectare - - Horat.* Auf das Jahr 1750. Viertes Stück, nebst Titel und Register zum zweiten Bande. In diesem Stücke einer der nützlichsten Sammlungen kommen folgende Aufsätze vor: 1) Beschluß der Betrachtung des Satzes der Sittenlehre der Christen: Du sollst deinen Feind lieben. 2) D. L. v. Eichmanns Widerlegung der Meinung, daß die Churbrandenburgische Prinzeßin Anna mit Al-

brecht, Herzogen von Mecklenburg, im Jahre 1526 Beylager gehalten. Der Herr Verfaſſer dieſes Aufſatzes iſt überzeugt, daß ſeine vorige Arbeit von der gelehrten Welt geneigt aufgenommen worden iſt; und hat alſo um deſtoweniger angeſtanden, dieſe wichtige Entdeckung bekannt zu machen. Er hat es dem Publico ſchon einmal geſagt, und ſagt es ihm nochmals, daß er eine ſehr zahlreiche Sammlung von Urkunden beſitzt; er führt ſogar an, in welcher Zeitung man es nachleſen kann, um ſich unwiderſprechlich davon zu überzeugen. Unter dieſer Sammlung nun findet ſich auch ein Brief, welchen gedachte Prinzeßin an den Magiſtrat in Berlin 1526 geſchrieben hat. Sie berichtet ihm darinne, daß ſie ſich von dem Churfürſten, ihrem Hrn. Vater, abermals die Weiſemutter ausgebeten habe, welche ihr bereits vor einem Jahre gute Dienſte geleiſtet hätte, und verſichert ihn ihrer Gnade, wenn er die Abreiſe dieſer Frau befördern würde. Es kömmt alſo darauf an, daß man im Stande iſt, mit dem ſcharfſinnigen Herrn Verfaſſer folgenden kützlichen Schluß zu machen: Wenn dieſer Brief im Jahr 1526 geſchrieben iſt, und die Herzogin darinne ſagt, daß ſie die Weiſemutter vor einem Jahre und alſo 1525 gebraucht, ſo kann das Beylager nicht allererſt 1526 ſeyn gehalten worden: dieſes befindet ſich nun alſo, folglich u. ſ. w. Q. E. D. Hierauf beſeufzet der Herr Verfaſſer die Ungewißheit der Geſchichte auch noch im 16. Jahrhunderte; und verſichert, daß die Urkunden dieſer Ungewißheit abhelfen können. Er iſt bereit, nach ſeinem Vermögen andre hierzu aufzumuntern, und dieſes klärlich zu beweiſen überläßt er dieſe wichtige Urkunde dem Abdrucke. Aus ſeinen Anmerkungen übrigens kan man ſehen, was beträchtliche Anmerkungen heiſſen. 3) Kurzgefaßte Geſchichte der Handlung und Schiffahrt in den alten und mittlen Zeiten entworfen von J. P. S. Man ſieht der völligen Ausarbeitung dieſes Entwurfs mit deſto größern Vergnügen entgegen, je mehr ſchon aus dieſem wenigen die Einſicht des Verfaſſers nicht allein in die Geſchichte, ſondern auch in die Handlung ſelbſt hervorleuchtet. 4) Gedanken über die Religionsveränderung. Koſtet in den Voßiſchen Buchhandlungen hier und in Potsdam 6 Gr.

(8. May.) Leipzig. Briefe, nebſt einer praktiſchen Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen, von C. F. Gellert. Bey Johann Wendlern. 1751. in 8. 20 Bogen. Was abgeſchmakte Junkers und aberwitzige Neukirchs ſo unglücklich, und nur

zur Aufhaltung des guten Geſchmaks unternommen haben, wird in dieſem Werke auf die vortreflichſte Art geleiſtet. Der Hr. Verfaßer hat ſich das Recht längſt erworben, daß die Welt auf alles, was aus ſeiner Feder fließt, aufmerkſam ſeyn muß; und wer iſt geſchickter als er, die Natur überall in ihre alte Vorrechte unter uns wieder einzuſetzen? Den beſten Briefſteller zu machen wird nichts erfordert als zu beweiſen, daß man keinen Briefſteller braucht, und die ganze Kunſt ſchöne Briefe zu ſchreiben iſt die, daß man ſie ohne Kunſt ſchreiben lernt. Allein wie viel ſeltne Eigenſchaften ſetzt dieſe Vermeidung der Kunſt voraus? Geſunde Ordnung im Denken, lebhafter Wiz, Kenntniß der Welt, ein empfindliches Herze, Leichtigkeit des Ausdrucks ſind Dinge die den Deutſchen weniger fehlen würden, wenn man ſie in Schulen lernen könnte. Die meiſten Lehrer haben ſie ſelbſt nicht; was Wunder alſo, daß ſie ihre Schüler anführen, ſich mit methodiſchen Leitfäden, topiſchen Einfällen, ſtudirten Empfindungen, ſtaubigten Realien und künſtlichen Perioden zu behelfen? Wie unbeſchreiblich würde der Nutzen ſeyn, wenn die praktiſche Abhandlung des Hrn. Gellerts alle wohl informirte Briefſteller und alle die gelehrten Männer auf us de conſcribendis epiſtolis aus den Claßen vertreiben könnte? Man würde die Briefe des Cicero und Plinius beſſer nutzen lernen, und einige lateiniſche Brocken würden das wenigſte ſeyn, was man ihnen zu danken hätte. Iſt es zu hoffen? * * * Die Briefe des Hrn. Gellerts ſelbſt ſind durchgängig Meiſterſtücke, die man eben ſo wenig als ſeine Fabeln zu leſen aufhören wird. Die ſchöne Natur herrſcht überall, alle Zeilen ſind mit dem ſüſſeſten Gefühle, mit den rühmlichſten Geſinnungen belebt; und die Ueberzeugung, daß ſie der Verfaßer an würckliche Perſonen geſchrieben hat, macht das Antheil, welches die Leſer daran nehmen, ungleich gröſſer. Von was vor einem Herze ſind ſie die Beweiſe! Wie liebenswerth hat ſich der Verfaßer ſelbſt, ihm unbewußt, darinne geſchildert! Welche Freundſchaft, welche Aufrichtigkeit, welche Liebe! Mit was für einer philoſophiſchen Gleichgültigkeit ſind zwey Briefe abgefaßt, wobey wenigſtens ſeine Leſer nicht gleichgültig bleiben werden. Verdienet ein Mann, welcher das Vergnügen Deutſchlands iſt, kein Amt zur Belohnung, wenn anders ein Amt eine Belohnung ſeyn kan? * * * Herr Gellert ſcheint den vornehmſten Innhalt ſeiner Abhandlung in eine Erzählung, die er auf der 83ten Seite einſchaltet,

gebracht zu haben. Können wir den Plaz schöner anwenden, als wenn wir sie einrücken?

Ein junger Mensch, der, wenn er Briefe schrieb,
Die Sachen kunstreich übertrieb,
Und wenig gern mit stolzen Formeln sagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerschreiben vor,
Darinn er einen Freund beklagte
Der seine Frau durch frühen Tod verlohr,
Und ihm mit vielen Schulwitz sagte,
Daß nichts gewisser wär, als daß er ihn beklagte.
Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu schwer und zu studirt zu seyn.
Was haben Sie denn sagen wollen?
„Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt,
„Daß er ein Weib verlohr, die er mit Recht geliebt,
„Und meinem Wunsche nach stets hätte haben sollen;
„Daß ich von Lieb und Mitleid voll,
„Nicht weiß, wie ich ihn trösten soll.
„Dieß ungefähr, dieß hab ich sagen wollen."
Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum sind sie sich denn durch ihre Kunst zuwider?
O schreiben Sie doch nur, was sie mir sagten, nieder:
So wird ihr Brief natürlich seyn.

Kostet in den Voßischen Buchhandlungen hier und in Potsdam 12 Gr.

(11. May.) **Leipzig.** Briefe der Ninon von Lenclos an den Marquis von Sevigne, nebst den Briefen der Babet an den Bourfault aus dem französischen übersezt. In der Weidemannischen Handlung. 1751. Ninon von Lenclos lebte zu einer Zeit, welche dazu bestimmt zu seyn schien, daß Frankreich alle Arten großer Geister auf einmal beysammen sehen sollte. Die Schriftsteller, so viel ihrer erwähnen, berichten uns, daß ihr Verstand eben so viel Anmuth als Gründlichkeit besessen habe. Sie war eine Philosophin, aber eine liebenswürdige Philosophin. Sie vereinigte alle Tugenden des männlichen Geschlechts mit den Annehmlichkeiten des ihrigen, dem zu Trotze sie sich in die Zahl berühmter Männer erhoben hat. Ihr Haus war der Sammelplatz aller gesitteten und durch ihren Witz beliebten Leute, die Hof und Stadt nur aufweisen konnten. Die tugendhaftesten Mütter

bewarben sich aufs eifrigste ihren Söhnen, die auf den Schauplatz der Welt getreten waren, den Vortheil zu verschaffen, daß ihnen zu dieser liebenswürdigen Gesellschaft der Zutritt verstattet würde, die man für den Mittelpunkt eines guten Umgangs ansahe. Saint Evremont sagt von ihr:

Die weis und fröhliche Natur
Verband in Ninons edlem Herzen
Die Tugend mit der Wollust Scherzen,
Den Cato mit dem Epikur.

So ein Frauenzimmer mußte nothwendig in ihren Briefen unübertreflich seyn. Chateauneuf, ein Zeitverwandter von ihr, bekräftigt es in seinem Gespräche von der Musick der Alten; ob aber einige würklich bis auf unsre Zeit gekommen sind, daran ist zu zweifeln. Diese wenigstens, wovon wir dem Leser die Uebersetzung ankündigen, sind nichts als eine glückliche Erdichtung. Sie enthalten eine getreue Schilderey des menschlichen Herzens, ein moralisches System der Liebe, das wo es nicht allezeit genau, doch allezeit sinnreich ist. Der Plan des Verfassers nöthigte ihn verschiedne Wahrheiten zu sagen, die in dem Munde einer Mannsperson Beleidigungen gegen das schöne Geschlecht geworden wären. Er mußte sie also einem Frauenzimmer sagen lassen. Weil er aber auch zugleich verschiedne Sätze vorzubringen hatte, welche in dem Munde eines Frauenzimmers anstößig klingen konnten, so mußte er ein solches Frauenzimmer wählen, deren mehr männliche als weibliche Denkungsart durchgängig bekannt sey. Und diese konnte keine andere als Ninon seyn, welche mit Wahrheit von sich sagen konnte, daß sie sich durch Ueberlegung zu einer Mannsperson gemacht habe. Diese nun läßt der Verfasser dem jungen Marquis von Sevigne Lehren geben, welche gleich geschickt sind die bloß platonische Liebe lächerlich, und die bloß sinnliche Liebe verächtlich zu machen. Der Uebersetzer wagt eine Muthmaßung in Ansehung des Verfassers; er glaubt daß es der jüngre Hr. v. Crebillon sey. Ist er es nicht, so hat er doch durch seine Briefe gezeigt, daß er es seyn könnte. Wir wollen eine Muthmaßung in Ansehung des Uebersetzers wagen. Die Vergleichung der Vorrede mit verschiednen Stellen der jüngst angezeigten praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen lehrt uns, fast überzeugend, daß es Hr. Gellert sey. Ist er es nicht, so kan ihm wenigstens unser Verdacht keine Schande machen; und der wahre Verfasser wird leicht sehen, daß er der Innbegrif alles deßen ist, was wir gutes davon

ſagen können. Die wenigen Briefe der Babet, welche man zum Schluße findet, verdienen dieſe Geſellſchaft. Sind ſie weniger moraliſch, ſo ſind ſie dafür deſto unſtudirter; haben ſie weniger Witz, ſo haben ſie deſto mehr Gefühl. Beyde ſind von dem Ueberſetzer mit Vorreden begleitet, nach deren Schlage wir vor jeder Ueberſetzung eine zu finden wünſchten. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(15. May.) Nürnberg. Schauplatz der Natur oder Unterredungen von der Beſchaffenheit und den Abſichten der natürlichen Dinge, wodurch die Jugend zu weitern Nachforſchen aufgemuntert, und auf richtige Begriffe von der Allmacht und Weisheit Gottes geführet wird. Sechſter Theil, welcher dasjenige zu betrachten darſtellt was zum geſellſchaftlichen Leben der Menſchen gehöret. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Wien und Nürnberg bei P. Conrad Monath. 1751. Dieſer Theil beſtehet aus vierzehn Unterredungen, welche von dem Urſprunge der Geſellſchaft, von dem Eheſtande, von der Auferziehung der Kinder, von dem Unterſchiede der Stände, von der Ausrottung des Bettelns, von dem Geſinde, von den Lebensmitteln, von der Kleidung, und den dazu erforderlichen Stücken handeln. Man kann nicht leugnen, daß nicht viel nützliches darinne vorkomme, man muß aber auch geſtehen, daß es mit einer Art vorgetragen iſt, welche die Jugend angewöhnt überall mit unzulänglichen Begriffen, und mit dem halbigen Verſtändniſſe der Kunſtwörter zufrieden zu ſeyn. Das ganze Werk ſchickt ſich ſehr wohl in diejenigen Schulen, wo man Kinder gern auf einmal zu alles wiſſenden Männern machen will, und ihnen durch mittelmäßige Lehrer Sachen beyzubringen ſich rühmt, wozu ſie ohnmöglich einen genugſam ſtarken Verſtand haben können. Man weiß, daß der Abt Pluche der Verfaſſer iſt; wir wollen alſo nichts mehr hinzuſetzen als das Urtheil, welches ſeine Landsleute ſelbſt von ihm fellen. Mr. Pluche, heißt es an einem Orte, qui continue ſi intrepidement à copier des livres, pour etaler le ſpectacle de la Nature & qui ſ'eſt fait le *Charlatan des Ignorans* &c. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

Leipzig. Moraliſche Fabeln mit beygefügten Erklärungen einer jeden Fabel. Aus dem Däniſchen des Herrn Barons von Hollberg überſetzt durch J. A. S. K. D. C. Verlegts Franz Ch. Mumme Buchhändler in Kopenhagen. 1751. in 8t. 16 Bo-

gen. Diese Fabeln hat der berühmte Verfasser nur vor kurzen in seiner Muttersprache herausgegeben, und wir sind die Uebersetzung davon eben dem geschickten Manne, welcher uns das komische Heldengedichte, Peter Paars, deutsch geliefert hat, schuldig, nemlich dem Hrn. J. A. Scheibe, Königl. Dänischen Kapellmeister. Er wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir, was den Werth dieser Fabeln anbelangt, mit ihm nicht einer Meinung seyn können. Der Herr von Holberg gehört unter diejenigen Schriftsteller, welchen einige mit Recht wohlaufgenommene Werke das glückliche Vorurtheil verschaft haben, als ob alles, was aus ihrer beschäftigten Feder fließt, vortreflich seyn müße. Troz diesem Vorurtheile aber wagen wir zu sagen, daß seine Fabeln überhaupt erbärmlich, und unter allen zweyhundert und zwey und dreyßigen nicht zwey und dreyßig leidlich sind. Er hat sie in ungebundner Rede abgefaßt, welches wir weder billigen noch tadeln wollen. Die Wahrheit aber zu sagen, so trauen wir dem Hrn. Verfasser nicht einmal zu, daß er im Stande sey, den Versen diejenige reizende Einfalt zu geben, welche sie nothwendig haben müssen, wenn sie zum Vortrage der Fabeln geschickt seyn sollen. Wir wollen zur Probe ein Paar von den kleinsten hersetzen, woraus der Leser ohne uns schließen wird, daß der Herr von Holberg auf das höchste der dänische Stoppe ist. Die 185. Fabel heißt

Der Elephant und der Biber.

Ein Elephant und ein Biber sprachen einsmals von dem Lauf der Welt mit einander, sowohl in Ansehung der Thiere als der Menschen. Unter andern Dingen fragte der Biber den Elephanten, welche Herrlichkeit er sich am liebsten wünschen möchte, entweder Reichthum oder Weißheit? Der Elephant antwortete: Ich wollte mir wohl Weißheit wünschen, wenn ich nicht sähe, daß so viele weise Sollicitanten und studirte Leute mit niedergeschlagnen Köpfen in den Vorgemächern der Narren stünden.

Warum hat der Verfasser den Elephanten und den Biber zu dieser Fabel gewehlt? Warum nicht die Katze und den Hund, oder den Esel und das Pferd? Welche Wahrscheinlichkeit, daß der Elephant jemals in die Vorgemächer reicher Thoren gekommen ist?

Die 187. Fabel.

Von der Neherinn, die ihre Nehnadel verlor.

Eine Neherinn verlohr einsmals auf dem Felde eine Nehnad-

Dieſer Verluſt ging ihr ſehr zu Herzen. Sie ſagte, ſie wollte lieber zehn andre Nadeln, als dieſe einzige gemißt haben. Sie gab ſich darauf viele Mühe ſie wieder zu finden, aber vergebens, denn die Nadel blieb beſtändig unſichtbar. Aber indem ſie die verlorne Nadel ſuchte, fand ſie eine ächte Perl, für welche ſie mehr als eine Million Nehnadeln kaufen konnte ꝛc. ꝛc.

Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 5 Gr.

(18. May.) **Frankfurt.** **Vermiſchte Abhandlungen und Anmerkungen aus den Geſchichten, dem Staatsrechte, der Sittenlehre und den ſchönen Wiſſenſchaften.** ***Floriferis ut apes in ſaltibus omnia libant.*** **Frankf. und Leipzig in der Knoch- und Eßlingerſchen Buchhandlung. 1751. in 8t. 1 Alph. 12 Bogen.** Dieſe Abhandlungen ſind folgende: 1) Die Geſchichte und die letzten Stunden des engliſchen Grafen Jacobs von Derby, Herrn der Inſul Man. Dieſer Jacob von Derby war einer von denen, welche es auch zu den Zeiten eines Cromwells wagten, rechtſchaffen zu ſeyn. Dieſe Kühnheit koſtete ihm den Kopf; er glaubte aber, daß man die Ehre ein treuer Unterthan eines rechtmäßigen Königs zu heiſſen, nicht theuer genug erkauffen könne. Wie viele kennen dieſen Mann? Ein neuer Beweis, daß nicht alle berühmt geworden ſind, die es hätten werden ſollen. 2) Zuverläßige Nachrichten von dem Leben Peters Grafen von Holzapfel. Dieſer Held iſt in den Geſchichten des 30jährigen Krieges unter dem Namen Melander bekannt genug. In dieſem Aufſatze hat uns ihn aber der Verfaſſer mehr nach ſeinen häuslichen Umſtänden, aus ſeinen weitläuftigen hinterlaſſenen Briefſchaften, als auf der Seite des Feldherrn vorgeſtellt. Die Nachrichten ſind alſo deſto angenehmer, je unbekannter ſie bisher geweſen ſind. 3) Von etlichen in der güldnen Bulle unbrauchbaren Sachen. Vielleicht machen dieſe den größten Theil derſelben aus. Ein Schickſaal, welches ſie mit andern Reichsgeſetzen gemein hat. 4) Von den verführeriſchen und vielverſprechenden Titeln etlicher Bücher. Es ſind meiſtens Romane, von welchen der Verfaſſer hier redet. Er muß ein ziemlich erklärter Feind derſelben ſeyn, ſonſt würde er ſchwerlich von dem Kleveland, von dem Dechant von Killerine, von dem Joſeph Andrews ſo nachtheilig urtheilen. Es iſt zu viel, den Abt Prevot einen herumirrenden Mönch zu nennen. Es iſt ein Vorurtheil, von dem wir den Herrn Verfaſſer frey wünſchten; weil Herr Fielding ein Schauſpieler iſt, alſo muß er

nothwendig ein schlechter Lehrer seyn. 5) Von den großen Saufgläsern der Griechen und überhaupt von dem starken Trinken. 6) Versuch des Erweises, daß unsere Zeiten und Sitten besser als die vorigen sind. 7) Beweis, daß Cato von Utica als ein unüberwindlicher Weise gestorben ist. Dieser und der vorhergehende Satz sind aus derjenigen Zahl, welche man mit einem mittelmäßigen Witze auf alle Seiten drehen kann, so lange man Tugend und Laster noch an keinen untrüglichen Zeichen kennet, und, wie der Dichter spricht, ihre Grenze schwimmt und in einander fließt. 8) Wider die anatomischen Belustigungen des Herrn D. Delius in den Belustigungen des Verstandes und Witzes. Defendat quod quisque sentit; sunt enim judicia libera. *Cicero.* Wenn nicht jeder Stand etwas hätte, welches gewissen Gemüthern angenehm werden könnte, so würde es uns bald an Leuten fehlen, die sich zu gewissen Verrichtungen, die wir schmutzig, oder wann sie allzu schmutzig sind, unehrlich nennen, herablassen wolten. 9) Betrachtungen über die Heuchler und die Heucheley. Wenn man des Verfassers Erklärung eines Heuchlers annimmt, so hat er vollkommen recht. Allein nach dieser Erklärung halten wir die Heuchler vor eben so unmöglich, als die Gottesleugner. Die Betschwester des Herrn Gellerts verdient aus einem ganz andern Gesichtspunkte angesehn zu werden. Gegen den Verfasser der Epitres diverses ist er vielleicht auch zu scharf; ob er gleich darinne Recht hat, daß es unter den Jesuiten eben sowohl redliche und fromme Leute geben könne, als es möglich ist, daß sich in dem schlechten und rauhen W . . . ein Belesprit hat finden können. Wir bieten den Jesuiten Trotz, sich auf diese Vertheidigung etwas einzubilden. 10) Hundert vermischte Anmerkungen. Die meisten davon sind lesenswürdig. In einer davon sagt er, daß der Französische Uebersetzer der Hallerschen Gedichte ein Bremischer Edelmann, Herr von Tscharner, sey. Der Fortsetzung dieser Sammlung, welche in der Vorrede versprochen wird, kann man nicht anders als mit Vergnügen entgegen sehen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

(22. May.) Lieder (bey welchen man gähnen wird) 3. Bey Victorius Bößiegel 1751. in 4t. auf 5 Bogen. Wir halten diesen Zusatz für nöthig, damit man sie gleich bey dem ersten Anblicke von gewissen andern Liedern unterscheide, welche vor einiger Zeit herauskamen, und jetzo in eben so vieler Gedächtniß als Händen sind. Sie sind theils mit Reimen, theils ohne Reime, überall aber bleibt Hr. 3

sich selbst gleich; kalt, kindisch, gemein. Anstatt den Leser mit einer Probe davon zu martern, wollen wir die Verwünschung des Dichters wiederholen.

Die Väter dieser Liederbrut,
Die Affen deines Gleims, gerechte Göttinn, strafe.
Es fühl ihr Herz der Liebe Glut,
Ihr Mädgen les alsdann ihr frostig Lob und schlafe.
Nie werde deren Lieds gedacht
Bey sanftem Saitenspiel, im Munde kluger Schönen,
Noch wo der junge Bacchus lacht,
Wann ihn die Grazien mit frohen Rosen krönen.

Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

(10. Jun.) Leipzig. Allgemeines Gelehrten Lexicon ꝛc. Dritter Theil. M—R. herausgegeben von Chr. Gottlieb Jöcher, der H. Schrift Doctore, und der Geschichte öffentlichen Lehrer in Leipzig. In Gleditschens Buchhandlung. 1751. Es ist unnöthig ein Werk zu loben, welches sich auf den meisten Studierstuben unentbehrlich macht. Wir freuen uns über den ungehinderten Fortgang desselben, wir würden aber zu sehr unwissenden Schmeichlern werden, wenn wir nicht gestünden, daß die billige Erwartung des Publici einen großen Abfall dabey leide. Zwar ist es wahr, ein Gelehrtenlexicon ohne alle Fehler verlangen, heißt sich einer unmöglichen Forderung schuldig machen, auch alsdann, wann anstatt eines Jöchers deren zehne daran arbeiteten. Es giebt aber doch gewisse Arten von Fehlern, von welchen man es, ohne eine Unbilligkeit zu begehen, durchaus frey zu seyn begehren kann. Unser Vorgeben zu rechtfertigen wollen wir einige aus diesem Theile anführen. z. E. „George Makenzie ein Schottländer im vorigen Jahrhunderte ꝛc. schrieb Lives and Characters of the most eminent Writers of the Scots Nation in 3 Folianten, welche aber erst 1708 zu Edimburg herausgekommen sind.“ Dieses hat seine Richtigkeit; allein wie hat man so unachtsam seyn können den gleich folgenden Artickel stehen zu lassen, der eben diesen George Makenzie zu einem Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts macht, welcher 1708 und 1711 die Leben der gelehrten Schottländer herausgegeben haben soll? Er muß ganz und gar ausgestrichen werden. Eben so eine wunderliche Verdopplung ist mit dem Mallet, welcher wider die französische Uebersetzung des neuen Testaments, die zu Mons heraus kam, schrieb, vorgegangen. Einmal heißt er Carl

und gleich drauf Peter. Der wahre Carl Mallet aber, ein Ciſtercienſermönch, welcher 1658 ſtarb und ſich durch ſein Werk de Hierarchia & iure eccleſiæ militantis bekannt gemacht hat, iſt gar weggeblieben. Ueberhaupt iſt kein einziger Artickel von den 5 Mallets richtig. Franciſcus Maſſaria hat Anmerkungen über das 9te Buch der natürlichen Geſchichte des Plinius geſchrieben, welche 1538 (nicht 1537) zu Baſel bey Frobenio herausgekommen ſind. Eben dieſe Anmerkungen werden in dem gleich folgenden Artickel dem Hieronymus Maſſaria zugeſchrieben. Hätten dergleichen Fehler wenigſtens nicht dem Corrector ſollen in die Augen fallen? Was hilft denn die vollſtändigſte Anführung der Schriften jedes Gelehrten, wenn ſie bey Homonymis unzähligmal verwechſelt werden? Hier iſt nicht der Ort uns weiter einzulaſſen, ob es gleich ohne Mühe geſchehen könnte. Wir wollen nur noch erinnern, daß es uns ein ſehr geringes Verdienſt zu ſeyn ſcheint, die Leben der Gelehrten aus ſchon bekannten Biographis und Wörterbüchern zuſammen zu ſchreiben, wenn man es mit keiner prüfenden Genauigkeit thut. Beſonders müſſen wir die Leſer vor dasjenige warnen, was man aus dem allgemeinen hiſtoriſchen Lexico gezogen hat. Faſt jeder Artickel welcher ſich mit einem H L ſchließt

hic niger eſt, hunc tu, Romane, caveto!

Was ſollen wir aber von denen ſagen, wobey gar kein Wehrmann ſteht? Dieſe ſind größtenheils noch ſchlechter. Auch von den bekannteſten Männern weiß man nichts zu ſagen; z. E. der berühmte Rector der Schule zu Delft, Thomas Munker heißt ein Criticus zu Leiden und Amſterdam, welcher zwiſchen 1670 und 1680 florirte. Wann ſich jemand etwa wundern ſollte, wie aus einem mäßigen Bande in groß Octav vier ziemliche Quartanten werden können, dem wollen wir das ganze Geheimniß entdecken. In dieſer Ausgabe iſt erſtlich eine Schrift genommen worden, welche das, was man vorher auf 4 Seiten geleſen hat, auf einen ganzen Bogen bringt; zweitens ſind die Büchertittel, obgleich weder ganz noch halb, dazu gekommen; drittens hat man eine unzählige Menge der allerdunkelſten Männer mit hineingebracht, von welchen man ohngefehr etwas in den Bücherverzeichniſſen, wenn es auch nur eine Predigt oder Diſputation ſeyn ſolte, gefunden hat. Man urtheile alſo, ob es nicht beſſer geweſen wäre, wenn man ein ſo brauchbares Buch in ſeiner alten Form gelaſſen hätte, und nur dahin bedacht geweſen wäre, es von den anſtößigen Fehlern zu be-

freyen, anstatt daß man durch unnöthige Vermehrungen ganze Legionen von neuen Fehlern hineingebracht hat. Kostet in den Voßischen Buchhandlungen 4 Thlr.

(12. Jun.) Frankfurt und Leipzig. Belustigungen auf dem Lande, bey Hofe und in der Stadt; worinne verschiedne so wohl angenehme als auch andre geheime historische Nachrichten enthalten. Aus dem Französischen übersetzt. In der Knoch- und Eßlingerschen Buchhandlung. 1751. in 8t. 1 Alph. 4 Bogen. Diese Sammlung kleiner Geschichten, wo Erdichtung und Wahrheit mehr auf eine ergötzende als unterrichtende Art vermischt ist, enthält folgende Stücke, welche sich meistentheils müßige Frauenzimmer bey Hofe, auf dem Lande und in der Stadt vorlesen oder erzählen. 1) Die thörigte Klugheit, 2) der stumme Plauderer, 3) die gezwungene Sympathie oder der doppelte Tausch, 4) Melchu-Kina, 5) Achmet Geduc, 6) Saladin, 7) Robert von Artois, 8) Socrates, 9) Gabrini, 10) Scanderberg, 11) Elisabeth von Anjouleme Königin von Engelland und Gräfin von der Mark. Den Werth von jeder dieser Erzählungen mögen diejenigen bestimmen, welche Zeit haben sie alle zu lesen. Wir haben die beyden ersten durchlaufen. Die thörigte Klugheit ist erbärmlich. Der stumme Plauderer ist artig, und enthält einen Stoff, welcher sich unter gehörigen Veränderungen auf dem Theater vortreflich ausnehmen würde, besonders wenn man Schauspieler beschäftigen wollte, welche das stumme Spiel in ihrer Gewalt haben. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(19. Jun.) Frankfurt und Leipzig. Des Herrn von L** moralische Gedichte herausgegeben von Naumann. Bey Daniel Christian Hechtel. 1751. in 8t. 15 Bogen. Da man jetzo so geschäftig ist, die geringsten Kleinigkeiten, welche aus der Feder des Herrn von Loen geflossen sind, zu sammeln und der Welt mitzutheilen, so wäre es nicht halb recht gewesen, wenn man uns diese Gedichte länger vorenthalten hätte. Wir glauben, daß sie Beyfall finden werden. Der Hr. Herausgeber bestimmt ihren Werth in seiner Vorrede. Wir sind aber versichert, daß er ihn etwas anders würde bestimmet haben, wenn er nicht der Herausgeber wäre. Er zeigt in eben dieser Vorrede, worinne er die Vergleichung der Dichtkunst und Mahlerey des Herrn Breitingers glücklich fortsetzt, zu viel Einsicht in das Innere der Poesie, als daß man nicht glauben solle, er habe in einigen Stellen mehr

sagen wollen, was ein Kenner in den Gedichten des Hrrn von L** suchen, nicht aber was er finden werde. Sie bestehen aus zwey langen Gedichten, welche Damons Landlust und Damons Unlust überschrieben sind, aus Erzählungen, aus Cantaten und einigen kleinen theils übersetzten, theils eignen französischen und deutschen Stücken. Hier ist eines von der letztern Art:

Die glücklichsten Neigungen.

Ein stets vergnügter Muth, ein immer gleicher Freund;
Die Weisheit die nicht schreckt, wann sie erhaben scheint;
Ein Buch das mich ergötzt, indem es unterrichtet;
Was schönes das mich reitzt, doch weiter nicht verpflichtet;
Feld, Mahlerey, Musick, ein wohlberittnes Pferd;
Wer mehrers noch verlangt, der ist nicht dieses werth.

Der prosaische Aufsatz, welcher unter den Erzählungen steht, das Glück und die Tugend ist schön, und wird vielleicht bey manchen den Einfall erwecken, daß der Herr von Loen in seiner Prose poetischer ist als in seiner Poesie. Gleichwohl müssen wir gestehen, daß auch diese auf einer Seite mehr Schönheiten hat, als in manchen sogenannten auserlesenen deutschen Gedichten auf ganzen 24 Bogen nicht aufzutreiben sind. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(22. Jun.) Cölln. Das Lob der noch lebenden unbekannten Schriftsteller in den berühmtesten Gegenden von Westphalen: aus bewährten und unumstöslichen Urkunden zusammen gezogen und aufgesetzt von einem Landmanne und patriotischen Verehrer ihrer großen Verdienste B. G. R. *Sunt aliquid manes, letkum non omnia finit. Prop.* Bey Peter Hammer. 1751. in 4to. auf 6¼ Bogen. Man darf der scharfsichtigste nicht seyn, den in einen Lobredner verkleideten Satyr zu erkennen. Jener Dichter, welchen die deutschen Musen nie aufhören werden von den französischen zurück zu fodern, ging vielleicht in seinem Eifer zu weit, wann er von seinen Landsleuten sagte: Geh, o Schwift, aus Dublin, durchstreiche noch einmal die Fluthen, und komm und mahle uns mit kühnem Pinsel unsere Yahoos, diese Machinen, leer des natürlichen Triebs, voller Eigensinn, welche den Menschen gleichen und von ihnen nichts als die Laster haben. Hier sind die Yahoos, die ungeheuren Zusammensetzungen sich widersprechender Fehler, dumme Verschwender, unverschämt aus Stolz,

aus Niederträchtigkeit furchtsam ꝛc. Wenn es wahr ist, daß die Tugend in wilden Herzen und bey einem ungeübten Verstande wohnen kann, so ist vielleicht der moralische Charakter der Westphäler im Grunde besser als der Charakter der gesittetesten Völker. Nur zu ofte sieht der witzige Kopf den Mangel des Witzes und der Artigkeit für den Mangel der Tugend an, er, der nicht selten den gesellschaftlichen Lastern diesen Namen beylegt. Von dieser Uebereilung ist Herr K. weit entfernt. Er tadelt an den Westphälern nichts als ihren ungeheuren Geschmack in den schönen Wissenschaften. Er hat sogar die Billigkeit ihnen den Ruhm nicht streitig zu machen, Männer unter sich gehabt zu haben, welche in den ernsthaften Theilen der Gelehrsamkeit stark gewesen sind; wann es anders bey ihm eine Billigkeit zu nennen ist, da er sich selbst für einen Westphäler ausgiebt. Man wird an seinem ganzen Aufsatze, wie wir hoffen, nichts zu erinnern finden, als dieses: erstlich, daß seine Satyre für seine Landsleute, nach der Einsicht, welche er selbst ihnen beylegt, zu fein ist; zweytens, daß alle die Verfasser welche er anführt unter der Satyre sind. Ein elender geistlicher Redner, ein abgeschmackter Polemicus, ein Reimschmid welcher nichts als elende Hochzeitlieder, oder chrienmäßige Traueroden, voller schönen Sterbegedanken, die einen ehrlichen Mann zur Verzweiflung bringen können, der Welt vorlehrt, werden allzusehr geehrt, wenn man sich förmlich mit ihrem Tadel abgiebt. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

(29. Jun.) Ulm. Erste Anfangsgründe der philosophischen Geschichte, als ein Auszug seiner grössern Werke herausgegeben von Jacob Brucker. Zweyte Ausgabe. Bey Daniel Bartholomäi und Sohn. in 8t. 1 Alph. 15 Bog. Diese Anfangsgründe kamen das erstemal im Jahr 1736 heraus, als der Herr Verfasser die kurzen Fragen aus der philosophischen Historie geendiget hatte. Seine Absicht war den Anfängern an diesem, in dem Cirkel der Wissenschaften unentbehrlichen, Theile einen Geschmack beyzubringen, und sie zu den Fragen selbst vorzubereiten. Die Ausarbeitung des grössern lateinischen Werks aber hat ihm in der Folge Gelegenheit gegeben die Lücken und Unzulänglichkeiten dieses Auszuges, besser als jeder andre, wahrzunehmen. Er hat also in dieser neuen Auflage, nicht geringe Veränderungen gemacht; er hat ganz neue Hauptstücke, zum Exempel von der orientalischen Philosophie, von den Schicksalen der griechischen

Philosophie ausser Griechenland und andre, eingeschaltet; er hat die Vorstellungen der Lehrsätze ergänzt, und ihren Zusammenhang deutlicher vor Augen gelegt, als worauf in der Geschichte der Weltweisheit offenbar das Hauptwerk beruhet. Uebrigens ist die Eintheilung des Werks selbst so eingerichtet worden, daß sie mit dem lateinischen Werke übereintrift. Unsre Anpreisung wird sehr unnöthig seyn. Wenn es aber wahr ist, daß niemand in einer Wissenschaft ein gründliches Compendium abfassen kann, als der, welcher diese Wissenschaft in dem weitläuftigsten Umfange übersieht, so muß das gegenwärtige gewiß das gründlichste seyn. Ohne die Geschichte bleibt man ein unerfahrnes Kind. Und ohne die Geschichte der Weltweisheit insbesondere, welche nichts als die Geschichte des Irrthums und der Wahrheit ist, wird man die Stärke des menschlichen Verstandes nimmermehr schätzen lernen; man wird ewig ein aufgeblasner Sophiste bleiben, der, in seine Grillen verliebt, der Gewißheit im Schosse zu sitzen glaubt; man wird stündlich der Gefahr ausgesetzt seyn von unwissenden Pralern hintergangen zu werden, welche nicht selten das neue Entdeckungen nennen, was man schon vor etlichen tausend Jahren gewußt und geglaubt hat ꝛc. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(20. Jul.) Frankfurt am Mayn. Empfindungen für die Tugend in satyrischen Gedichten von C. N. Naumann. Verlegts D. Ch. Hechtel. 1752. Es ist zu wenig, wenn man Schriften, welche lächerliche freye Handlungen der Menschen als lächerliche schildern, unter gewissen Umständen erlaubte Schriften nennet. Man muß sie unter die nützlichsten zählen, welche oft mehr als eine mit Fluch und Hölle beläßtigte Predigt das Reich der Tugend erweitern. Man weiß daß die Meister derselben verschiedne Wege gegangen sind. Man weiß worinne die Satyren eines Horaz von den Satyren eines Juvenals und Persius unterschieden sind. Man weiß daß allzu strenge Kunstrichter, welche sich vielleicht zu genau an willkürliche Erklärungen gebunden haben, den letztern den Namen der Satyrenschreiber absprechen. Sie donnern anstatt zu spotten. Sie führen Laster auf anstatt Ungereimtheiten. Sie machen mehr verhaßt als beschämt. Ihr Lachen ist voller Galle; ihre Scherze sind Gift. Herr Naumann selbst giebt uns das Recht, ihn unter die Nachfolger dieser allzu ernsthaften Rächer der Tugend zu setzen. Was sind seine Empfindungen für die Tugend anders als das, was sein Muster indignatio nennet? Diese al-

lein würde ihn zu einem Dichter gemacht haben, wenn er es nicht wäre. Wir wünschten also, daß er ein einziges Wort auf dem Titel geändert, und anstatt in satyrischen Gedichten gesetzt hätte in Straffgedichten. Es sind deren nicht mehr als zwey. Die erste beschreibt eine wollüstige und verderbte Stadt, und ist voller wohlgetroffnen Bilder, welche aber alle mehr die häßlichen als lächerlichen Seiten vorstellen. Die zweyte ist wider die Weichlichkeit der Sitten. Aus dem Anfange mag man auf den Rest schliessen.

Komm wieder Juvenal und straffe diese Stadt,
Die dein verhurtes Rom längst übertroffen hat,
Und greif die Thoren an, der Republik Geschwähre,
Und zürn und mach auf sie die feurigste Satyre.

Aus der ersten wollen wir noch folgende Stelle, in welcher ein besondres Feuer herrscht, hersetzen.

Wo wohnt Religion? Wo sind ich Menschenliebe?
Wer hört den Unsinn nicht auf Kaffehäusern schreyn,
Wo jeder Wüstling glaubt ein Edelmann zu seyn;
Wo Knaben ohne Bart sich frech zusammen rotten
Mit jungem Teufelswitz Gott und der Schrift zu spotten.
Hier, wo der Atheist, der ludermäßig starb,
Beym schöngeputzten Schöps noch Beyfall sich erwarb;
Daß einst sein Flattergeist auch in der Luft verschwände
Wünscht er aus Dummheit sich und kloppet in die Hände;
Und ruft, daß es sogar die Strasse hören kann;
Fürwahr ein großer Geist! fürwahr ein braver Mann!

Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr. 6 Pf.

(22. Jul.) Königsberg. M. Friedrich Samuel Bocks, Predigers bey dem Königl. Preuss. von Schorlemerschen Regiment Dragoner, erbauliche Reden an die Gemeine zu Befestigung der Wahrheit und Beförderung der Gottseligkeit. Verlegts Joh. Heinr. Hartung. 1751. in 8t. 1 Alph. 7 Bogen. Ein sehr schlechter geistlicher Redner ist in unsern Tagen bey nahe eben so selten, als ein vollkommner. Der philosophische Geist, welcher seit geraumer Zeit auch in die Lehrbücher der Gottesgelehrten eine gewisse Klarheit und Genauigkeit gebracht zu haben scheinet; die bestimmtere und reinere Sprache; die gesundern Begriffe von der wahren Beredsamkeit, welche alle nach und nach gemeiner werden, können auch den

mittelmäßigſten Kopf, wo nicht zu einem Moßheim, doch zu einem Manne machen, den man ohne Verdruß eine Stunde ſchon anhören kann. Wann er noch über dieſes die Klugheit beſitzt, diejenigen Stücke der Religion in ſeinem Vortrage zu übergehen, welche mehr als gemeine Einſichten und eine unzuermüdende Scharfſinnigkeit erfodern, ſo wird ihn der Pöbel bald für einen großen Geiſt zu halten anfangen; weil der Pöbel alle für groß hält, welche ihre Schwächen ſeinen Augen zu verſtecken wiſſen. Die in dieſer Samlung enthaltnen ſechs Reden haben folgende Aufſchriften. ꝛc. Der Herr Feldprediger entſchuldiget in der Vorrede die Länge ſeiner Reden, nach welcher ſie ſchwerlich ſo können ſeyn gehalten worden, als man ſie hier lieſet. Wir wollten wünſchen, daß er ſich wie Martial hätte entſchuldigen können: **dasjenige iſt nicht zu lang, was nicht kürzer ſeyn kann.** Dem ohngeachtet glauben wir, daß bey einer Menge Leſer dieſe Reden in der That erbaulich ſeyn werden. Sie koſten in den Voßiſchen Buchhandlungen hier und in Potsdam 8 Gr.

(24. Jul.) **Königsberg.** Die gute Sache der in der heiligen Schrift alten und neuen Teſtaments enthaltnen göttlichen Offenbarung, wider die Feinde derſelben erwieſen und gerettet von Theodor Chriſtoph Lilienthal, der h. Schrift Doct. und ordentl. Lehrer auf der Königsbergiſchen Univerſität ꝛc. Zweyter Theil, bey Joh. Heinr. Hartung. 1751. in 8t. 1 Alph. 9 Bogen. Dieſer ganze zweyte Theil beſtrebt ſich die Weiſſagungen zu retten, welche in dem alten Teſtamente von Chriſto geſchehen ſind. Die vornehmſten Gegner, mit welchen der Herr Doctor zu thun hat, ſind Schmidt, Collins und Parvish. Der erſtere ſoll in ſeiner freyen Ueberſetzung der fünf Bücher Moſis, die darinnen vorkommenden Weiſſagungen verfälſcht haben. Der andre hat in ſeinen bekannten Schriften alle buchſtäblichen Weiſſagungen geleugnet, und zu beweiſen geglaubt, daß ihre vermeinte Erfüllung bloß auf einer verblümten Deutung derſelben beruhe. Der letztere hat einem Judianer, den er in ſeiner Unterſuchung der jüdiſchen und chriſtlichen Religion einführte, Reden in den Mund gelegt, welche die gewöhnlichen Erklärungen der Weiſſagungen von Chriſto und ſeinem Reiche beſtreiten. Der Herr Verfaſſer will überall zeigen, daß die Waffen dieſer Feinde der Offenbarung nicht neu ſind. Sie entlehnen dieſelben, ſpricht er, theils von den Juden, theils pflügen ſie mit Hugonis Grotii Kalbe. Dieſes

ist eben so richtig, als wenn man sagen wollte, die Widerlegungen des Herrn Doctors wären nicht neu, sondern er habe größtentheils mit Calovii Kalbe gepflügt. Wir glauben, es sey nichts widersprechendes, daß einer eben das sieht, was ein andrer gesehen hat, und hier ist überhaupt nicht die Frage, ob die Einwürffe eines Collins neu, sondern ob sie wahr sind? Das Gegentheil von den letztern hat der Herr Doctor Lilienthal auf eine gelehrte Art bewiesen; und es kann gleich viel seyn, ob er seine Beweise als der erste erfunden, oder als der zwölfte wiederholt hat. In der Streitsache über die Weissagungen des Alten Testaments auf Christum ist wenigstens so viel gewiß, daß man besser thut, wenn man die Anzahl derselben verringert, als wenn man sie vermehrt, weil in dem letztern Falle diejenigen, an deren Gewißheit man nicht zweifeln kann, durch die Nachbarschaft mit nicht wenigen andern, deren Falschheit nur allzu klar ist, ein verdächtiges Ansehen bekommen. Dieser zweyte Theil kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(29. Jul.) **Ulm.** Herrn Franz Salignac de la Motte Fenelon, Erzbischofs zu Cämmerich, Kunst glücklich zu regieren; mit nützlichen zur klugen Einrichtung und Verwaltung eines Staats. 1751. Auf Kosten Joh. Friedrich Gaums. In 8t. 8 Bogen. Diesen Aufsatz hat Fenelon zum Gebrauch des damaligen vermuthlichen französischen Thronfolgers, des Herzogs von Bourgogne, dessen Unterweisung ihm anvertrauet war, verfertigt. Er besteht aus sieben und dreyßig Prüfungen, wovon jede einen Punkt abhandelt, welcher einen nothwendigen Einfluß auf das Wohl des Staats hat. In der ersten, zum Exempel, fragt er seinen Durchlauchtigen Schüler: Habt ihr auch eine hinlängliche Erkenntniß von allen Wahrheiten der christlichen Lehre? In der zweyten: Seyd ihr noch niemalen auf die Gedanken gerathen, daß die heilige Schrift nicht sowohl den Königen, als den Unterthanen zur Regel und Vorschrift ihrer Handlungen diene? In der dritten: Habt ihr nicht unter euren Rathgebern diejenigen besonders vorgezogen, welche am allerbesten sich euern ehrgeitzigen, eiteln, hoffärtigen, wollüstigen und schädlichen Absichten zu fügen gewußt? Aus diesem wenigen wird man leicht schliessen, daß diese Schrift eher heissen sollte: Die Kunst untadelhaft zu regieren, als die Kunst glücklich zu regieren. Man darf die Geschichte nur oben hin durchlaufen haben, um von der Wahrheit überzeugt zu seyn, daß die besten Kö-

nige selten die glücklichsten, und die glücklichsten noch seltner die besten gewesen sind. So nahe Fenelon auch dem Ruder des Staats war, so wenig merkt man es doch aus seinen Vorschriften, welche nichts deutlicher zeigen, als daß von der eigentlichen Kunst zu regieren keine können gegeben werden. Alles, was Fenelon hier sagt, würde ein jeder Schullehrer von gutem Verstande auch haben sagen können. Es sind lauter allgemeine Sätze, welche aus einem Prinzen zur Noth einen ehrlichen und vorsichtigen Mann, nichts weniger aber als einen großen König machen können. Die deutsche Uebersetzung ist leidlich, nur verräth sie hin und wieder ihren Geburtsort. Der Uebersetzer nennet sich in der Zueignungsschrift T. E. Gerhardi. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

(3. Aug.) Altenburg. Falschheit der neuen Propheten. Erstes und zweytes Stück. Bey Paul Richtern, 1751. in 8t. 16 Bogen. Dieses ist der glückliche Anfang einer Arbeit, die man mit Vergnügen lesen wird. In dem ersten Stücke handelt der Verfasser anfangs überhaupt von der Thorheit, in die Nacht der Zukunft dringen zu wollen. Er macht sich hierauf an die Muthmassungen, zu welchen die Whistonischen Lehrsätze von den Kometen seit einiger Zeit Gelegenheit gegeben haben. Es ist uns leid, daß Heyn und Kindermann in eine Klasse gekommen sind. Auf diese folgen verschiedne neue Ausleger der Offenbarung, und einige drohende Verkündiger des jüngsten Tages. Bald waren es die Pluderhosen, bald die bloßen Brüste, bald die Freymäurer, welche sichre Zeichen seiner Annäherung seyn sollten. Von diesen schwermüthigen Träumen kömmt der Verfasser auf die Cabbala, auf die Coffeeschale, auf den europäischen Staatswahrsager. In dem zweyten Stücke werden die prophetischen Denksprüche von der Folge der römischen Päbste, die man gemeiniglich dem armaghanischen Erzbischoffe Malachia zueignet, die Prophezeyungen von der Folge der Könige in Spanien, welche der Abt Archimbaud bekannt gemacht hat, und einige andre weitläuftig untersucht. Wir wünschen in den folgenden Stücken gleich gründliche Untersuchungen zum Exempel der Vorherverkündigungen des Nostradamus, des Merlins und besonders des Grebners, welcher zu seiner Zeit viel Aufsehens in England machte, zu sehen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(5. Aug.) Constantinopel. Unter diesem Orte sieht man seit

kurzen *Le Couſin de Mahomet*, in zwey Theilen in 12. wovon der erſte 204 Seiten und der zweyte 247 Seiten ſtark iſt. Der Titel kündigt einen Roman an, auch ohne unſer Erinnern. Er enthält die Abentheuer eines Franzoſen, welcher ſehr jung aus ſeinem Vaterlande nach Conſtantinopel floh, aus Unerfahrenheit Sklave ward, und in ſeiner Sklaverey gemeiniglich ſeinen Frauen redlicher als ſeinen Herren diente. Sein gutes Glück verhalf ihm zu manchen tauſend Schlägen, unter welchen jeder andre, als ein Romanenheld, würde haben erliegen müſſen. Doch was ſind dieſe und alle die Lebensgefahren, in welchen er geweſen iſt, gegen die Ehre in die Schwägerſchaft des Mahomets gekommen zu ſeyn? Aus dieſer muß man den Tittel erklären. Ohne zu unterſuchen, ob die Tugend dieſes Werk, ohne zu erröthen, leſen könne, müſſen wir geſtehen, daß der Verfaſſer eine beſondre Geſchicklichkeit beſitzt von allen Sachen die lächerliche Seite zu entdecken, und ſeinen Gedanken durch einen kurzen und ſinnreichen Ausdruck den gehörigen Schwung zu geben. Die beygefügten Noten können dieſen Roman ſogar einigermaſſen nützlich machen, weil man darinne häufige Erklärungen verſchiedner türkiſchen Gebräuche findet, welche allerdings aus eigner Erfahrung aufgeſetzt zu ſeyn ſcheinen. Der Franzoſe leuchtet überall hervor, und wer weiß ob alle von ſeiner Nation, welche jemals in türkſcher Gefangenſchaft geweſen ſind, ſo viel Gunſtbezeugungen von mahometaniſchen Schönen erhalten haben, als er auf ſeine eigne Rechnung ſchreibet. Wenn ein frommer Muſelmann ihn leſen ſollte, er würde auf allen Seiten ausruffen müſſen: welche Gotteslästerungen! Und dieſe Gotteslästerungen ſind es gleichwohl, welche manchen ehrlichen Chriſten ergötzen werden. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

(12. Aug.) Hamburg. Horaz. Bey Johann Carl Bohn. 1751. in groß 4t. auf 2 Bogen. Dieſes Gedichte beſchreibt die Anmuth des Landlebens und den Horaz als den würdigſten Genieſſer deſſelben. Deutſchland kennt ihn ungenannt, ihn

cui liquidam pater
Vocem cum cithara dedit - - -
Qui perſæpe cava teſtudine flevit amorem,
- - elaboratum ad pedem.

Nach dem Beyſpiel des Horaz rührt er nicht immer entzückende Saiten, und tönet Lieder darin, welche jene mens divinior belebt. Die-

ses, und die meisten seiner moralischen Gedichte, sind solche, welche sein Muster sermoni propiora nennt. Starke Gedanken, wohlgetroffene Bilder, Ausdrücke quos reddidit junctura novos verrathen überall den Dichter, welcher sich zwinget, anstatt seines ganzen Feuers, nur Funken sehen zu lassen. Wir wollen nichts mehr davon sagen, und uns begnügen folgende vortrefliche Stelle herzusetzen.

Arell, der Filz, des Wuchers blasser Knecht
Zieht auf das Land, vergnügt sich; aber schlecht.
So wie ein Sclav, den Furcht und Kette lähmen,
Mehr kriecht, als geht, wann wir sie von ihm nehmen.
Was sichtbar ist, sey nur dem Pöbel schön!
Die Geisterwelt entzücket den Menen.
Wie Democrit, vertieft er sich in Träume,
Sitzt in dem Wald, und sucht im Walde Bäume.
Rasidien, der Comus unsrer Zeit,
Rollt durch das Thor in stolzer Herrlichkeit,
Erreicht sein Gut, mit neun und zwanzig Gästen,
Wie in der Stadt sich Stundenlang zu mästen.
Es eilt Quadrat, er, seines Roms Tribun,
Zu Gärten hin, wie seine Nachbarn thun.
Der Blüthen Duft, der Blumen Reitz zu fühlen?
Nein: ungestört, und vortheilhaft zu spielen.
Hephästion verläßt die Majestät,
Besucht sein Lehn, wo er das Schloß erhöht,
Guckt in sein Feld; das Feld ergötzt ihn wenig.
Allein warum? Dort sieht er keinen König.

Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(17. Aug.) Stuttgard. Oden, Lieder und Erzehlungen verlegts Johann Christoph Erhard. 1751. in 8t. 11 Bogen. Die in dieser Sammlung befindlichen Poesien sind theils ohne, theils mit Reimen. Die Reime für ein nothwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gothischen Geschmack verrathen. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vortheilhafte Schönheit seyn können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedienet haben, heißt das Beyspiel der Alten mißbrauchen. Man lasse einem Dichter

die Freyheit. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstickt, so reime er. Verlieret sich die Hitze seines Geistes während der Ausarbeitung, so reime er nicht. Es giebt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß sie sich der mühsamen Kunst unterwerffen sollten, und diese offendit limae labor & mora. Ihre Werke sind Ausbrüche des sie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coercuit. Es giebt andre, welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzuviel Demokrite jetziger Zeit Helicone excludunt. Sie wissen sich nicht in den Grad der Begeisterung zu setzen, welcher jenen eigen ist, sie wissen sich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem sie einmal sind. Durch Genauigkeit und immer gleiche mäßige Lebhaftigkeit ersetzen sie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche nichts als eine unfruchtbare Bewunderung erwecken. Es ist schwer zu sagen, welche den Vorzug verdienen. Sie sind beyde groß, und beyde unterscheiden sich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung noch die abgeschaften Reime eine Gelegenheit desto feuriger zu bleiben, sind. In welche Klasse der Verfasser der angeführten Oden, Lieder und Erzehlungen gehöre, mag man aus diesen kleinen Proben errathen.

An die Unzufriedne.

Seine Mutter bat der Mond
Um ein Kleid, das ihm gut stünde,
Doch die Mutter sprach zum Kinde:
Bist du nicht bald groß und rund,
Bald auch klein und rauch von Ecken,
Welches Kleid wird dich gut decken?

* * *

Das Herz des Menschen ist bald groß, bald klein,
Und nie wird es beständig seyn.
Gott kann ihn durch kein Schicksal kleiden lassen.
Nie wird sein Zustand auf ihn passen.

Wein und Liebe.

Unterm Spiel der Liebe
Dacht ich an das Kelchglas,
Und ich trank das Kelchglas.
Unterm Lerm der Gläser

Dacht ich an die Liebe,
Und ich folgt' der Liebe.
Unterm Aktenleſen
Kamen mir Gedanken
Von dem Wein und Liebe;
Und ich ließ die Akten
Um den Wein und Liebe.
Doch als unterm Beten
Mich vom Wein und Liebe
Der Gedanke ſtörte;
Sagt ich zum Gedanken:
Nein; du ſollſt ſterben.

Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 5 Gr.

(19. Aug.) Heilbronn. George Bernhardt Schwarzens, von Beutelſpach aus dem Herzogthum Würtemberg, Hochfürſtl. Herrenkiefers zu Münſter bey Canſtadt, Reiſe in Oſtindien, worinne mancherley Merkwürdigkeiten, beſonders aber die anno 1740 in ſeiner Anweſenheit zu Batavia vorgefallene Rebellion der Chineſen, und derſelben darauf erfolgte groſſe Maſſacre umſtändlich und aufrichtig beſchrieben worden. Bey Franz Joſeph Eckebrecht. 1751. in Octav. 8½ Bogen. Der Verfaſſer hat ſeine Reiſebeſchreibung für ſeines gleichen aufgeſetzt, das iſt für ſolche Leute, welche eben ſo unwiſſend ſich an die Leſung derſelben machen wollen, als er ſich auf die Reiſe ſelbſt gemacht hat. Er hat ſich die Aufſätze eines Barchewitz, Paradies, Langhans, Kühns und anderer Handwerksleute zum Muſter genommen; denn es iſt eine Thorheit ſich nicht gleich das vortreflichſte in jeder Art zur Nachahmung vorzuſtellen. Es wäre ein Wunder, wenn ein Kieffer, welcher aus Verzweiflung als Soldate nach Oſtindien geht, und in Oſtindien entweder Kriegsdienſte thun oder auf ſeiner Profeßion arbeiten muß, etwas beſonders ſollte geſehen oder angemerkt haben. Die Leſer werden ſich alſo mit einigen Kleinigkeiten begnügen müſſen, welche vielleicht vollſtändiger erzählt zu werden verdient hätten. Die Beſchreibung der auf dem Titel gemeldten Rebellion befindet ſich ganz am Ende. „Im Jahre 1739 „den 11. October, fängt er an, ſchwommen alle Fiſche in der Stadt „oben auf dem Waſſer, und kehrten den Bauch in die Höhe, alſo, „daß ſie in dem Waſſer, als wie auf dem Lande aufzuleſen geweſen,

„worüber alle Menschen, die es sahen, über alle massen sich verwun„derten, also daß jedermann prognosticirte, es müste dieses was be„sonders zu bedeuten haben, welches in der That sich also befande; „indem das folgende Jahr darauf das gerechte Gerichte Gottes an „eben dem 11. October an den Chinesern endlich ausgebrochen ꝛc.“ Vortreflich Herr Kieffer! Die elende Schreibart wird man wohl übersehen müssen, da der Verfasser so großmüthig gewesen ist, einem jeden, welcher nach Batavia reisen will, die hundert Thaler zu schenken, die er daselbst an ausstehenden Schulden hat müssen zurücklassen. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 3 Gr.

(21. Aug.) Hildburgshausen. Das vergnügte Land- und beschwerliche Hofleben, worinne sowohl die Anmuthigkeiten des einen, als auch die Mühseligkeiten des andern auf das artigste abgebildet werden; vormals beschrieben in spanischer Sprache von Antonio de Guevara, Bischoffe zu Mondognedo, Rath, Beichtvater und Historiographo Kayser Carls des V. jetzo aber seiner schönen Moralien halber von neuem ins Teutsche übersetzt. Verlegts Joh. Gottf. Hanisch 1751. in 8t. 11 Bogen. Unter hundert Dichtern, welche die Wuth des stürmenden Meeres beschreiben, ist vielleicht kaum einer, welcher sie aus eigner Erfahrung kennt. Dem Hofe geht es nicht anders. Aus dem innersten seiner Studierstube zieht oft ein Mann wider ihn los, der, ungeschickt sich an demselben zu zeigen, ihn nur mit fremden Augen sieht, und die Menschen nur aus Büchern kennt, worinne sie fast allezeit abscheulicher geschildert werden, als sie sind. Dieser Vorwurf ist dem Antonio von Guevara zwar nicht zu machen. Er war über 18 Jahr an dem Hofe Carls des Vten, wo er ansehnlichen Bedienungen vorstand, und lernte auf seinen Reisen andre Höfe sowohl, als den seinigen, kennen. Allein Guevara war ein Geistlicher, und diese Art Leute hat Vergrößrungsgläser welche auf dem schönsten Gesichte unmerkliche Poros zu den abscheulichsten Löchern machen. Die Kunst zu declamiren war ihm eigen. Und welchem Spanier ist sie es nicht? Eine Kunst welche durch sinnreiche Gedanken, durch den Schwung den sie ihnen zu geben weiß, durch übertriebne Anwendungen kleiner Geschichten, den Verstand oft so blendet, daß er überzeugt zu seyn glaubet. Die Menschen sind am Hofe, in der Stadt und auf dem Lande Menschen; Geschöpfe, bey welchen das Gute und Böse einander die Wage hält. Schwachheiten

und Laſter zu fliehen, muß man nicht den Hof ſondern das Leben verlaſſen. Beyde ſind an dem Hofe, wegen des allgemeinen Einfluſſes, den ſie auf andre Stände haben, nur gefährlicher, aber nicht gröſſer. Von der Ueberſetzung dieſes kleinen Werks können wir nichts ſagen, als daß es uns ſcheint es ſey dem Guevara darinne gegangen, wie es ihm in den Ueberſetzungen ſeiner Epistolas familiares; ſeines libro aureo de Marco Aurelio, Emperador &c. ergangen iſt. Und wie elend dieſe ſind, weiß man. Unterdeſſen wird man ſie vermuthlich wegen der eingeſtreuten Gelehrſamkeit, womit der Spanier nicht weniger zu prahlen gewohnt iſt, als der Deutſche, nicht ohne Vergnügen leſen. Sie koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(28. Aug.) Hannover. *Dieu meriteroit-il bien qu'un homme eut pour lui des egards & du reſpect & qu'il lui en offrit un hommage public? Traduit de l'Allemand par une Weſtphalienne. à Hannovre aux depens de Jean Chriſt. Richter.* 1751. in 8t. 12½ Bogen. Die Urſchrift dieſes Werks iſt bekannt. Sie hat ſich mit Recht eine Stelle unter der kleinen Anzahl ſolcher Bücher erworben, welche ohne prahlende Gelehrſamkeit, die Pflichten der Religion den Herzen mehr einzuflöſſen, als dem Verſtande aufzudringen ſuchen. Man hat eine Art des Vortrags dazu gewehlt, worinne uns die Alten ſo viel Meiſterſtücke geliefert haben, und welchen die Neuern ganz verlaſſen zu haben ſchienen; den dialogiſchen. Alle Schönheiten deſſelben, die Sprache der Geſellſchaft, die Verſchiedenheit der Charaktere und Stellungen, die ungezwungnen Zwiſchenfälle, die angenehme Unordnung, welche eben ſo weit von der Methode als von der Verwirrung entfernt iſt, die Uebergänge, wovon man das Muſter in der Natur der täglichen Unterredungen findet, ſind glücklich erreicht worden. Die weſentlichern Schönheiten des Innhalts werden Leſern von Gefühl nicht entgehen. Dem Menſchen iſt alles eher angenehm zu machen, als ſeine Pflicht, und die Kunſt das Joch der Religion als ein ſanftes Joch vorzuſtellen, iſt zu ſchwer, als daß ſie jeder Gottesgelehrte haben ſollte. Daher kommt es, daß man gegen ein Werk, von der Art wie das gegenwärtige iſt, zwanzig findet, worinne man die Theologie als eine Sophiſterey treibet, welche nichts weniger als einen Einfluß auf das Leben hat. Der Seelenſchlaf, das jüngſte Gericht, das tauſendjährige Reich, die verklärten Körper werden noch jetzt in ganzen Alphabeten abgehandelt. Vortrefliche Gegenſtände,

welche wenigſtens den Witz der Spötter thätig zu erhalten geſchickt ſind. Dieſen aber durch ein Leben, welches der Geiſt der Religion beherrſcht, und durch Lehrſätze zu entwaffnen, die durch eine erhabne Einfalt von ihrem göttlichen Urſprunge zeigen, iſt ein Werk, womit man ſich nur ungerne vermengt, weil es den Herrenhutern eingekommen iſt, ſich damit abzugeben. Wir erfreuen uns, daß man gleichwohl ein Buch von dieſer Gattung allgemeiner zu machen geſucht hat, und zwar in einer Sprache, welche jetzo den Zoten und Gotteslästerungen gewidmet zu ſeyn ſcheinet. Es hat die Ueberſetzung für hundert Streitſchriften verdient, welche zu nichts dienen als den Haß zwiſchen den verſchiednen Sekten zu erhalten. Weſtphalen hat einen guten franzöſiſchen Dichter, es hätte alſo ganz leicht auch eine gute franzöſiſche Ueberſetzerin haben können. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(7. Sept.) Altona. Die lateiniſchen Zeitungen, welche ſeit dem Monate April dieſes Jahres, alle Montage auf einem halben Bogen unter dem Tittel: Commentariorum Altonanorum de rebus in orbe terrarum recenter geſtis erſcheinen, verdienen allen Beyfall und alle mögliche Aufmunterung der Käuffer. Die Wahl der Neuigkeiten, die man darinne beobachtet, iſt bedächtig, und die Schreibart ſehr ſchön. Sie können in den Händen der Jugend nicht geringen Nutzen ſtiften, die noch in ſehr wenig Schulen angeführt wird, die Begebenheiten unſrer Zeiten römiſch einzukleiden. Wir ſagen in den Händen der Jugend, und können eben ſo füglich in den Händen der Lehrer ſagen, welche gröſtentheils das Geheimniß beſitzen in den auserleſenſten lateiniſchen Worten deutſch zu ſchreiben.

Breßlau. Kriſtian Benjamin Schuberts, aus Breßlau, Lehrgedichte. Verlegts D. Pietſch. 1751. in 8t. 5 Bogen. Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede, er habe es verſuchen wollen, dem Wahrheitsliebenden Leſer mit Lehrgedichten aufzuwarten, deren Ausarbeitung bis anher nicht ſo gewöhnlich als die Verfertigung anderer Stücke geweſen ſey. Unſers Wiſſens hat ſich die Epoche des gereinigten Geſchmacks unter den Deutſchen mit vortreflichen Lehrgedichten angefangen. Es iſt alſo zu bedauren, daß Herr Schubert diejenigen, welche ſeine Muſter hätten ſeyn ſollen, ſo wenig kennt. Mit dem Lehren fährt er ſo ziemlich; man wird lauter vortrefliche Wahrheiten darinne antreffen, die man längſt gewußt hat. Mit dem Dichten iſt es ihm

deſto ſchlechter gelungen. Doch er hat auf die Wahrheitsliebenden Leſer geſehen: und dieſe hätten ihm das Dichten vielleicht übel genommen. Uebrigens ſchreibt er in abgezählten Füſſen, und hat ſogar die glückliche Verwegenheit, die offenbar von dem feinſten Geſchmacke zeigt, den Reim dann und wann wegzulaſſen, und dafür lateiniſche Harmonien zu verſuchen. Wir wollen zur Probe das ganze Lehrgedichte von Himmel und Hölle herſetzen. Es wundert uns, daß man von einer ſo unfruchtbaren Materie noch ſo viel hat ſagen können.

Der Himmel und die Hölle.

Der Himmel iſt der Ort der großen Seligkeit,
Da Gottes Ueberfluß die Gläubigen erfreut.
Die Hölle nennet man den Ort, wo Seelen zagen,
Die ſich von Gott entfernt, den Aufenthalt der Plagen.
Wo mag der Himmel ſeyn? da wo die Gottheit wohnt,
Und dem, der ſie verehrt, mit reichen Gütern lohnt.
Wo mag die Hölle ſeyn? da wo der Fürſt regieret,
Der Fürſt der Finſterniß, der einſt die Welt verführet.
Da wo ein frommer lebt, des höchſten Willen thut,
Da iſt der Himmel ſchon, der iſt ein froher Muth.
Der Himmel iſt in ihm, der Zuſtand der beglücket,
Bey dem er jeden Tag Gott mehr entgegen rücket.
Ein Sünder fühlt in ſich der Höllen ſchwere Pein,
Das Laſter, das er thut, wird ihm ſein Henker ſeyn.
So haben Fromme ſchon den Himmel auf der Erden
Und Laſterhaften muß ſie ſchon zur Hölle werden.

Koſten in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(16. Sept.) Berlin. *Le Bramine inſpiré, traduit de l'anglais par Mr Leſcallier. Chez Etienne de Bourdeaux.* 1751. in 8t. 7 Bogen. Es kam vor einiger Zeit in England eine moraliſche Schrift unter dem Tittel heraus: The œconomy of human Life, die Oekonomie des menſchlichen Lebens. Ihre beſondre Einkleidung, noch mehr die Vermuthung, daß Mylord Cheſterfield der Verfaſſer davon ſey, machten ihr einen Namen, der ſich auf einen allgemeinen Beyfall zu gründen ſchien. Mehr als eine Auflage wurde verkauft, man machte Fortſetzungen und Ergänzungsſtücke, und in Holland beſorgte Herr Douespe eine franzöſiſche Ueberſetzung. Kaum aber erfuhr man daß der wahre Verfaſſer der Buchhändler in London, Herr

Dodsley wäre, so fing das Publicum an, mit andern Augen zu sehen, und man wagte es, dasjenige öffentlich zu sagen, was Verständige bisher nur einander in die Ohren gesagt hatten; daß nemlich diese Oekonomie eine sehr mittelmäßige Hirngeburt sey. Da es jetzo die Mode unter den witzigen Köpfen Frankreichs ist, alles für vortreflich zu halten, was sich von einem Engländer herschreibt, so ist es kein Wunder, daß man dem ohngeachtet eine zweyte Uebersetzung unter der Aufschrift des begeisterten Braminen davon sieht. Unsern Lesern zu zeigen, daß sie in der That nichts besonders in dem Werke selbst zu suchen haben, wollen wir ein Stück aus dem zweyten Abschnitte, der Vater, mittheilen. Alles übrige ist wie diese Probe. Du bist Vater; dein Kind ist ein Schatz, den dir der Himmel anvertrauet hat; dir kommt es zu, Sorge dafür zu tragen. Von seiner guten oder übeln Erziehung wird das Glück oder Unglück seiner Tage abhangen. Bereite ihm bey guter Zeit die Eindrücke der Wahrheit anzunehmen. Erforsche seine Neigung; vernichte alle übeln Fertigkeiten, welche mit ihm wachsen würden, und, so lange er noch biegsam ist, bemühe dich, ihn gegen das Gute biegsam zu machen. So wird er sich wie eine Ceder erheben, höher als alle andre Bäume des Waldes. Reißt ihn das Laster mit sich fort, so wird er eine schändliche Last der Gesellschaft und deine Beschimpfung seyn; ist er tugendhaft, so wird er dem Vaterlande nützlich und die Ehre deiner alten Tage seyn. Baue, als ein fleißiger Bearbeiter, dieses dir zugehörende Feld, die Erndte davon wird deine seyn. Er lerne gehorchen; der Gehorsam ist ein Glück; er sey bescheiden, und man wird sich scheuen ihn roth zu machen ꝛc. ꝛc. Was findet man hier neues? Sind es nicht die allerbekanntesten Sittensprüche, die der Verfasser in einem orientalischen Styl einzukleiden die mäßige Geschicklichkeit besessen hat. Den Jesus Sirach loben die witzigen Köpfe nicht, weil er zu allem Unglück der Bibel beygefügt ist; aber eine seichte Nachahmung loben sie, weil sie ein Engländer gemacht hat. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(18. Sept.) Frankfurt und Leipzig. Der Dänische Avanturier, oder des Herrn von R. eines gebornen Dänen und Verwandten des berühmten Engelländers Robinson Crusoe, wun-

derbare Begebenheiten und Reisen nach Frankreich, Ost- und Westindien und in die Südsee, gröstentheils von ihm selbst in Dänischer Sprache beschrieben, nach seinem Tode aber ins Deutsche übersetzt und herausgegeben von Oluf Friedrich Jakob Jakobsen. Erster Theil. 1751. 1 Alph. 12 Bogen. Der Herausgeber will das dänische Manuscript dieser Geschichte 1749 in Jütland von einem Manne erhalten haben, welcher an dieser Geschichte selbst großen Antheil hat. Er mußte es ihm versprechen, sie, doch erst nach seinem Tode herauszugeben. Dieser erfolgte kurz darauf und er fängt an sein gegebenes Wort zu erfüllen. Er giebt sich für einen gebohrnen Dänen aus, weil er aber in Deutschland auferzogen seyn will, und daher seiner Muttersprache weniger gewachsen zu seyn glaubt, als der deutschen, so hat er das ihm anvertraute Werk lieber in einer Uebersetzung als in dem Originale herausgeben wollen. Ohne die Wahrheit dieser Umstände zu untersuchen, müssen wir gestehen, daß er für einen Ausländer ziemlich deutsch und für einen Deutschen ziemlich ausländisch schreibt. Die Geschichte die er mittheilt ist wunderbar genug, und er verspricht, daß sie in den künftigen Theilen noch wunderbarer werden wird. Ein Versprechen, das ohne Zweifel nicht wenige aufmuntern dürfte, sie zu lesen. Dieser erste Theil kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(19. Oct.) Frankfurt. Versuche in Westphälischen Gedichten von E. C. *Saepe stylum vertas, iterum quae digna legi sint scripturus. Horatius.* Frankfurt. bey Joh. Friedr. Fleischer. 1751. in 8t. 9 Bogen. Es war eine Zeit, da ein schweitzerischer Dichter ein Widerspruch zu seyn schien. Der einzige Haller hob ihn. Warum soll man nicht glauben, daß Haller, als er über den Titel seiner ewigen Gedichte bey sich eins geworden, ihren ganzen Werth empfunden, und nur aus Ueberzeugung dieses Werths sein Vaterland zum Mitgenossen seines Ruhms gemacht habe? Von dem Verfasser der Versuche in westphälischen Gedichten eben das zu sagen, würde von einer Satyre eben so wenig unterschieden seyn, als er von dem Verfasser der poetischen Erzehlungen, die vor einem Jahre herauskamen, unterschieden ist. Seine Arbeit ist nicht die schlechteste; man wird Stellen darinne finden, die ein Genie verrathen, welches sich das mechanische der Poesie eigen gemacht hat. Ob ihn aber seine Landsleute zum Model des westphälischen Witzes annehmen möch-

ten, daran zweifeln wir. Die Ode auf die Musik hat man schon in den Nacheiferungen in den zierlichen Wissenschaften gelesen. Warum aber der Verfasser dort F. A. Consbruch und hier E. Consbruch heißt das wissen wir nicht. Das letzte Gedichte in diesen Versuchen ist an sein Vaterland überschrieben. Es soll eine Wiederlegung des Verfassers der Epitres diverses seyn, welcher vielleicht alle Tugenden, nur die Liebe des Vaterlandes nicht besitzet, wenn sie anders eine ist. Die Wahrheit zu gestehen; wenn wir entweder auf unser Vaterland sinnreich lästern, oder es elend vertheidigen sollten, wir wehlten das erste. Neugierigen Lesern zum Anbiß wollen wir folgende Erzehlung von der 118ten Seite hierher setzen.

Harpagon.

Als Harpagon, der sich zum reichen Mann gelogen,
Sein einzig Kind dem alten Veit versprach,
Ward Agnes nicht zu Rath gezogen;
Denn Veit ließ ihm den Brautschatz nach.
Man führt das arme Kind mit Thränen zum Altare,
Wo Veit sein Jawort keuchend sagt:
Ein Wort, das mancher viele Jahre
Mit Schmerz bezahlt und oft beklagt.
Sie schweigt bestürzt und weint, der Priester neigt sich hin,
Und fragt: Erkläret euch; ihr wollt den Bräutgam doch?
Ach, spricht sie, guter Freund! ihr seyd der erste noch,
Von dem ich dieserhalb um Rath gefraget bin!

Sonst nennt man die Erzehlungen nach der Hauptperson, und hier ist sie wenigstens nicht Harpagon. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 6 Gr.

(3. Nov.) Paris. *Amusemens d'un Prisonnier. Parve, nec invideo, sine me liber ibis in urbem; Heu mihi! quod domino non licet ire tuo! OVID. en deux parties.* 1751. in 12. Der erste Theil auf 124 Seiten, der zweite auf 104. Das Andenken tugendhafter Thaten und unschuldig gelebter Jahre ist der angenehmste Zeitvertreib, allein nur für einen philosophischen Geist, welcher sich an dem eignen Beyfalle, den er sich zu erkennt, zu ergötzen gelernt hat. Das Andenken genossener Ergötzungen kan auch ein Zeitvertreib seyn, der aber nothwendig einem verwöhnten Geiste endlich zur Marter werden muß, wenn er sich in einem Stande sieht, der die Fort-

setzung seiner Ergötzungen unterbricht. Gleichwohl hat ein Gefangener auf dem Schlosse von Amiens diesen letzten Zeitvertreib vorgezogen. Vorgezogen? Die Wahl wird vielleicht bey ihm nicht statt gefunden haben. Er erzehlt also, unter angeführten Titel, einem seiner Freunde, weil er ihm nichts bessers von sich zu erzehlen weiß, die kleinen verliebten Abentheuer, die ihn in den letzten Winterquartieren beschäftiget haben. Sein Gefängniß ist auf drey Jahr fest gesetzt. „Wahrhaftig, sagt er, es wäre sehr närrisch, wenn ein junger Mensch von „zwey und zwanzig Jahren einer so kurzen Gefangenschaft wegen verzweifeln wollte. Man muß sich in die Zeit schicken; ich habe das, „was mir wiederfährt, verdient; hier ist kein ander Mittel. Laßt uns „die Bande meiner Gefangenschaft mit Blumen umwinden. Das Andenken meiner genossenen Ergötzlichkeiten ꝛc. ꝛc." Wer hier einen armen Hahnrey, dort ein verführtes Frauenzimmer, hier einen bestraften Näscher, dort einen barbarischen Eifersüchtigen sehen will, der wird in diesen Belustigungen eines Gefangenen Nahrung finden. Wir würden zum Lobe derselben hinzu fügen, daß sie aufgeweckt geschrieben sind, daß man die Reinigkeit der Sprache darinne nicht vermissen wird, wenn es nicht schon bekannt wäre, daß die Französischen Witzlinge dem gefährlichsten Gifte den angenehmsten Geschmack zu geben pflegten. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 8 Gr.

(5. Nov.) London. *Les Caracteres, par Madame de P**** 1751. in 8t. auf 15 Bogen. Die Verfasserin dieser Charaktere ist eben diejenige, welche uns die Lehren der Freundschaft geliefert hat. Aus diesen werden schon viele ihre Art zu denken kennen. Es ist zwar was neues ein Frauenzimmer unter den Sittenlehrern zu sehen; allein die Frau von P*** hatte uns noch eine ganz andere Neuigkeit vorbehalten; diese nemlich, sie unter den starken Geistern zu finden. Ihre Religion ist eine Aufgabe, die man, wenn man sie aus diesen Charakteren auflösen wollte, nur noch verwirrter machen würde. Die Höflichkeit gegen das Frauenzimmer erlaubt uns nicht, den Knoten zu zerhauen und zu sagen, sie habe gar keine. Doch wer weiß ob sie sich so gar sehr dadurch beleidiget finden würde, wenn man nur dazu setzte allein sie hat Witz. Dieses wird sie vielleicht eben so schadlos halten, als die meisten ihres Geschlechts auch der empfindlichsten Tadel wegen schadlos gehalten zu seyn glauben, wenn man nur am Ende

gesteht, daß sie schöne sind. Sie hat diese Charaktere eigentlich zur Unterweisung eines jungen Menschen geschrieben. Und wenigstens diejenigen Väter, welche durchaus nicht wollen, daß ihre Kinder, wie sie sich auszudrücken belieben, bigott erzogen werden sollen, werden sie sehr bequem dazu finden. Sie müßten denn das auszusetzen haben, daß sie manchmahl Nachdenken erfordern. Allerdings haben sie diese Unbequemlichkeit für vornehme Leute; wir hoffen aber doch, daß sie sich dadurch nicht werden abschrecken lassen; weil sie nicht fürchten dürfen, nach vielen Nachdenken nichts als eine ernsthafte Wahrheit zu finden. Sie werden mehr finden als diese; Witz werden sie finden, und zwar von der feinsten Art, der zu seinem Probestücke nichts geringers als Tugend und Religion zu wehlen weiß. Kostet in den Postischen Buchläden hier und in Potsdam 14 Gr.

(9. Nov.) Jena. Anweisung zur regelmäßigen Abfassung teutscher Briefe, und besonders der Wohlstandsbriefe, herausgegeben von M. Joh. Wilh. Schaubert. Bey Th. Wilh. Ernst Güth. 1751. in 8t. Die Briefsteller und Heldendichter sind jetzt die Modeschribenten in Deutschland. Was brauchten unsere witzigen Köpfe mehr, als zu wissen, daß uns gute Briefe und Epopeen fehlen, um diesem Mangel abzuhelfen? Hätte man ihnen gleich zu Anfange dieses Jahrhunderts diesen Mangel zu Gemüthe geführt, so würde unser Vaterland jetzo wenigstens so viel Briefsammlungen als Gelegenheitscarmina, und eben so viel Heldengedichte als Postillen haben. Wie stolz könnten wir alsdenn gegen die Ausländer seyn! Doch nur noch wenige zwanzig Jahre Gedult, meine Herren Balzacs, Bussys, Fontenells, Tassos, Glovers, Miltons ꝛc. so werden sie sich durch unsere G** R** St** durch unsre B** R** und von Sch** verdunkelt sehen. Wir würden uns ein Vergnügen daraus machen den Herrn M. Schaubert unter diese Zahl zu setzen, wann wir wüßten, wem wir ihn von den Ausländern entgegen setzen sollten. Wo ist der witzige Kopf unter ihnen, der wenn er dichtet und wenn er Briefe schreibt, so systematisch ist, als nimmermehr kein Compendium der wolfischen Philosophie? Wir freuen uns recht inniglich über die neue Erweiterung des Reichs der mathematischen Lehrart, und ersuchen den Herrn Verfasser dieser Anweisung, ja bey einer neuen Auflage den Paragraphen die Ueberschriften, Erklärung, Henschesatz, Aufgabe, Auflösung, Zusatz ꝛc. beyfügen zu lassen; und in seinen eigenen Briefen, wenn er

deren eine beſondere Sammlung einmal heraus geben ſollte, in Randnoten ja wohl anzuzeigen, welches der Hauptinhalt und Nebeninhalt, welches die Hauptgedanken und Nebengedanken derſelben ſind. Seine Arbeit hat übrigens einen ganz beſondern Vorzug, dieſen nemlich, daß man gleich aus dem Titel das gründlichſte Urtheil davon fällen kann. Er will regelmäßige Briefe ſchreiben lernen. O wahrhaftig was wäre auch ſonſt ſchöne als das Regelmäßige! Er darf aber nicht meinen, daß auch wir nichts mehr als den Titel geleſen haben. Eben weil uns die Leſung ſeiner Bogen Zeit gekoſtet hat, und wir doch in nichts klüger daraus geworden ſind, eben darum haben wir uns aus Verdruß die regelmäßige Freyheit genommen, unſre Meinung zu ſagen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und Potsdam 6 Gr.

(18. Nov.) Hannover. D. Chriſtoph Aug. Heumanns Erklärung des neuen Teſtaments. Dritter Theil, in welchem die erſte Helfte der Geſchichte des HErrn, wie ſie Johannes beſchreibet, betrachtet und erläutert wird. In Verlag Förſters Erben. 1751. in 8t. 1 Alph. 16 Bogen. Man kan von dieſem dritten Theile nichts ſagen, als was ſchon unzählige von den erſten beyden geſagt haben: daß nemlich die Arbeit des Herrn D. Heumanns eine der vollſtändigſten gründlichſten und lehrreichſten in ihrer Art werden wird. Er iſt ſo weit von der Art gemeiner Exegeten entfernet, daß bekannte Erklärungen, wenn ſie nichts als das Alter und die Allgemeinheit vor ſich haben, niemals bey ihm von Anſehen ſind, und daß ihn der Vorwurff erzwungener Neuerungen niemals abſchreckt, mit ſeinen eigenen Augen zu ſehen. Es wäre Schade, wenn er in der Auslegung dieſer und jener Stelle einen allgemeinen Beyfall erhalten ſollte. Den Gottesgelehrten von Profeßion würde dadurch auf einmal ein fruchtbarer Stof zu Zänkereyen, worinne ſie ihre Gelehrſamkeit eben ſo unwiederſprechlich, als ihre Hartnäckigkeit zeigen können, benommen werden. Dieſer dritte Theil enthält die erſten eilf Hauptſtücke des Evangeliſten Johannes, und koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(23. Nov.) Amſterdam. *Le Prince les delices des coeurs, ou traité des qualités d'un grand Roi & ſiſtéme général d'un ſage Gouvernement par Mrſ. M*** en II. Tomes. Maxima, quae mentes dominatur amore, poteſtas. à Amſterdam, aux depens de la Compagnie.* 1751. in 8t. Der 1te Theil 10 Bog.

der 2te Theil 13 Bogen. Abermals ein Werk eines Gelehrten von der Regierungskunst, das recht gut seyn würde, wenn die Regierungskunst ein Gegenstand wäre, dem ein Gelehrter gewachsen wäre; oder vielmehr, wenn sie nicht etwas wäre, welches hundert Umstände so oft verändern, daß derjenige, der sich ein System daraus zu machen unterfängt, weiter nichts beweiset, als daß er aus der Schule ganz artige Gedanken von der Glückseligkeit der Völker, von der wahren Grösse eines Regenten, und dergleichen, gebracht hat. Man überlasse einen solchen Stof denen, welche die Vorsicht erwehlte ihn auszuüben; demjenigen Geiste insbesondere, den die Natur auch zum Weltweisen machen mußte, weil sie ihn zu einem Urbilde der Könige machen wollte. Doch auch dieser würde nur für die eine vollkommene Regierungskunst schreiben können, die sich in allen seinen Umständen befinden; seine Arbeit würde für die unbrauchbar seyn, die minder erhaben denken, die in veränderter Zeit und nicht über eben dieselben Völker regieren. Der Herr von M*** hat seine Arbeit in vier Abtheilungen gesondert, und handelt in der Einleitung von der obersten Gewalt. Die erste Abtheilung betrachtet hierauf den Fürsten als einen Bürger, die 2te als eine obrigkeitliche Person, die dritte als einen Staatskundigen, die vierte als einen Kriegsmann. Man wird überall Regeln, Vorschläge und Betrachtungen antreffen, wie man sie in den so genannten politischen Collegiis auf hohen Schulen höret, und uns wundert nichts, als daß sich der Verfasser in der Vorrede die Falschheit des Sprichworts: alles ist schon gesagt, so zuvorsichtlich zu behaupten wagt. Allenfalls hat man es ja schon gewußt, daß die Projectmacher nicht mit darunter begriffen sind. Gleichwohl muß man gestehen, daß in diesem Fürsten, die Lust der Herzen, verschiedenes hin und wieder vorkommt, welches die Mühe es hier zu suchen bezahlt. Es ist noch zu erinnern, daß der Verfasser den dialogischen Vortrag gewehlt hat, daß er sich überall rein und der Sache gemäß ausdrücket. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(4. Dec.) Frankfurt und Leipzig. Kleinigkeiten. 1751. in 8. 6 Bogen. Diese Kleinigkeiten bestehen aus etlichen sechzig kleinen Liedern. Man darf nicht glauben, daß sie der Verfasser deswegen so benennet habe, damit er der unerbittlichen Critik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möge. Er wird der erste seyn, diejenigen davon mit zu verdammen die sie verdammt; sie, der zum Ver-

druß er wohl einige mittelmäßige Stücke kan gemacht haben, der zum Trotze er aber nie dieſe mittelmäßige Stücke für ſchön erkennen wird. Er wagt es ſo gar, wann er ihr anders vorgreiffen darf, ſie, durch uns, ſelbſt anzuzeigen, und die Kenner erſuchen zu laſſen, in ſeiner Sammlung folgende gänzlich zu überſchlagen: An den Anakreon: die Sparſamkeit: der Vetter und die Muhme: die Ente: der beſcheidne Wunſch: das Schäferleben: der Schifbruch und die Redlichkeit. Noch ſind einige andere, welche ſie mit ſchonenden Augen anſehen mögen. Dieſe wie jene würden gewiß weggeblieben ſeyn, wenn ſie dem Verfaſſer nicht ſchon ganzer drey Jahre aus den Händen geweſen wären. Und kan man es ihm zur Laſt legen, wenn ſein Geſchmack vor drey Jahren weniger geläutert war, als er es jetzo vielleicht iſt. Unterdeſſen wollen wir ein Paar von denen herſetzen, die er ſelbſt für gut erkennet - - Er ſelbſt? Warum nicht? Sollte er nicht eben ſo wohl wiſſen dürffen, was an ſeiner Arbeit gut iſt, als was es nicht iſt? Die Namen. [ſ. Band I, S. 40.] Das Paradies. [ſ. Band I, S. 48.] Das Gebet. [ſ. Band I, S. 21.]
Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(7. Dec.) Ohne Benennung des Orts iſt auf einem Bogen in 8t. eine Ode an GOtt von dem Herrn Klopſtock, abgedruckt worden. Der Dichter betauret in dieſer Ode den Verluſt oder die Entfernung einer Geliebten. Er ſcheint ſein Mägdchen, wie ein Seraph den andern, zu lieben, und nur eine ſolche Liebe konnte edel genug ſeyn, daß man mit GOtt von ihr ſpricht. Durch die ganze Ode herrſcht eine gewiſſe erhabene Zärtlichkeit, die weil ſie zu erhaben iſt, vielleicht die meiſten Leſer kalt laſſen möchte. Man will übrigens einige leere Gedankenſpiele, verſchiedene Tavtologien, und gemeine Gedanken, die ſehr prächtig eingekleidet ſind, darinne bemerken:

Verum ubi plura nitent in carmine &c.

Wir wollen folgende drey Strophen zur Probe hieher ſetzen, und weil das Sylbenmaaß ein Horaziſches iſt, welches den meiſten unbekannt ſeyn möchte, ſo wollen wir die erſtere bezeichnen.

Mach GOTT| dis Le|ben|, mach es zum ſchnel|len Hauch,
Oder| gib die| mir|, die du mir gleich| erſchufſt,
Ach! gieb| ſie mir| dir leicht| zu ge|ben,
Gieb ſie dem| bebenden| bangen| Herzen,

Dem heilgen Schauer, der ihr entgegen wallt,
Dem stillen Stammeln der, die unsterblich ist,
Und sprachloß, ihr Gefühl zu sagen,
Kaum noch in Thränen hier bang zerfliesset.
Gieb sie den Armen, die ich voll Unschuld oft
In meiner Kindheit zu dir hab ausgestreckt,
Wenn ich mit heisser Stirn voll-Andacht
Dich um die ewige Ruh anflehte.

Was für eine Verwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten! Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Gr.

(14. Dec.) Magdeburg. Herr Archibald Bowers unpartheyische Historie der römischen Päbste, von der ersten Grundlegung des Stuhls zu Rom bis auf die gegenwärtigen Zeiten; Erster Theil. Aus der engländischen Sprache übersetzt von Friedrich Eberhard Rambach. 1751. Im Verlag der Seidel und Scheidhauerschen Buchhandlung in 4to. 3 Alph. 8 Bogen. Herr Bower, welcher jetzo einer von den gelehrten Verfassern der allgemeinen Weltgeschichte ist, war ehedem der katholischen Religion zugethan, und ist zu Rom, Ferara und Macerata öffentlicher Lehrer der Rhetorick, Historie und Philosophie, auch Inquisitionsrath an dem letztern Orte gewesen. In Rom war es, wo er seine Historie der Päbste anfing in der Absicht, die päpstliche Hoheit, wovon er damals ein sehr eiferiger Vertheidiger war, feste zu stellen, und von einem Jahrhunderte zum andern darzuthun, daß sie von den Tagen der Apostel bis auf gegenwärtige Zeiten von der ganzen katholischen Kirche sey erkannt und verehret worden. Er war aber kaum bis auf die Regierung des Victors, das ist, bis an das Ende des zweyten Jahrhunderts, gekommen, als er es allzuüberzeugend merkte, daß er mehr gewagt habe, als er leisten könne. Er fand gerade das Gegentheil von dem, was er suchte, und sahe, daß durch die ganze Christenheit im gedachten Zeitraume von der päbstlichen Hoheit nicht das geringste bekannt gewesen sey. Einem ehrlichen Manne ist es nicht genug die Wahrheit entdeckt zu haben; er tritt auch offenbar auf ihre Seite. Dieses that Herr Bower, sobald er wieder in sein Vaterland kam, und setzte seine in einer andern Sprache angefangene Arbeit in der englischen fort, sobald er sich wieder darinne stark genug gemacht hatte. Er zeigt durchgängig durch unwidersprechliche Gründe, daß die Päbste nichts als Bischöfe

gewesen, und daß geheime Absichten weltlicher Monarchen, ihre eigene Ränke und die zu ihren Betrügereyen vortheilhafte Zeiten ihnen eine Hoheit verschaft, die den ersten endlich selbst schimpflich und unerträglich ward. Die Historie der Päbste ist diejenige, welche die wenigsten glaubwürdigen Scribenten hat. Anastasius Bibliothecarius, Platina und Onuphrius Panvinius sind bey nahe die einzigen Quellen, und noch darzu sehr seichte und verfälschte Quellen. Die neuen Scribenten, zu den Zeiten, da die Päbste und Kayser einander in den Haaren lagen, waren entweder Guelfen oder Gibellinen. Die ersten werden die größten Bösewichter, wenn sie auf dem päpstlichen Stuhle gesessen haben, zu Heiligen, und jene wahrhaftig fromme und untadelhafte Männer, die den einzigen Fehler hatten, daß sie Päbste waren, zu Ungeheuern der Boßheit machen. Herr Bower hat also sein vornehmstes Bestreben dahin gerichtet, diese Partheilichkeit zu vermeiden. Er hätte sein Werk eben so wohl Historie des Pabstthums als der Päbste nennen können, indem darinne nicht nur eine Nachricht von dem Leben und den Handlungen der Päbste, sondern auch von allen päpstischen Lehrsätzen und Meinungen enthalten ist, wenn, durch wen, bey welcher Gelegenheit und zu welchem Zweck eine jegliche erfunden, und eingeführet worden. Alles dieses zeiget genugsam, daß die Uebersetzung dieser Geschichte kein überflüßiges Unternehmen sey, wovon den Nutzen nur der Uebersetzer begreifen könne. Der Herr Pastor Rambach hat in der Vorrede noch die Uebersetzung eines kleinen Werks mitgetheilet, das in dem letzten Kriege, worinne England verwickelt war, in der Absicht verfertiget wurde, die päpstliche Religion auf der besten Seite vorzustellen, und dadurch in Schottland die heimlichen Anhänger derselben in Bewegung zu bringen. Ein englischer Theologe hat eine Wiederlegung hinzu gefügt, welcher durch die Kürze nichts an dem Nachdrucke abgehet. Dieser erste Theil kostet in den Boßischen Buchläden hier und in Potsdam 1 Thlr. 8 Gr.

(18. Dec.) Berlin. *Memoires pour servir à l'hisloire des moeurs du XVIII. Siecle, par M. Duclos, de l'Academie royale des belles-lettres. Chés Etienne de Bourdeaux.* 1752. *in* 12*mo.* Auch die Sitten haben ihre Moden. Ein Jüngling aus dem vorigen Jahrhunderte würde mit seiner jungfräulichen Schamhaftigkeit, mit seiner blöden Bescheidenheit jetzo eine sehr lächerliche Figur machen. Es war eine Zeit, wo man ein Frauenzimmer, welchem man

in unſern Tagen das Lob eines lebhaften Frauenzimmers, die ihre Welt kennet, beylegt, wenigſtens ins Tollhaus gebracht hätte. Es wird eine andre kommen, und es wäre Schade, wenn ſie nicht kommen ſollte, da es der Wohlanſtändigkeit gemäß ſeyn wird, ein guter Chriſt zu heiſſen, ſo wie es jetzo die Artigkeit erfordert, ſich für nichts ſchlechters als einen Atheiſten, ſo lange man geſund iſt, halten zu laſſen. Wenn man in geſitteten Ländern von Anfange an alle dieſe Abwechſelungen in beſondern Büchern aufgezeichnet hätte, ſo würde man dieſe Bücher nicht beſſer als die Schandchronike des menſchlichen Geſchlechts nennen können. Noch iſt es Zeit unſern Nachkommen dieſe Erniedrigung zu verſchaffen. Hr. Duclos, welchen man ſchon aus ſeinen Betrachtungen über die Sitten dieſes Jahrhunderts auf eine für ihn vortheilhafte Art kennet, ſcheint den Anfang gemacht zu haben. Er hat die verſchiedenen Bilder von den Sitten ſeiner Zeitgenoſſen in die Lebensbeſchreibung eines artigen Mannes gebracht. Dieſe Lebensbeſchreibung iſt wahrſcheinlich genug um wahr ſeyn zu können; gleichwohl wird ſie der Nachwelt, wenn anders, wider den Ausſpruch des Horaz, eine vernünftigere auf uns folgen ſollte, als der unſinnigſte Roman vorkommen; ſo viel ausſchweifende Thorheiten, ſo viel unbegreifliche lächerliche Kleinigkeiten wird ſie darinne aufgezeichnet finden. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 20 Gr.

(28. Dec.) Roſtock. Gründe der Vernunft zur Erläuterung und zum Beweiſe des Geheimniſſes der heil. Dreyeinigkeit geſammlet und beurtheilet von Johann Thomas Haupt, Königl. Preuß. Kirchen und Schulen Inſpectore zu Templin. Bey Joh. Andr. Berger und Joh. Bredner. 1752. in 8. 1 Alph. 4 Bogen. Wahrheit bleibt Wahrheit, wenn ſie gleich ſchlecht bewieſen wird, und derjenige der ſchlechte Beweiſe für ſie verwirft, verwirft ſie deswegen nicht ſelbſt. So unbillig als es folglich ſeyn würde, wenn man diejenigen verdienten Männer, welche die Beweiſe von dem Daſeyn Gottes durch eine prüfende Muſterung gehen laſſen, und die wenigſten für richtig erkennen, für Gottesleugner halten wollte, eben ſo unbillig würde es ſeyn, wenn man dem Herrn Inſpector Schuld geben wolle, daß er das Geheimniß der Dreyfaltigkeit nicht erkenne und annehme; da er der gelehrten Welt eine Sammlung der vornehmſten Gründe, die von verſchiedenen Verfaſſern zur Erläuterung und zum Beweiſe deſſelben ſind gebraucht worden, vorlegt, und dieſe Gründe mit ſeiner

Beurtheilung begleitet, diese aber dergestalt ausgefallen ist, daß er 1) alle angeführte Gleichnisse zur Erläuterung der Dreyeinigkeit in den göttlichen Wesen für unzulänglich, und unrichtig erklärt, 2) verschiedene wahrscheinliche Beweise von eben dieser Lehre als solche nicht annimt, 3) endlich aber alle strenge Beweise aus der Vernunft sowohl für die Wahrheit der Personen im göttlichen Wesen überhaupt, als auch für die Dreyeinigkeit insonderheit verwirft. Diese drey Punkte machen die drey Hauptstücke seines Werks aus, indem er noch in dem erstern einige Anmerkungen über die Geheimnisse der Christen überhaupt vorausschickt. Alle welche das gründliche lieben, und die Wahrheit von den seichten und ungegründeten gereiniget zu sehen wünschen, werden dieser Arbeit ihren Beyfall zu erkennen, und nur Handwerksgelehrte werden murren, wenn sie sehen daß man Beweise, welche bey ihnen in Ansehen stehen, ob sie schon die Verjährung vor sich haben, weil sie dieses Namens unwürdig sind, aus ihrer Lage gehoben und sie als unbrauchbare Grundsteine in dem Reiche der Wahrheit der Welt bekannt gemacht hat. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes,

als eine Beylage zu den Berlinischen Staats- und Gelehrten Zeitungen.

Monat April 1751.

Dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes soll dieses monatliche Blat gewidmet seyn. Ein Reich, welches viele auf ihrer Karte nicht finden. Wenigstens diejenigen Gelehrten nicht, es verdrüßt uns, daß wir sie so nennen sollen, welche die Wissenschaften längst in ein Handwerk verwandelt hätten, wenn nicht ihr Stolz dafür bäte. Aufs höchste haben sie es in die äusserste Ecke derselben verwiesen, und unbekannte Länder darauf geschrieben, weil sie ihnen nicht eher zu Gesichte kommen, als wenn sie von einem unglücklichen Sturme dahin verschlagen werden, und an ihren felsigten Ufern schimpflich scheidern. Diesen Herren also würden wir sehr unverständlich seyn, wann wir ihnen von seinem Umfange und seinen Gränzen vieles vorsagten; die andern aber, für die wir eigentlich schreiben, würden wir durch diese

unnöthige Einleitung beleidigen. Zwar könnten wir ihr durch eine Menge ästhetischer an einander hangender Grillen, fein dunkel, aber doch nach der Mode, ein zureichendes Ansehen der Gründlichkeit geben, allein was würde es helfen? Die genaueste Erklärung des Witzes muß einem, der keinen hat, eben so unbegreiflich seyn, als einem Blinden die hinlänglichste Erklärung der Farben ist. Glaubt dieser, daß die verschiedene Brechung der Sonnenstrahlen ohngefehr etwas sey, welches dem Schalle verschiedner Instrumente gleich komme, so wird jener gewiß glauben, daß diese Fertigkeit die Uebereinstimmungen der Dinge gewahr zu werden, ein Theil der Rechenkunst seyn müsse. Ist er furchtsam, so stellt er sich wohl gar ein Stücke von der Algebra darunter vor. Genug wenn man weiß, daß die schönen Wissenschaften und freyen Künste das Reich des Witzes ausmachen.

Diese sind es, welche der menschlichen Gesellschaft Annehmlichkeiten mittheilen, ohne die sie nichts, als die unerträglichste Sklaverey, seyn würde. Sie machen den Menschen empfindlich und entkleiden ihn von der Rauigkeit, welche ihm die weiseste Natur mit Bedacht gab, damit er sich selbst durch ihre mühsame Ablegung einen Theil seines Vorzuges für unedlere Thiere zu danken haben möge. Zeigen die ernsthaften Wissenschaften, welche man im engern Verstande die Gelehrsamkeit nennet, von nichts als von dem Elende und Verderben der Menschen, von der Mühseligkeit ihres Lebens, diese beweinenswürdigen Stützen der Gesellschaft, so sind es allein die schönen Wissenschaften, welche durch bezaubernde Reitze die ursprüngliche Empfindung der Freyheit in uns ersticken, und unsre schimpflichen Ketten mit Blumenkränzen umwinden. Die Höflichkeit, das einnehmende Betragen, der zärtliche Geschmack, alle untrügliche Kennzeichen gesitteter Völker, sind ihre Früchte. Sie sind die Erfinderinnen von tausend Bequemlichkeiten, Ergötzungen, und eingebildeten Nothwendigkeiten, durch welche einzig kluge Monarchen ihre Throne unerschüttert zu erhalten wissen. * * * Auch die Tugend wird durch sie menschlicher, und die grossen Thaten, welche bey Barbaren fest eingeprägte Vorurtheile oder ihre ungezähmte Wildheit zum Grunde haben, fliessen bey gesitteten Völkern aus viel reinern Quellen.

Aller dieser prächtigen Lobsprüche ohngeachtet wollen wir dem Leser einen Mann bekannt machen, welcher die Wissenschaften überhaupt, und besonders die schönen Wissenschaften nebst den freyen Künsten auf

einer ganz andern Seite betrachtet. Dieſes iſt der Verfaſſer derjenigen Rede, welche im vorigen Jahre bey der Akademie zu Dijon den Preiß erhalten hat.(*) Sie betrift die vorgelegte Frage, **ob die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und Künſte zur Reinigung der Sitten etwas beygetragen habe?** Man wird ſchwerlich vorausgeſehen haben, daß man denjenigen krönen würde, welcher dieſe Frage mit Nein beantwortet. Unterdeſſen iſt es geſchehen; und Herr Rouſſeau, welches der Name des Verfaſſers iſt, hat ſo erhabene Geſinnungen mit einer ſo männlichen Beredſamkeit zu verbinden gewußt, daß ſeine Rede ein Meiſterſtück ſeyn würde, wenn ſie auch von keiner Akademie dafür wäre erkannt worden. Wir theilen einen umſtändlichen Auszug derſelben um ſo viel lieber mit, je weniger ſie noch bis jetzo in Deutſchland bekannt worden iſt.

Er hat ſie in zwey Theile getheilt. In dem erſtern zeiget er durch unverwerfliche Beyſpiele der Geſchichte, daß die Verderbung der Sitten und der aus ihr flieſſende Verfall des Staats allezeit mit dem Aufnehmen der Künſte und Wiſſenſchaften ſey verbunden geweſen. In dem andern beweiſet er aus den Gegenſtänden und den Wirkungen der Künſte und Wiſſenſchaften ſelbſt, daß ſie nothwendig dieſe Folgen nach ſich ziehen müſſen.

Europa, ſagt er, war in die Barbarey der erſten Zeiten zurückgefallen. Die Völcker dieſes jetzt ſo erleuchteten Welttheils lebten vor einigen Jahrhunderten in einem Stande, welcher weit elender, als die Unwiſſenheit, war. Ich weiß nicht, welche ſcientifiſche Wäſcherey, hatte ſich den Namen der Wiſſenſchaft angemaßt, und ſetzte ihrer Zurückkunft ein bey nahe unüberwindliches Hinderniß entgegen. Es war eine allgemeine Umkehrung nöthig, die Menſchen wieder zu ihrem geſunden Verſtande zu verhelfen; und endlich kam ſie von der Seite, von welcher man ſie am wenigſten erwartet hatte. Der dumme Muſelmann, die ewige Geißel der Gelehrſamkeit war es, welcher ſie uns wieder herſtellte. Der Umſturz des orientaliſchen Thrones brachte die Ueberbleibſel des alten Griechenlands nach Italien. Bald drauf bereicherte ſich auch Frankreich von dieſer koſtbaren Beute. Auf die freyen Künſte folgten

(*) Der Titel iſt: Diſcours qui a remporté le prix à l'Academie de Dijon, en l'année 1750. ſur cette queſtion propoſée par la même Academie: ſi le retabliſſement des ſciences & des Arts a contribué à épurer les moeurs. Par Mr. *Rouſſeau* Citoyen de Geneve.

endlich die Wiſſenſchaften, und die Kunſt zu denken verband ſich mit der Kunſt zu reden; eine Stufenſteigung, welche ſeltſam ſcheint, gleichwohl natürlich iſt. Man fing an, den vornehmſten Vortheil des Umganges mit den Muſen zu empfinden; nehmlich dieſen, daß er die Menſchen geſellſchaftlicher macht, indem er ihnen die Begierde einander durch ihres gemeinſchaftlichen Beyfalls würdige Werke zu gefallen, einflößt ... Ihr ward man die Anmuth der Gemüthsarten, die Verbindlichkeit der Sitten, welche den Umgang ungezwungen und wünſchenswerth macht, und kurz, den Schein aller Tugenden, ohne eine einzige davon zu haben, ſchuldig ... Ehe die Kunſt unſer Betragen gebildet, und die Leidenſchaften eine erborgte Sprache gelehrt hatten, waren unſre Sitten bäuriſch, aber natürlich. Der Unterſcheid der Aufführung verrieth ſogleich den Unterſcheid der Gemüthsarten. Die menſchliche Natur war deswegen nicht beſſer; die Leichtigkeit aber, einander zu erforſchen, erſparte den Menſchen unzählige Laſter. Jetzo, da ein feinerer Geſchmack die Kunſt zu gefallen in Regeln gebracht hat, herrſcht in unſern Sitten eine ſchimpfliche und betrügliche Gleichheit. Immer befiehlt die Höflichkeit; ſtets regiert uns die Wohlanſtändigkeit; ohn Unterlaß folget man den Gebräuchen, und niemals ſeinen eignen Empfindungen. Kein Menſch weiß mehr, mit wem er zu thun hat... Welche Begleitung von Laſtern hat dieſe Ungewißheit bey ſich! Verdacht, Argwohn, Furcht, Kaltſinnigkeit, Zurückhaltung, Haß, Verrätherey; und alle verſtecken ſich unter der Larve der Höflichkeit. Man entheiliget nicht mehr den Namen des Höchſten durch Schwüre, aber man ſpricht ihm Hohn durch läſterliche Meinungen, ohne daß unſer Ohr dadurch beleidiget wird. Man rühmt nicht mehr ſeine eignen Verdienſte, man verkleinert aber die fremden. Man beſchimpft ſeinen Feind nicht gröblich, ſondern man verleumdet ihn mit Kunſt. Der Nationalhaß erlöſcht, aber mit der Liebe des Vaterlandes. An die Stelle der verachteten Unwiſſenheit iſt eine gefährliche Zweifelſucht gekommen. Man erkennt gewiſſe Ausſchweifungen für ſchimpflich, gewiſſe Laſter für entehrend, andre aber zieret man mit dem Namen der Tugenden. Man muß ſie haben, oder man muß ſich wenigſtens ſtellen, als ob man ſie habe. ... Auf die Art ſind wir geſittete Völker geworden, und größten Theils haben wir den Wiſſenſchaften und Künſten dieſe heilſame Veränderung zu danken. ... Je ſtärker ſich ihr Licht an unſerm Horizonte ausgebreitet, je weiter iſt die Tugend von

uns geflohen; und eben diese Erscheinung hat man zu allen Zeiten und an allen Orten bemerkt. * * * Egypten war die Mutter der Weltweisheit und der freyen Künste geworden, und bald drauf ward sie ein Raub des Cambyses, der Griechen, der Römer, der Araber, und endlich der Türken. * * * Als Griechenland auf den Ruhm des Witzes und der Gelehrsamkeit am stolzesten seyn konnte, mußte es sich in das macedonische Joch schmiegen. * * * Rom, das von Hirten erbaute, und durch Ackersleute berühmt gemachte Rom, fing schon zu den Zeiten des Ennius und Terentius an auszuarten. Nach den Zeiten eines Ovids, eines Catulls, eines Martials aber ward es, sonst der Tempel der Tugend, ein Schauplatz der Laster, der Abscheu aller Völker und ein Raub der Barbaren. * * * In Asien ist ein Land, wo man durch die gepriesenen Wissenschaften, zu den erhabensten Aemtern des Staats steigen kann. Gleichwohl ist kein Laster zu nennen, welches nicht daselbst herrscht; keine Schandthat, die ihnen nicht geläufig ist. Alle ihre Weisheit hat sie von dem Joche des unwissenden Tartars nicht befreyen können. * * * Die Perser, ein besonders Volk, bey welchem man die Tugend lernte, wie man bey uns die Wissenschaften lernt, die Scythen, die alten Deutschen sind die Beweise des Gegentheils. Alle die lebten ohne Wissenschaften; öfters Ueberwinder, niemals überwunden. * * * Sparta selbst, im Schooße Griechenlands, überzeugt uns, wie tugendhaft man seyn könne, ohne gelehrt zu seyn; wie fest und blühend ein Staat ohne Künste, ohne Wissenschaften, bestehe. * * * O Fabricius, was würde deine große Seele gedacht haben, wenn du, zu deinem Unglücke, wieder aufgestanden wärest, und die blendende Pracht des durch deinen Arm erretteten Roms, welches dein Name mehr, als alle seine Eroberungen, berühmt machte, gesehen hättest. „Götter! würdest du gesagt haben, wo sind die strohern „Hütten, worunter ehemals Mäßigkeit und Tugend wohnten? Welche „verderbliche Pracht hat mit der römischen Einfalt abgewechselt? Was „ist das für eine fremde Sprache? Was sind das für weibische Sit„ten? Was bedeuten diese Bildsäulen? diese Gemählde? diese Gebäude? „Unsinnige! was habt ihr gethan? Ihr, ihr Herren der Welt, ihr „habt euch zu Sklaven nichtiger von euch überwundener Leute gemacht. „Rhetors sind es, die euch beherrschen? Habt ihr deswegen Asien „und Griechenland mit eurem Blute befeuchtet, um Baumeister, Mah„ler und Bildhauer reich zu machen? Wird der Raub Karthagens ei-

„nem Flötenspieler Preis gegeben? Auf, ihr Römer! reisset eure Schau„plätze ungesäumt nieder; zerschmettert diese Marmor; verbrennet diese „Bilder; verjaget diese Sklaven, welche euch unter dem Joche halten, „und deren unselige Künste euch verderben! Laßt fremde Hände durch „eitle Geschicklichkeiten berühmt werden; die einzige den Römern an„ständige Geschicklichkeit ist die Welt zu überwinden, und die Tugend „daselbst herrschen zu lassen. Als Cineas unsern Rath für eine Ver„sammlung von Königen hielt, so ward er weder von eiteler Pomp „noch von ausgesuchter Zierlichkeit verblendet. Er hörte nichts daselbst „von der kindischen Beredsamkeit, nichts von den leeren Künsten die„ser nichtigen Leute. Was schien denn nun also dem Cineas so ma„jestätisch? O ihr Bürger! Ein Anblick rührte ihn, welchen euch nim„mermehr weder eure Reichthümer noch eure Künste verschaffen wer„den; der schönste Anblick, welcher jemals unter der Sonne gewesen „ist; die Versammlung von zweyhundert tugendhaften Männern, welche „alle in Rom zu befehlen und die Welt zu beherrschen verdienten . . . Seht, fährt der Verfasser fort, so sind allezeit Verschwendung und ungezähmte Sitten die Strafe der hochmüthigen Bemühungen, uns der glücklichen Unwissenheit, in welche uns die ewige Weisheit versetzt hatte, zu entreißen, gewesen. Sie hatte uns zu nichts weniger, als zu eiteln Untersuchungen, bestimmt. Lernt einmal, Sterbliche, daß die Natur alle Wissenschaften für uns versteckt hat; so wie eine sorgfältige Mutter aus den Händen ihres Kindes ein gefährliches Gewehr windet. Die Menschen sind verderbt; sie würden noch weit verderbter seyn, wann sie das Unglück gehabt hätten, gelehrt gebohren zu werden.

Er kömmt hierauf zu dem zweiten Theile, und zeigt, daß die Künste und Wissenschaften unsre Laster zur Quelle haben; er zeigt, daß sie uns ohne die Laster und Verschwendung nichts nutzen würden, und daß mit der Bemühung, die einige Wahrheit zu erkennen, eine tausendfache Gefahr in Irthümer zu fallen, verbunden sey. Er beweiset ferner, daß ihre Wirkungen noch weit verderblicher sind. Hierunter rechnet er den Verlust der Zeit. Nichts Gutes thun, sagt er, heißt Böses thun. Ihr nun, ihr stolzen Weltweisen, die ihr uns die Geheimnisse des Himmels verrathen, und die Wunder der Natur aufgedeckt habt, antwortet; wann ihr uns alles das nicht gelehrt hättet, würden wir weniger zahlreich, weniger wohlregieret, weniger furcht-

bar, weniger blühend oder mehr verderbt seyn? Doch, was ist der Verlust der Zeit gegen andre Uebel, welche den Künsten und Wissenschaften folgen? Das größte ist die Verschwendung. Man behauptet, in dieser bestehe die Blüte des Staats. Ein Paradoxon, welches sich nur zu unsern Zeiten hat können denken lassen. So sind gute Sitten zur Dauer eines Staats nicht nöthig? Ist es besser, daß ein Reich glänzend und augenblicklich, oder daß es tugendhaft und beständig ist? Mit Gelde kann man alles haben, nur Sitten und Bürger nicht. Ein neues Uebel, welches die Verschwendung nach sich zieht, ist die Verderbung des Geschmacks. * * * Sage uns, berühmter Arouet, wie viel männliche und starke Schönheiten hast du unsrer falschen Zärtlichkeit aufopfern müssen? und wie viel grosses hat ihm der buhlende Geist zu gefallen, welcher an Kleinigkeiten so fruchtbar ist, gekostet? * * * Doch verderblichern Uebeln weichen kleinere Schaden. Indessen da sich die Bequemlichkeiten des Lebens vermehren, die Künste steigen und die Verschwendung überhand nimmt, wird der wahre Muth entkräftet, und die kriegerischen Tugenden verschwinden. Die Geschichte bestärkt es durchgängig. Die Erhebung des Hauses Medicis und die Wiederherstellung der Künste verlöschte von neuem, und vielleicht auf ewig den kriegerischen Ruhm, welchen Italien vor einigen Jahrhunderten wieder erhalten zu haben schien * * Nicht allein den martialischen, sondern auch den sittlichen Vollkommenheiten sind die Wissenschaften nachtheilig. Man sieht überall unermeßliche Stiftungen, wo die Jugend alles mit großen Unkosten lernt, nur ihre Pflicht nicht * * Unsre Gärten sind mit Bildsäulen und unsre Gallerien mit Bildern ausgeziert. Und was stellen sie vor? Die Vertheidiger des Vaterlands? oder die noch erhabenern Männer, die es durch ihre Tugenden bereichert haben? Abbildungen aller Ausschweifungen des Herzens und der Vernunft sind es, so wie man sie sorgfältig aus der alten Fabellehre gezogen hat; ohne Zweifel, damit den Kindern, noch eher, als sie lesen können, Muster von sträflichen Handlungen vor Augen gestellet würden * * * Die Geschicklichkeiten werden vorgezogen, und die Tugend wird verachtet. Der schöne Kopf erhält Belohnungen, und der ehrliche Mann bleibt immer im Dunkeln. Es giebt hundert Preise für schöne Reden, keinen einzigen für schöne Handlungen * * * * Wir haben Naturforscher, Erdmesser, Chymisten, Sternseher, Dichter, Tonkünstler, Mahler; nur Bürger haben wir nicht * * * Was enthalten denn die

Schriften der bekanntesten Philosophen? Welches sind denn die Lehren dieser Freunde der Weisheit? Wenn man sie hört, solte man sie für einen Haufen Marktschreyer halten, wovon jeder auf öffentlichen Platze ruft: kommt zu mir! von mir allein werdet ihr nicht betrogen ... Was für ungeheure Schriften haben unsre Zeiten ausgeheckt. Die Buchdruckerkunst wird sie als unwidersprechliche Beweise unsres Verderbens auf die Nachwelt bringen und unsre vielleicht gewitzigten Nachkommen werden die Hände gen Himmel strecken und beten. „Allmächtiger Gott! der du alle Geister in deiner Hand trägst, befreye uns „von den Einsichten und den verderblichen Künsten unsrer Väter; und „schenke uns wieder Unwissenheit, Unschuld und Armuth; die einzigen Güter, welche unser Glück befördern, und vor dir angenehm „sind. ... Was soll man von denen sagen, welche die Thüren zu dem Heiligthume der Gelehrsamkeit erbrochen, und den Pöbel hereingelassen haben? Wie viele sind durch sie zu den Wissenschaften verführt worden, welche sich auf Künste, die der Gesellschaft heilsamer sind, würden gelegt haben. Nur diejenigen sollte man dazu lassen, welche was ausserordentliches zu leisten im Stande sind. Diese aber müßte man auf die mächtigste Art ermuntern. Nichts müßte für ihre Hofnung zu hoch seyn. Große Gelegenheiten machen große Geister. ... O Tugend! schließt er endlich; erhabne Wissenschaft einfältiger Seelen, so viel Mühe, so viel Anstalten sind nöthig, dich zu kennen? Sind deine Lehren nicht in unser Herz gegraben? Ist es nicht genug, daß man in sich selbst geht, wenn man deine Gesetze lernen will, und daß man die Stimme seines Gewissens höret, wann die Leidenschaften schweigen? Dieses ist die wahre Weltweisheit; daran wollen wir uns begnügen lernen. Ohne die berühmten Leute, welche sich in der gelehrten Welt unsterblich machen, zu beneiden, wollen wir uns bestreben zwischen ihnen und uns den rühmlichen Unterscheid zu machen, welchen man ehedem zwischen zwey großen Völkern bemerkte; das eine wußte wohl zu reden, das andre wohl zu handeln.

Mit solchen Waffen bestürmet Rousseau die Wissenschaften und Künste. Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet; auch sogar alsdann, wann er zu weit geht. Wir könnten verschiednes einwenden. Wir könnten sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des

Staats zwo Sachen ſind, welche einander begleiten, ohne die Urſache und Wirkung von einander zu ſeyn. Alles hat in der Welt ſeinen gewiſſen Zeitpunkt. Ein Staat wächſt, bis er dieſen erreicht hat; und ſo lange er wächſt, wachſen auch Künſte und Wiſſenſchaften mit ihm. Stürzt er alſo, ſo ſtürzt er nicht deswegen, weil ihn dieſe untergraben, ſondern weil nichts auf der Welt eines immerwährenden Wachsthums fähig iſt, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geſchwindigkeit wieder abnehmen ſoll, als er geſtiegen war. Alle große Gebäude verfallen mit der Zeit, ſie mögen mit Kunſt und Zierrathen, oder ohne Kunſt und Zierrathen gebauet ſeyn. Es iſt wahr, das witzige Athen iſt hin, aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblühet? * * Ferner könnten wir ſagen; wann die kriegeriſchen Eigenſchaften durch die Gemeinmachung der Wiſſenſchaften verſchwinden, ſo iſt es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen ſollen? Und wenn ja den ſtrengen Sitten die Künſte und Wiſſenſchaften nachtheilig ſind, ſo ſind ſie es nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch diejenigen, welche ſie mißbrauchen. Iſt die Mahlerey deswegen zu verwerfen, weil ſie der und jener Meiſter zu verführeriſchen Gegenſtänden braucht? Iſt die Dichtkunſt deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuſchheiten entheiligen? Beyde können der Tugend dienen. Die Künſte ſind das, zu was wir ſie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn ſie uns ſchädlich ſind.

Wie glücklich wäre übrigens Frankreich, wenn es viele dergleichen Prediger hätte. Welcher Damm wird die Laſter, die bey ihnen zu Artigkeiten werden, aufhalten? Welches ſind die Meiſterſtücke, die uns ihr berüchtigter Witz liefert? Sie ſind zu zählen. Die Schriften aber, welche die Religion untergraben, und unter lockenden Bildern die ſchimpflichſte Wolluſt in das Herz flößen, ſind bey ihnen unzählbar. Eine philoſophirende Thereſe wird die Predigerin der Unzucht, und ein unſeliger Grabſtichel hilft der Einbildungskraft derjenigen nach, welche ohne ſeine Schilderungen das Aergerniß nur halb treffen würde. Man ſagt, das der Marquis d'A** Verfaſſer dieſes eben ſo unwitzig als eckel geſchriebnen Buchs ſey. Wir zweifeln aber. Der Urheber der jüdiſchen Briefe hat ſich zwar oft genug als einen Feind der Religion erklärt, niemals aber als einen Feind der Tugend. Thereſe

verräth allzusehr die Schule eines unsinnigen Demetrius. Was ist sie anders als ein Frauenzimmer, welches seine Grundsätze des glücklichen Lebens in Ausübung bringt? Was hat der Verfasser mehr gebraucht, sie zu schreiben, als eine Stirne, welche zur Scham zu eisern ist? Der einzige Vorzug, mit dem er in allen seinen Schriften stolz thut. Bey dieser Gelegenheit können wir den Lesern sagen, daß sich der Marquis d'Argens, nachdem er Berlin verlassen hat, bey dem Fürsten von Monaco aufhält.

Wer kennt alle die übrigen Schriften, wo das Gift unmerklicher, aber desto gefährlicher, ist? Wenn man der Wollust ihre größte Würze, das Geheimnißvolle, entzieht, so wird sie weit weniger verführen, als wann ein leichter Witz einen dünnen Nebel über sie bläset, durch welchen man nur das Ganze und nie alle Theile gewahr werden kann. Von dieser Art ist ein kleiner Roman, unter dem Titel: (*) **Das wahre Vergnügen, oder die Liebe der Venus und des Adonis.** Er kömmt aus dem Schooße Frankreichs, ob uns gleich die Aufschrift Staub in die Augen streuet. Es ist eigentlich eine Nachahmung des achten Gesanges des italienischen Gedichts Adonis von dem Marino. Der Franzose aber hat dem Innhalte Folgen und Verbindungen gegeben, welche man vergebens in dem Originale sucht. Er hat auch einige von seinen eignen Ideen eingeschaltet. Die Vergleichung hat uns gelehrt, daß man, diese zu erkennen, nur die Stellen beobachten darf, wo man am meisten roth wird. Wir können nicht leugnen, daß Schönheiten darinne verschwendet sind, welchen wir einen würdigern Gegenstand wünschen wollten. Die Leichtigkeit, die alte Fabellehre glücklich anzuwenden, und ihren Erdichtungen einige neue beyzufügen, welche mit den bekannten vollkommen übereinstimmen; die Kunst zu verhüllen, und der Neugierde nur dann und wann einen Durchblick zu gönnen, verrathen keinen Stümper. Wann wird man anfangen, die Tugend so reitzend zu schildern, als man jetzo das Laster mahlt?

Durch welches Verhängniß geschieht es, daß man fast allen witzigen Köpfen Frankreichs, von dieser Seite, einen schimpflichen Vorwurf zu machen hat? Welcher von ihnen hat nicht etwas geschrieben, dessen er sich vor Tugendhaften schämen muß? Von dem großen Corneille an bis zu einem Piron haben alle ihren Witz beschimpft. Es ist ih-

(*) Les vrais plaisirs ou les amours de Venus & d'Adonis, à Amsterdam chez Mortimer Libraire 1750. in Octav auf 78 Seiten.

nen gleich, ob sie die göttlichen Harmonien eines Davids wagen, oder ob sie Sinnschriften verfertigen, die auch an der Bildsäule eines Priapus eckel seyn würden. Einer der bekanntesten von dieser Art ist Rousseau; ein Mann, der vielleicht unter allen witzigen Köpfen die meisten Verfolgungen wegen des Mißbrauchs seiner Muse erlitten hat. Wir wollen nicht entscheiden, ob er eben dessen, was man ihm eigentlich zur Last legte, schuld gewesen ist. Das wenigstens, was man von ihm nach seinem Tode gesehen hat, mahlt uns ihn als einen Mann, welcher durch seine tugendhafte Aufführung im reifern Alter, und durch seine großmüthige Ertragung des Unglücks die Ausschweifungen seiner Jugend auf die rühmlichste Art ausgelöscht hat. Wir haben im vorigen Jahre seine Briefe erhalten, welche voller lesenswürdigen Anekdoten sind. In diesem aber hat man uns eine Sammlung von noch ungedruckten kleinen Stücken, die theils ihn zum Verfasser haben, theils von andern verfertigt, von ihm aber für werth erkannt worden sind, nebst seinen Werken aufbehalten zu werden, geliefert. Der Titel dieser Sammlung ist: Schreibetafel J. B. Rousseaus in zwey Theilen.(*) Der Dichter selbst schenkte sie einige Zeit vor seinem Tode an den Hrn. L. D., welcher sie nunmehr, die Ausgabe seiner Werke von 1734. vollständig zu machen, der Welt mittheilet. Sie enthält Oden, Briefe, Cantaten, Allegorien, Erzählungen, zwey theatralische Stücke und eine Menge Sinngedichte. Man weiß, was Rousseau für ein Meister in diesen letztern war. Er wußte das beissende mit dem Scherze so zu verbinden, daß in keinem der Einfall ohne Satyre, oder die Satyre ohne Einfall ist. Wir haben eins zu übersetzen gewagt. Hier ist es.

Als Zevs Europen lieb gewann, [s. Band I, S. 3.]

Die zwey theatralischen Stücke heissen (**) der Hypochondrist, oder die Frau, welche nicht redet, und der (***) Argwöhnische. Beyde sind in Versen. Das erste bestehet aus fünf Aufzügen, und der Stoff ist aus dem Englischen genommen; das letztre nur aus neun Auftritten, und ist nichts, als ein kleiner Entwurf eines vollständigen Stücks, welcher aber werth ist, daß ihn eine Meisterhand auszuführen wagte.

(*) Portefeuille de J. B. Rousseau en II. Tomes à Amsterdam chez Marc Michel Rey 1751. in 12. der erste Theil von 405 Seiten, der zweyte von 252.

(**) L'Hypocondre ou la femme qui ne parle point.

(***) La Dupe de soi-meme, ou le defiant confondu.

Die übrigen Aufſätze ſind faſt alle voller Galle wider ſeine Feinde. Die Nachwelt wird erſtaunen, daß Männer ſich ſo tödtlich haben haſſen können, wovon ihre Hochachtung der eine ſo wohl, als der andre verdient. Ueber ihre kleinen Zänkereyen hinweg ſehend, wird ſie einen Voltaire eben ſowohl als einen Rouſſeau in die Reihe der Dichter ſetzen, welche die Ehre dieſes Jahrhunderts geweſen ſind.

Wird ſie es mit den witzigen Köpfen Deutſchlands auch ſo halten? Wird ſie einen Gottſched und einen Bodmer, einen Scheib und einen Klopſtock in eine Klaſſe bringen? gewiß nicht. Wann es einmal heiſſen wird des verſtorbnen Hrn. von Scheib längſt verſtorbene Thereſiade, ſo wird man den Meßias immer noch ein ewiges Gedichte nennen. Man wartet mit Verlangen auf den Reſt, zu welchem man die inſtehende Meſſe Hofnung gemacht hat. Das Präſervativ, welches der Hr. Prof. Gottſched in ſeinen Gedichten gütigſt dargegen hat mittheilen wollen, wird hoffentlich nur bey ſeinen Schülern anſchlagen. Wie erfreut würden wir ſeyn, wenn er einmal die undankbare Dichtkunſt verlaſſen wollte, und der Welt keine Gelegenheit zu geben ſuchte, ihn auf ſeiner ſchwächſten Seite zu betrachten, da er ſich auf ſo vielen andern zeigen kan, welche ihm alle Hochachtung erwerben. Hätte der Hr. Profeſſor, an ſtatt den Meßias zu tadeln, diejenigen ſteifen Witzlinge angefallen, welche ſich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieſer erhabnen Dichtungsart lächerlich machen, ſo würden wir ihm mit Vergnügen beygetreten ſeyn. Es giebt nur allzuviele, welche glauben, ein hinkendes heroiſches Sylbenmaß, einige lateiniſche Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, ſie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiſte, welcher die erhitzte Einbildungskraft über dieſe Kleinigkeiten zu den großen Schönheiten der Vorſtellung und Empfindung reißt, bemühen ſie ſich, an ſtatt erhaben dunkel, an ſtatt neu verwegen, an ſtatt rührend romanenhaft zu ſchreiben. Kann was lächerlicher ſeyn, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit ſeiner Schönen von Seraphinen ſpricht, und dort ein andrer in einem Heldengedichte von artigen Mädchens, deren Beſchreibung kaum dem niedrigern Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden dieſe Herrn ihre Bewundrer; und ſie haben, große Dichter zu heißen, nichts nöthig, als mit gewiſſen witzigen Geiſtern, welche ſich den Ton in allem, was ſchön iſt, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu ſtehen. Sie bringen übrigens durch die ausſchwei-

fenden Lobeserhebungen, welche sie dem Meßias auf eine Weise ertheilen, die genugsam zu verstehen giebt, daß sie nicht einmal die wahren Schönheiten an demselben empfinden, denjenigen, welche dieses große Gedicht noch nicht hinlänglich kennen, eine Art eines widrigen Vorurtheils dagegen bey. Folgende Sinnschrift mag es beweisen, die wir vor einiger Zeit von guter Hand erhalten haben.

Ihm singen so viel mäßge Dichter, [s. Band I, S. 19.]
Die wenigsten von ihnen verstehen das Erhabne, und halten also alles, was sie nicht verstehen, für erhaben. Was ihnen einmal außer dem Gesicht ist, ist für sie gleich hoch. Solche Richter müssen auch diejenigen suchen, welche ihre erbärmlichen Versuche dem Meßias an die Seite gesetzt wissen möchten. Wären sie nicht der Fabel entwachsen, so würden wir ihnen folgende erzählen.

Zur Feldmaus sprach ein Spatz: ꝛc. [s. Band I, S. 101.]
Der Reim ist es, gegen welchen diese Herren am unerbittlichsten sind. Sie wollen sich vielleicht rächen, daß er ihnen niemals hat zu Willen seyn wollen. Ein kindisches Geklimper nennen sie ihn mit einer verächtlichen Mine. Gleich, als ob der kützelnde wiederkommende Schall das einzige wäre, warum man ihn beybehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierigkeit entsteht, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreissen zu lassen, sondern ihm, als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geschickte Wendungen eine so nothwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, ohnmöglich könne ein ander Wort an statt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verräth man nichts als seine Schwäche in der Sprache und die Armuth an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Utz, Oesen zeigen gnugsam, wie man über den Reim herrschen, und ihm das vollkommne Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr sein Lob, als ein Grund ihn abzuschaffen. Und die von unsern neuern Dichtern, welche ihn verachten, was für Freyheit haben sie einem ungebundenen Geiste verschaft, wenn sie an statt eines schweren Reimes eine noch weit schwerere Harmonie einführen wollen? [s. Band I, S. 173.]

Ein Wahn hat sie berauschet
Der nicht die Fesseln flieht, die Fesseln nur vertauschet,

Die Ketten von dem Fuß sich an die Hände legt,
Und glaubt, er trägt sie nicht, weil sie der Fuß nicht trägt.

Man nennt die Verse seichter Dichter, welche reimen, gereimte Prose, wie aber soll man das Gewäsche gleich seichter Dichter nennen, welche nicht reimen? Wird man nicht sagen müssen: [s. Band I, S. 21.]

Ein schlechter Dichter Spahr? Ein schlechter Dichter? Nein.
Denn der muß wenigstens ein guter Reimer seyn?

Daß aber ein Heldendichter und ein dramatischer Poet die Reime wegläßt, ist sehr billig; denn da verursacht der Uebelklang eines fast immer gleichen Abschnitts einen größern Verdruß, als das Vergnügen seyn kann, welches jene schön überwundenen Hinderniße erwecken.

Monat May 1751.

Wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringet, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plözlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter.

Endlich hat die Welt den ersten Band des Messias erhalten, worinne zu den drey bekannten Gesängen der vierte und fünfte gekommen sind. Er ist dem Könige von Dännemark in einer Ode zugeschrieben. Es versteht sich; wenn der Verfasser des Meßias eine Ode macht, so wird es in der That eine Ode seyn. Sie erhebt den König, welcher ein Menschenfreund ist. = = „Ihn ersahe Gott mit ein„weihendem Blicke, als er gebohren ward, zum Vater des Vaterlan„des = = Umsonst winkt ihm der schimmernde Ruhm in das eiserne Feld, „wo die Unsterblichkeit viel zu theuer durchs Blut blühender Jünglinge, „durch die nächtlichen Thränen der Mutter und Braut erkauft wird = = „Für ihn war der Eroberer zu klein, so bald er zu fühlen begann. „Nie weint er bey dessen Bilde seines gleichen zu seyn = = Nach dem „Ruhme nur weint er, geliebt zu seyn vom glückseligen Volke, Gott „nachzuahmen, der Schöpfer des Glücks vieler Tausend zu werden = = „Er ist ein Christ! = = Er belohnt redliche Thaten, und belohnt sich „zu erst = = Lächelnd schaut er alsdann auf die Muse, welche das „Herz tugendhafter und edler macht = = Er winkt dem stummen Ver„dienst, das in der Ferne steht." = = = = Seht da, die zerstreuten

Glieder des Dichters! Jeder Satz ist eine Schilderung, und jedes Wort ein Bild. Betrachtet sie Stückweise. Eine Schönheit wird die andre hervorbringen, und jede bleibt groß genug, unzählige Anfangs unbemerkte in sich zu enthalten, wann ihr mit der Zergliederung fortfahret. So wird unter dem Schnitte des neugierigen Naturforschers jeder Theil des Polypus ein neuer, und erwartet nur die wiederhohlte Trennung, auch aus seinen Theilen vollständige Ganze dem verwundernden Auge darzustellen. * * Die Versart, welche der Dichter gewählt hat, ist eine Horazische, voller majestätischen Wohlklangs, und ungemein geschickt, die Gedanken so rund zu machen, als möglich. Die drey ersten Zeilen sind Asclepiadeisch und die vierte Glyconisch. Ueberall ist der Werth der Sylben und der Abschnitt genau beobachtet worden, welches man um so vielmehr bewundern muß, je ungewohnter bisher die deutsche Sprache der römischen Fesseln gewesen ist. Diese Genauigkeit scheint unumgänglich, wenn ein bardisches Ohr die kunstreiche Harmonie eines Flaccus fühlen soll. Wir wollen die erste Strophe bezeichnet hersetzen, in Hofnung, daß wir einigen Lesern damit einen Gefallen erweisen.

— ⏑ — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑
Welchen | König der Gott | über die Kö|nige
Mit ein|weihenden Blik | als er geboh|ren ward,
Vom O|lympus her sah,| der wird ein Men|schenfreund
Und des | Vaterlands Va|ter seyn.

Sogar in dem Vorberichte zu der Ode herrscht eine gewisse ungezwungne Hoheit, welche an der Spitze eines Gedichts, wie der Messias ist, sehr wohl läßt. „Der König der Dänen, heißt es, hat „dem Verfasser des Meßias, der ein Deutscher ist, diejenige Musse „gegeben, die ihm zu Vollendung seines Gedichts nöthig war.“ * * Ein vortreffliches Zeugniß für unsre Zeiten, welches gewiß auf die Nachwelt kommen wird. Wir wissen nicht, ob alle Leute so viel Satyre darinne sehen, als wir. Wir wollen uns also aller Auslegung enthalten. Vielleicht daß wir mehr sehen, als wir sehen sollten. * * Nur eine kleine Anmerkung von der nördlichen Verpflanzung der witzigen Köpfe. * * Doch auch diese wollen wir unterdrücken.

Der vierte Gesang enthält die Berathschlagung des jüdischen Synedriums, die Verrätherey des Judas, das letzte Abendmal der Jünger mit Jesu, seinen Gang nach dem Oelberge * * Kaiphas hatte ei-

nen Traum vom Satan gehabt; voller Angſt lag er auf dem Lager, und warf ſich ungeſtüm und voll Gedanken herum.

Wie tief in der Feldſchlacht
Sterbend ein Gottesleugner ſich wälzt; der kommende Sieger,
Und das bäumende Roß, der rauſchenden Panzer Getöſe,
Und das Geſchrey, und der Tödtenden Wut, und der donnernde Himmel
Stürmt über ihm; er liegt und ſinkt mit geſpaltenem Haupte
Dumm und gedankenlos unter den Todten, und glaubt zu vergehen.
Drauf erhebt er ſich wieder, und iſt noch, und denkt noch, und fluchet,
Daß er noch iſt, und ſpritzt mit bleichen ſterbenden Händen
Blut gen Himmel, Gott flucht er, und wollte ihn gerne noch leugnen.
Alſo betäubt ſprang Kaiphas auf, und ließ die Verſammlung
Aller Prieſter und Aeltſten im Volke ſchnell zu ſich berufen. ꝛc.

Wie vortreflich iſt dieſes Gleichniß ausgemahlt! Es iſt eines von denen, welches der Dichter mehr als einmal braucht, und immer auf einer neuen Seite ſchildert; ſo wie Virgil den Löwen ** Es würde eine Beleidigung gegen unſern Leſer ſeyn, wenn wir mehr Stellen ausziehen wollten. Wir würden zu glauben ſcheinen, ein Menſch von Geſchmack könne ſich mit abgerißnen Stücken begnügen.

Der fünfte Geſang enthält die Leiden Jeſu auf dem Oelberge. Die Wahrheit zu geſtehen, dieſe war eine von den Stellen, wo wir den Dichter erwarteten. Er hat unſre Hofnung, er hat ſich ſelbſt übertroffen. Einen einzigen Ort wollen wir bemerken, wo er einen Kunſtgrif anwendet, den man bey dem Virgil für eine Unvollkommenheit anſieht ** Gott war auf Tabor herabgeſtiegen, mit dem Meßias ins Gerichte zu gehen, und die Sünden alle hatten ſich vor ihm verſammelt.

Aber Gott dachte ſich ſelbſt, die Geiſterwelt, die ihm getreu blieb;
Und den Sünder, das Menſchengeſchlecht. Da ergrimmt er, und ſtand jetzt
Hoch auf Tabor und hielt den erzitternden Erdkreis,
Daß er nicht vor ihm verging.

Hier bricht er den Vers ab; und dieſer Ruhepunkt läßt dem Leſer Zeit, ſich von der Laſt dieſes ſchwangern Gedankens, den der Dichter ſelbſt nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt hat, zu erholen. Wann alle die halben Verſe bey dem Virgil, welche ſeine Ausleger Stützen (tibicines) nennen, von gleicher Beſchaffenheit wä-

ren, wie es einige in der That sind, so würden die Kunstrichter sehr auszulachen seyn, die sich die Mühe gegeben haben, sie auf Gerathewohl zu erfüllen.

Unser Dichter hat sich nunmehr seinem erhabnen Belohner genähert. Er befindet sich in Kopenhagen, und ohne Zweifel in derjenigen glücklichen Ruhe, woran die Aufmerksamkeit der Welt Theil nimmt, und welche allezeit die Mutter der ewigsten Werke gewesen ist. Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten keine geringe Seltenheit. Diese Seltenheit aber wird noch weit grösser, wenn der Dichter ein Deutscher ist, und wenn seine Gesänge nichts als Religion und Tugend athmen. * * Könnte man dieses letztre von dem französischen Poeten Piron sagen, so würde vielleicht sein Wohlthäter eine Ursache weniger gehabt haben, sich ihm und der Welt nicht zu entdecken. Diese Begebenheit verdient, daß wir sie unsern Lesern mittheilen. Hier ist der Brief, welchen er an den Verfasser des französischen Merkurs geschrieben hat, der sie am besten erzählen wird.

Mein Herr,

„Ich zweifle nicht, daß Sie nicht an den gehäuften Unglücksfällen, „welche mich seit einem Jahre betroffen haben, Antheil werden genommen haben, wann anders die Nachricht davon bis zu Ihnen gekommen ist. Ich habe ihrer Empfindlichkeit die Erzählung derselben ersparen wollen; einen Zufall aber, welcher mir jetzo den „Augenblick wiederfahren ist, kann ich Ihnen unmöglich verschweigen. „Er ist weit sonderbarer, als alle meine Unglücksfälle gewesen sind, „und ist so beschaffen, daß ich Zeit meines Lebens daran denken werde. „Das ausserordentlichste dabey ist, daß ich nicht weiß, an wen ich „mich deswegen halten soll, noch wodurch und wie ich mir ihn zugezogen habe. Hören Sie nur. Ich erhielt vor kurzem einen Brief „ohne Namen, in welchem man mich bat, mich den und den Tag, „zu der und der Stunde, in der und der Strasse, bey einem gewissen Herrn * * * (welchen ich nicht im geringsten die Ehre hatte „zu kennen) einzufinden, welcher mir sagen würde, was man von „mir verlange.

„Ich begab mich den bestimmten Tag richtig dahin, doch nicht „ohne eine kleine Bewegung, welche bey annahender Entwicklung solcher geheimnißvollen Anweisungen ganz natürlich ist. Hier kömmt „endlich ein gewiß recht rührender Theaterzufall, der aber etwas we-

„niger abgedroschen ist, als die, welche wir auf der Bühne zu sehen „bekommen.

„Dieser Herr * * * war ein Notar, ein sehr wackrer und höf„licher Mann, welcher mir, sobald er mich sahe, die Feder dar„reichte, einen Contract auf 600 Livres Leibrenten, welche zu mei„nem Gebrauch ausgesetzt waren, ohne daß ich einen Heller zu dem „Capitale gegeben hatte, zu unterzeichnen. Er gab mir zugleich eine „Rolle, worinne 25 Louisd'or auf das erste Jahr waren. Sie kön„nen leicht begreiffen, in was für eine Flut von Fragen mein Er„staunen und meine Dankbarkeit ausbrechen mußte. Doch umsonst, „ich bekam keine Antwort. Der Notar verrichtete, was ihm aufgetra„gen war, und die Verschwiegenheit war eine von seinen Vorschriften. „Seine Rolle war aus, meine fängt nunmehr an, und diese ist, den „edeln Urheber des Stücks zu entdecken, oder mit Verdruß zu sterben.

„Es ist kein Stof, den man von der Kanzel ablesen könnte, ob „er es gleich, wie mir es scheint, seyn sollte. Denn ist denn die Kan„zel nur dazu, daß sie strafbare Handlungen bekannt machen soll? „Würde dieser Zufall nicht eben so gut erbauen, als jede andre Ab„dankung? Ich frage Sie darum, mein Herr. Weil es aber doch „der Gebrauch nicht ist, so erzeigen Sie mir wenigstens den Gefallen „und unterstützen meine Begierde denjenigen kennen zu lernen, an „welchen ich mich mit meinen schuldigen Dankfagungen zu wenden habe. „Zeigen Sie diesen Brief einer gewissen Person von ihren Bekannten, „welche Ihnen wohlwill, welche überall in der Welt bekannt ist, „welche alles wissen will, und in der That auch alles weiß, welche „alles sagt, was sie weiß, und zuweilen noch mehr. Sie wird plau„dern, sie wird plaudern lassen, und dadurch wird vielleicht jemand „hinter das Geheimniß kommen. Diese Person ist das Publicum. „Ich bin mit aller Hochachtung, mein Herr ꝛc."

Piron.

Auf diesen Brief folgt eine kleine Sinnschrift, wovon dieses der Einfall ist. „Wann derjenige, welcher gerne Gutes thut, ein Bild „Gottes auf Erden ist, so ist der es noch vielmehr, welcher es un„sichtbar thut." * * * Wir hoffen, daß Leser von Gefühl hierbey al„les empfinden werden, was eine das Licht fliehende Großmuth, und eine Dankbarkeit, welcher man die Hände gebunden hat, empfinden zu lassen fähig ist. Wie schmeichelnd ist diese uneigennützige Wohlthat,

welche dadurch, daß ihr Urheber dem Dichter die Freyheit läßt, sie zuzuschreiben, wem er will, eine Art einer öffentlichen Belohnung wird. Noch schmeichelhafter muß es seyn, wenn man die Ueberzeugung damit verbinden kann, diese Belohnung verdient zu haben, sie durch den Eifer verdient zu haben, die verscheuchte Tugend der Welt an der Hand der ihr geweihten Muse zuzuführen, nicht aber durch einen zügellosen Witz, welcher Himmel und Sitten lächerlich macht, sie erfündigt zu haben.

Wann der Verfasser des Meßias kein Dichter ist, so ist er doch ein Vertheidiger unserer Religion. Und dieses ist er mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spötterey bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, wo sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt, und sich in der Bewunderung verlieret. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr seyn möchte; gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sey. Unser Urtheil schlägt sich allezeit auf die Seite unsres Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftigt, so läßt er ihr keine Zeit auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meisten ein unbestrittner Beweis eben das seyn, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arzeney heilsam ist, so ist es gleich viel, wie man sie dem Kinde beybringt * * Diese einzige Betrachtung sollte den Meßias schätzbar machen, und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind, oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wann es zum Unglücke Männer sind, die bey einer Art Leute, welche immer noch den größten Theil macht, ein gewisses Ansehen haben.

Wir wollen den Lesern einen kleinen Auszug aus der Vorrede, welche der Hr. D. Triller dem jüngst herausgekommenen fünften Theile seiner Gedichte vorgesetzt hat, mittheilen. Man darf gewisse Leute nur an dem gehörigen Orte reden lassen, wenn sie ihre eigne Satyre reden sollen. „Die Liebhaber einer ungezwungnen, leichten „und erbaulichen Dichtkunst sind meine geringen Gedichte noch nicht „überdrüßig. * * Ich überreiche diesen fünften Theil mit der fast zu„versichtlichen Hofnung, daß er nicht gänzlich mißfallen wird * * Sie „sind nicht alle von gleichem Werthe und Nachdrucke * * Wo sie keine „Bewunderung erwecken, so werden sie doch auch keinen Eckel er„regen * *" (Horaz sagt, nicht wir,

Mediocribus esse poetis
Non homines, non dii, non concessere columnæ - -
- - - - - -
- Animis natum inventumque poema juvandis,
Si paulum a summo decessit, vergit ad imum.)

* * „Wir haben diejenige natürliche, leichte, fliessende und mit ei„nem Worte menschliche Art zu dichten, auch in unserm Alter nicht „verlassen wollen, welche wir vormals in der blühenden Jugend „wohlbedächtig angenommen haben * * Sie hat ganzer dreißig Jahr „bey vielen gelehrten und ungelehrten Lesern Beyfall erhalten * * „Man wird auch in diesem Theile keine dunklen, schweren und Räth„selvollen Ausdrücke von den steilen und unwegsamen Alpen, oder aus „der neuen Arche Noah, und den duftigen Cedern von Libanon her „* * viel minder aber so genannte nur schöpfrische Erfindungen antreffen „* * Es sollte mir leid seyn, wenn ich unter die Afterschöpfer gezählt „werden könnte * * Die neuen Heldengedichte, davon bisher so ein „ungestümes Lärmen, zum Trotz der gesunden Vernunft, und Belei„digung des Wohlklangs, allenthalben gehöret worden, sind nur für „die rauhen und schwermüthigen Einwohner des Saturnus * * Unsre „natürlich denkenden Weltbürger werden sie nicht eher verstehen, als „bis sie in reines Deutsch und in eine menschliche Dichtart übersetzt „werden * * * Schöpferisch schreiben, schöpferisch dichten sind strafbare „und unchristliche Ausdrücke * * * Wir wissen aus der Schrift, Ver„nunft und Natur, daß nur ein einziger Schöpfer ist * * Die Welt„weisen, ja Gottesgelehrte selbst hätten es besser überlegen sollen, ehe „sie die Schöpferwürde einem ohnmächtigen Geschöpfe zugeeignet hät-

„ten ** Sie schaffen aber lauter Abentheuer, wie aus der Miltoni-
„schen Gespenster und Geisterhecke, aus Dantes Hölle ꝛc. ꝛc. mit Ent-
„setzen zu ersehen ist ** Wenn diejenigen Schöpfergeister sind, die ein
„paar Dutzend neue und zum Theil gar fromme und büssende Teufel
„ersinnen können, wie sie in den bekannten Faustischen und Wagneri-
„schen Lebensbeschreibungen stehen; die Schaaren von Seraphs eigen-
„mächtig erdichten oder eine frostige und finstre Sonne unter der Erde
„ungeheissen aufgehen lassen, als ob die oberste allgemeine Sonne so
„eine unnöthige Nebengehülfin brauchte: so müssen alle Trunkene,
„Träumende und Mondsüchtige auch in die seltne Classe der schöpferi-
„schen Geister zu setzen seyn *** Die Menge von Gelehrten und
„Kennern ist unzählig, welche mit dieser ungewöhnlichen Art zu
„dichten nicht zu frieden sind ** Viele haben nicht einmal einen Ge-
„sang, oder Ungesang, weil es sich weder reimt noch sonst poetisch
„klingt, ganz aushören können *** Doch diese schöpferische Helden-
„gedichte werden schon mit der Zeit verschwinden, wenn dieses jezige
„fast allgemeine Sinnenfieber wird nachgelassen haben *** Ich wün-
„sche es aus hertzlichem Mitleiden *** Ich würde mir die Mühe
„nicht gegeben haben, mein Urtheil zu sagen, weil an der ganzen
„Sache wenig gelegen, woferne mir es nicht vornehme Standesper-
„sonen anbefohlen hätten ** Opitz, Flemming, Gryphius, Günther ꝛc.
„haben von dieser Art zu dichten nichts gewußt ** Wann sie wieder
„kommen sollten, würden sie sich vermuthlich über diese afrikanischen
„Wundergeburten entsetzen ** Ich danke dem gütigen Himmel, daß
„ich von der Dichtkunst nicht leben darf, sondern weit rühmlicher
„etwas anderes und nützlichers gelernt habe, als meine Versorgung
„mit schöpfrischen Gedichten zu gewinnen, oder mit elenden zusam-
„mengeraften Zeitungsschreiben, und unanständigen Durchhecheln ge-
„lehrter und verdienter Männer das Brod zu verdienen. ** Das
„unhöfliche Schreyen gegen meine unschuldigen, und zum mindesten
„nicht unnützen Gedichte ist ganz vergebens gewesen ** Doch ich habe
„mit diesen lächerlichen Leuten zu lange geschertzt. Ich empfehle dem
„billigen Leser meine mittelmäßige Muse, und verspreche ihm den
„sechsten Theil und einen besondern Band geistlicher Gedichte. Ich bin
„für seine unverdiente Wohlgewogenheit ꝛc.

Hier fehlt nichts, als daß Herr D. Triller nicht noch, nach Maß-
gebung des Orts, wo er jetzo lehrt, die orthodoxe Versicherung hinzu-

fügt, daß der Meßias, (denn dieses Gedichte meint er doch, ob er es gleich nicht nennet,) voller ketzrischen Irrthümer sey. Und wer weiß ob nicht ehstens der elende Geschmack den Aberglaube zu Hülfe ruft. Ein Ungeheuer muß das andere vertheidigen helfen. Aber warum ereifert sich der Herr Professor? Die Historie der Schildbürger wird immer noch gelesen, ob man gleich Clarissen hat. Laßt uns unserm Vaterlande Glück wünschen, daß seine Dichter, nach langen Verirrungen, den wahren Weg des Alterthums gefunden haben! Welche mit den Alten am meisten zu prahlen pflegen, kennen sie am wenigsten. Es giebt Männer, welche auf allen Seiten den Horaz anführen, und in dem ganzen Werke ist nicht eine Horazische Schönheit.

Wir haben mit einer Anmerkung angefangen, wovon der Leser vielleicht schon die Anwendung gemacht hat. Er mag sie aber gemacht haben, wie er will, so müssen wir doch gestehen, daß wir nichts damit suchen, als diejenigen abzuschrecken, welche ihre Schultern einem Werke unterziehen, dem sie nicht gewachsen sind. Hierher gehört der Verfasser eines Gedichts in drey Gesängen; **Jacob und Joseph.** Es ist nichts als eine ausgedehnte Erzählung dessen, was man von der zweyten Reise der Söhne Jacobs nach Egypten, bis auf den Zug des ganzen Geschlechts dahin, in der Bibel findet. Die Erfindungskraft hat wenig dabey gearbeitet; obgleich die Geschichte einer epischen Fabel weit ähnlicher hätte können gemacht werden. Doch vielleicht ist es wider den Sinn des Verfassers selbst, sein Werk auf dieser Seite betrachten zu lassen, und er ist zufrieden einen beträchtlichen Platz unter den historischen Poeten zu finden. Diesen kann man ihm nicht versagen. Hier ist eine Stelle zur Probe. Es sind die Worte des Jacobs, da er seinen Sohn das erstemal wieder umarmet.

Und o, sprach der Erzvater, mit Freuden wollt ich jetzt sterben,
Da ich noch einmal dein Antlitz gesehn, dich noch lebend gesehen!
Welche gräßliche Lücke mit eingestürztem Rande,
Wie der gehnende Schlund des Pardels, mit Zähnen umzäunet,
Brach in mein Leben ein von jenem mühseligen Tag an,
Da du von Dothan nicht wiederkamst, und die Brüder mir sagten,
Joseph hätt ein Raubthier zerfleischt, und den streifigten Rock mir
Brachten, und fragten: Sieh, Vater, obs wohl des Josephs
Gewand sey;
Bis zu dem frölichen Tag, da Juda die bessere Nachricht,

Kaum geglaubte, nicht glaubliche Nachricht, nach Mamre gebracht hat,
Joseph lebt, und Joseph regiert, auch gab ihm Gott Erben.
Alle die Längen von Jahren, die zwischen die Tage getreten,
Hielt die Trauer mich fest und löschte den männlichen Muth aus.
Wehmuth streut auf das Grau der Haare mir Wolken von Asche.
Aber dieß lange Weh ersetzt die vollkommenste Freude,
Diese gesegnete Blicke, wohl werth, sie so zu erkaufen.

Ein gewisser Kunstrichter hat den Rath gegeben, diejenigen Werke mit lateinischen Buchstaben drucken zu lassen, welche verdienten, von den Ausländern gelesen zu werden. Bey dem Jacob und Joseph hätte man die Gothischen Buchstaben also immer noch behalten können.

Mit weit andern Augen muß man die zwey ersten Gesänge des Gedichts, der Sündfluth betrachten. Der Verfasser hat nichts geringes gewagt. Dem Dichter des Noah entgegen zu arbeiten, heißt, wie er selbst sagt, nach einem Ulysses Bogen greiffen, den zu spannen Muth und Sehnen von nöthen sind. „Doch, fährt er fort, der „Verlust selbst in diesem Kampfe ist geringer als die Ehre des Unter„nehmens. Es ist schon ein vornehmer Ruhm der andere oder der „dritte nach dem Sieger zu seyn. Hier sind ansehnliche Gewinnste „auch für die nächsten nach ihm aufgesetzet. Oft ist es sehr schwer, „unter zweyen, deren jeder seine starke Ansprache an den Sieg hat, „zu entscheiden." Dieses ist gewiß, und eine Vergleichung dieser zwey wetteifernden Gedichte wird es am besten lehren. Der Raum nöthiget uns, sie auf das künftige Stück zu versparen. - - Wie stolz wird Deutschland seyn können, wenn alle diese Werke so glücklich zu Stande kommen, als sie angefangen sind. Drey Heldendichter zu gleicher Zeit in Deutschland? Zu viel gutes, zu viel auf einmal!

Wie einsam dagegen sitzt Frankreichs Kalliope! Ein blitzender Witz hat ihr die Larve einer Buhlerin aufgedrückt und ihren majestätischen Purpur mit Flittergolde besetzt. Ihre Trompete ist dem Momus in die Hände gefallen. Will man den Beweis? hier ist er. **Das neue Jahr, ein heroisches Narrengedichte.** (*) Es bestehet aus zehn Gesängen, wovon der längste ohngefehr 80 Zeilen hat. Unter den kleinen Calendern, welche die Franzosen einander zum Neuenjahre schen-

(*) Le nouvel an, Poeme Heroi-Fou. *Aimés-vous la Muscade? On en a mis partout.* Defpréaux à Brochuromanie, l'an du deluge des Almanachs 1751. in 12. 60 Seiten.

ken, ist in diesem Jahre einer in Versen gewesen, welcher der Almanach der Liebe heißt. Man kan sich leicht einen Begrif davon machen. Die Gewalt dieses Almanachs über das schöne Geschlecht ist der Stof dieses Gedichts. Lycoris hat den Lindor bezaubert; er erklärt ihr seine Liebe; Lycoris verwirft sie auf das grausamste: erster Gesang. Amor erscheint dem Lindor am Ufer der Seine, tröstet ihn, und giebt ihm den Almanach der Liebe, mit der Versicherung, daß eine einzige Lection daraus seine Geliebte überzeugen werde, jedes Herz sey ihm Opfer schuldig: zweyter Gesang. Lindor eröffnet das Buch, erschrikt Anfangs da er sieht, daß es ein Calender ist, fasset aber neuen Muth da er den eigentlichen Innhalt sieht: dritter Gesang. Es ist Nacht, Lindor schläft, im Traum erscheinen ihm die Liebes-Götter und Grazien, welche sich über seinen Almanach erlustigen. Er sieht seine Lycoris im Schlafe sich ihm ergeben, er küßt sie im Schlafe. „Wird „man mir glauben, spricht der Dichter, wenn ich sage, daß die Gra„zien, die das alles mit ansahen, finstre Grimassen machten, daß eine „Zweydeutigkeit ihre Tugenden in Harnisch jagte? Nein, nein; die „Zeit der Scham ist vergangen. Die Grazien sind wie andre Schö„nen. Hinter dem Fächer braucht man über nichts roth zu werden ꝛc." vierter Gesang. Der Neuejahrstag bricht an; seine Thorheiten belacht ein Philosoph: fünfter Gesang. Lindor begiebt sich zu seiner Lycoris; sie will ihn nicht anhören, sie wirft sein Geschenke zu Boden; eine alte häßliche Kammerfrau wagt es Schiedsrichterin zu seyn; sie vertheidigt den Lindor; Lindor küßt das Gespenste aus Dankbarkeit mehr als einmal; alle Anwesende lachen darüber, und endlich auch Lycoris: sechster Gesang. Lindor und Lycoris sind allein; er spricht aufs neue von seiner Liebe; die Unbewegliche will ihm nichts als Freundschaft zugestehen. Endlich überreicht er ihr den Almanach; voller Verachtung wirft sie ihn auf den Nachttisch, und schwört ihn nicht zu lesen. Lindor geht fort in der sichern Hofnung seine Geliebte morgen verändert zu finden: siebender Gesang. Die Neugier besiegt die Lycoris; sie liest den Almanach; ihr Herz wird zärtlich; sie geht zur Ruhe: achter Gesang. Lycoris träumt; ihr Traum ist ein wollüstiges Räthsel, welches der Dichter den Traumdeutern zur Erklärung vorlegt: neunter Gesang. Lindor kömt mit anbrechenden Morgen zu seiner Schönen und sie überliefert sich ihm. „Ist dieses gleich eine Fabel, schließt „der Dichter, so hütet euch doch ihr Schönen für die Almanachs in

„Versen; sie verbergen Schlangen unter angenehmen Blumen; der Al-
„manach der Liebe ist der Almanach des Teufels." . . Hat es sich der Mühe verlohnt, daß wir dem Leser diese Kleinigkeit so weitläuftig erzählt haben? Die untermengte Satyre ist fein, sie hat aber nichts als gewisse Modethorheiten zum Gegenstande. Den Ausländern wird sie dadurch unverständlich; und in Paris selbst ohne Nutzen, so bald man diese Thorheiten mit andern abwechselt. Eine Abwechselung worinne Frankreich so sinnreich, als in Veränderung seiner Kleider ist.

Vielleicht ist die Epische Dichtkunst in England glücklicher? Noch bewundert es seinen Leonidas, ein Werk, dessen Schönheit sich einem freyen Engländer in einer Vergrösserung zeigen müssen, worinne sie wenigstens kein zum dienen gebohrner Franzose zu fühlen fähig ist. In diesem Jahre aber hat es unter dem Tittel Scribleriade ein neues komisches Heldengedichte erhalten, welches voller ursprünglichen Witzes ist. Der Held heißt Scriblerus, ein Gelehrter, in dessen Person der Dichter die unnützen Unternehmungen der studirten Don Quixotes unnachahmlich lächerlich macht. Er hat überall des Cervantes ernsthafte Art zu scherzen genau beybehalten, und sie niemals mit dem Drolligten abgewechselt, welche Vermischung zwar vielen gefällt, in der That aber ein Fehler ist. Wir wollen anfangen, dem Leser von dem ersten Buche, mit eingestreuten kleinen Stellen, den Innhalt bekannt zu machen, und in dem künftigen Blatte damit fortfahren. Der Dichter fängt, wie gewöhnlich, mit Beschreibung seines Unternehmens an. Er entdeckt, daß Saturn oder die Zeit der Feind seines Helden sey. Er berührt kürzlich die Ursachen dieser Feindschaft, und zeigt uns den Scriblerus auf einmal in der afrikanischen Wüste. Diese durchzieht er mit seinen Gefährten, die versteinerte Stadt aufzusuchen. (Diese versteinerte Stadt ist in ganz Afrika bekannt, und nicht wenige ansehnliche Personen in Europa haben das Mährchen geglaubt. Shaw erzehlet uns in seiner Reisebeschreibung, daß Ludwig XIV. so überzeugt davon gewesen sey, daß er seinem Gesandten Befehl gegeben habe, ihm den Körper eines versteinerten Mannes, aus dieser Stadt, zu verschaffen, es möge kosten, was es wolle. Zween Janitscharen hätten dem Gesandten auch wirklich einen steinern Knaben um fünf hundert Liv. verkauft, und vorgegeben, daß sie einen grössern Körper ohnmöglich so weit wegbringen könnten ohne von den Arabern

entdeckt zu werden, welche es durchaus nicht zugeben wolten, daß ein Muſelmann, tod oder lebendig, an Chriſten verkauft würde. D. Shaw aber habe ihm bewieſen, daß der verſteinerte Knabe nichts, als die Bildſäule eines Cupids ſey, wie er ihm denn den Ort bemerken laſſen, wo ſie den Köcher von den Schultern abgebrochen hatten.) Saturn glaubt nunmehr Gelegenheit zu haben, ſeine Rache auszuführen, und den Held ums Leben, ja, was ihm noch werther als das Leben war, um ſeine Ehre zu bringen. Er bittet den Aeolus, ihn durch einen Wirbelwind unter den Wogen des Sandes zu vergraben, damit er mit ſammt ſeinen Gefährten in die Vergeſſenheit geſtürzt würde. Nun redet der Held. Eine ſo unedle Todesart wird von ihm verworfen. Voller Gegenwart des Geiſtes beſchließt er alle ſeine geſammelten Raritäten auf einen Haufen zu thürmen, ſie anzuzünden, und ſich ſelbſt in die Flamme zu ſtürzen. „Wie ſelig, ſagt er, iſt der Mann, deſſen Name von einem „ruhmvollen Tode ſeinen prächtigſten Glanz erhält. O hätte das lieb„reichere Schickſal beſchloſſen, daß ich, wie der groſſe Empedocles, in „dem Feuer des Aetna verderben könnte! Oder daß ich das Geſchick „des unſterblichen Plinius theilte, und die Aſche des berüchtigten Be„ſuvs wäre mein Grab geworden! Hätte es beſchloſſen, mein Ende „wie das Ende jener ruhmvollen Stadt zu machen, und mich, mir „ſelbſt ein trauriges Monument, verſteinert daſtehen zu laſſen! Weit „über die Welt würde alsdenn mein wachſender Ruhm erſchallen, und „von allen Muſen in allen Gegenden beſungen werden. Ach! Ein „ſchimpfliches Schickſal ſoll mein hofnungsloſes Haupt unbeweint, un„bemerkt und auf ewig tod vergraben! Doch - - Ich ſollte dieſen un„edlen Tod nicht verſchmähen? - - Nein, unter dem elenden Sande „will ich meinen Geiſt nicht aushauchen. - - Da ich alle meine Augen„blicke würdig zugebracht habe, ſo ſey etwas gethan, wodurch auch „der lezte verherrlichet wird! Ja, der wackere Phönix ſoll mein Bey„ſpiel ſeyn. (- - ach, daß ich den Phönix, ich unglücklicher, nicht „noch habe ſehen ſollen! - -) - - Ja ſein prächtiger Scheiterhaufen er„weckt in mir den erhabenſten Einfall! - - Ich will meine geſammle„Schätze anzünden, und mich ſelbſt der theuren Flamme übergeben." - - Der Gott nimt die Aufopfrung dieſer raren Sammlung als das Zeichen der tiefſten Unterthänigkeit auf, und beſchließt alſo ſein Leben noch zu friſten. Weil er aber doch ſeine gegenwärtige Hofnung zu

Schanden machen will, so führet er den Sturmwind über die versteinerte Stadt und vergräbt sie unter dem Sande. Scribler, welcher unmöglich den Verlust seiner Schätze überleben kan, wird von der Vollziehung seines Vorhabens durch ein Wunder, durch die Dazwischenkunft des Gottes Momus, abgehalten. Nach einem fruchtlosen Forschen von sechs Tagen dringen seine Gefährten auf die Rückreise. Scribler hält eine Rede an sie, und besteht darauf die versteinerte Stadt aufzusuchen; endlich aber redet es ihm Albertus, einer von seinen Gefährten, durch die Erzählung eines erdichteten Traums aus. Scribler hält eine Lobrede auf die prophetischen Träume, und beklagt den Mangel der andern Orakel. „Aber, spricht er, wo ich meine der Ewigkeit geweihte Reise „nun weiter hinwenden soll, das wollen mir keine Ahndungen entdecken, „keine freundliche Schatten mich lehren. Ach daß in unsern unerleuch„teten Tagen kein gelehrter Priester die Opfer mehr erkläret, und mit „prophetischen Auge die Eingeweide durchspähet, oder die herumirrenden „Warnungen des Himmels lesen kan! Keine geheiligten Orakel kom„men mehr zu Hülfe; die Pythia und das Cumäische Mädchen sind „sprachlos. O hätten wir in jenen glüklichen Zeiten gelebt, als der „Trojanische Held und der Griechische Weise herumschweiften! Da hätten „wir vielleicht einen freundschaftlichen Helenus oder Anius gefunden, „welcher geschikt gewesen wäre uns jede Ahndung zu entziffern. Viel„leicht wären wir zu den dunkeln Wohnungen der Hölle gegangen, „und der berüchtigte Tiresias hätte uns unser Schicksal gezeigt!“ Hierauf spricht Albertus: „Ach, nur allzugerecht ist dein Kummer! O „möchte mein weissagendes Herz die gewünschte Linderung verschaffen! „Die klugen Mahometaner haben den Narren und Unsinnigen allezeit „besondere Ehre erzeugt, und dieses sehr weislich. Denn oft, wann „sich die Flügel der Vernunft hoch über irrdische Dinge erheben, so „streifen die Gedancken unter den Wohnungen der Sterne und werden „durch den Umgang mit den Unsterblichen beglückt. Von da aus theilt „alsdann der göttliche Mann den minder erhabenen Sterblichen unter„richtende Wahrheiten aus. In Cairo wohnt ein phrenetischer Weise, „welcher von aller dieser theomantischen Wuth begeistert ist. Ich habe „bemerkt, so oft der Morosoph zum Vorschein kam, ward er von ei„ner unzähligen Menge umringt, und von allen verehret. Jung und „Alt, Jungfern und Weiber küßten die Fußstapfen des seligen Gym„nosophisten. Die brünstige Braut berührte jeden günstigen Theil,

„geschickt, die Kraft der Fortpflanzung zu ertheilen. Endlich thut die „Stimme den heiligen Ausspruch, und die horchende Menge bleibt „staunend stehen. . . Laß uns also, dieses ist meine Meinung, wieder „nach Cairo zurückkehren, und laß den Weisen sich bey dem Narren „Raths erhohlen." Hiermit endet sich das erste Buch. Die besten Erläuterungen des ganzen Gedichts kan man aus den Denkwürdigkeiten des Scriblerus, welche sich in Popens Werken befinden, ziehen, wovon es eigentlich eine Art der Nachahmung ist.

Monat Junius 1751.

Die Regeln in den schönen Künsten sind aus den Beobachtungen entstanden, welche man über die Wercke derselben gemacht hat. Diese Beobachtungen haben sich von Zeit zu Zeit vermehret, und vermehren sich noch, so oft ein Genie, welches niemals seinen Vorgängern ganz folgt, einen neuen Weg einschlägt, oder den schon bekannten über die alten Grenzen hinaus bähnet. Wie unzehlig muß also nicht die Menge der Regeln seyn; denn allen diesen Beobachtungen kan man eine Art der Allgemeinheit geben, das ist, man kan sie zu Regeln machen. Wie unnütz aber müssen sie uns nothwendig durch eben diese Menge werden, wenn man sie nicht durch die Zurückführung auf allgemeine Sätze einfacher und weniger machen kan.

Dieses war die Absicht des Herrn Batteux in der Einschränckung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz, welche er vor einigen Jahren in seiner Sprache herausgab. Er sah alle Regeln als Zweige an, die aus einem einzigen Stamme sprossen. Er gieng bis zu ihrer Quelle zurück und traf einen Grundsatz an, welcher einfach und unversteckt genug war, daß man ihn augenblicklich entdecken konnte, und weitläuftig genug, daß sich alle die kleinen besondern Regeln darinnen verloren, welche man bloß vermittelst des Gefühls zu kennen braucht, und deren Theorie zu nichts hilft, als daß sie den Geist fesselt; ohne ihn zu erleuchten. Dieser Grundsatz ist die Nachahmung der schönen Natur. Ein Grundsatz, woran sich alle, welche ein wirkliches Genie zu den Künsten haben, fest halten können; welcher sie von tausend eiteln Zweifeln befreyet, und sie bloß einem einzigen unumschränkten Gesetze unterwirft, welches, so bald es einmal wohl begriffen ist, den Grund, die Bestimmung und die Auslegung aller andern enthält.

Wir haben nicht nöthig, von dieser glücklichen Arbeit des Hrn. Batteux, welche ohnedem nicht unter das Neueste gehört, weitläuftig zu reden, da sie vor kurzen unter uns durch eine doppelte Uebersetzung bekannt genug geworden ist. Die eine dieser Uebersetzung ist in Leipzig, die andre in Gotha ans Licht gekommen. Man braucht keine weitläuftige Untersuchungen, der ersten den Vorzug zu ertheilen. Ausser dem Anhange einiger eignen Abhandlungen, mit welchen sie vorzüglich pranget, ist die Uebersetzung selbst weit getreuer gerathen; da oft die andre den Sinn des Verfassers verfehlt. Gleich die erste Periode aus dem Vorberichte des Verfassers mag es beweisen. Man beklagt sich beständig über die Menge der Regeln; sie setzen den Verfasser, welcher schreiben, und den Liebhaber, welcher urtheilen will, in eine gleiche Verwirrung. Dieses sagt Herr Batteux; die Gothaische Uebersetzung aber sagt etwas ganz anders. Man beklagt sich, heißt es, täglich über die Menge der Regeln; sie sind so wohl dem Verfasser der SJE verfertigen, als dem Liebhaber der SJE beurtheilen will, beschwerlich. Das SJE bringt einen ganz andern Verstand hinein. Batteux will nicht sagen, daß die Menge der Regeln denjenigen verwirre, welcher die Regeln schreiben oder beurtheilen wolle, sondern den, welcher nach diesen Regeln schreiben oder urtheilen will. Die eignen Abhandlungen, welche zu der ersten Uebersetzung gekommen sind, handeln von der Eintheilung der Künste; von den Zeiten, in welchen die schönen Künste entsprungen sind; von dem höchsten und allgemeinsten Grundsatze der Poesie; von der Einrichtung der Poesie; von der künstlichen Harmonie des Verses; von dem Wunderbaren der Poesie besonders der Epopee, und von den eigentlichen Gegenständen des Schäfergedichts. Sie verbessern theils den Hrn. Batteux, theils setzen sie seine Gedancken auf eine Art weiter fort, welche sie der Nachbarschaft, in der sie stehen, würdig macht. An statt durch einen Auszug Leser von Geschmack anzutreiben, sie ganz zu lesen, dürfen wir nur den Verfasser nennen. Der Name des Herrn Gellerts wird mehr davon versprechen, als die schönsten Stellen, die wir daraus abschreiben könnten.

Wir wollen vielmehr ein ganz neues Werk bekannt machen, welches dem vorhergehenden seinen Ursprung zu danken hat. Es ist ein Brief welcher unter folgender Aufschrift an den Herrn Batteux ge-

richtet iſt. (*) **Schreiben über die Tauben und Stummen, zum Gebrauch derer, welche hören und reden.** Wer ſich an das Schreiben über die Blinden erinnert, welches vor einiger Zeit herauskam, der wird ohne Zweifel gleich bey dem Tittel vermuthen, daß Herr **Diderot** gleichfalls der Verfaſſer davon ſey. Was er jetzo vermuthet, wird er gewiß wiſſen ſo bald er das Werk ſelbſt geleſen hat. Die Aufſchrift ſcheinet nichts weniger zu verſprechen als eine Abhandlung von den Verſetzungen in den Sprachen. Gleichwohl iſt dieſes der vornehmſte Inhalt. Wir ſagen mit Fleiß, der vornehmſte; denn wem iſt die Gewohnheit des Herrn Diderot unbekannt? Er ſchweift überall aus, er ſpringt von einem auf das andre, und das letzte Wort einer Periode iſt ihm ein hinlänglicher Uebergang. Der Name eines Sendſchreibens iſt vielleicht eine kleine Entſchuldigung dieſer Ungebundenheit. Die beſte Entſchuldigung aber iſt, daß alle ſeine Ausſchweifungen voller neuen und ſchönen Gedanken ſind. Wann uns doch alle unordentliche Schriftſteller auf dieſe Art ſchadlos halten wollten. Die Art wie er die Verſetzungen, gegen den Herrn Batteux unterſucht, iſt dieſe. Er glaubt, die Natur der Verſetzungen zu erkennen, müſſe man unterſuchen, wie die oratoriſche Sprache entſtanden ſey. Er ſchließt aus dieſer Unterſuchung, erſtlich, daß die franzöſiſche Sprache voller Verſetzungen ſey, wenn man ſie mit der thieriſchen Sprache und mit dem erſten Zuſtande der oratoriſchen Sprache vergleichet, in welchem ſie ohne alle Regeln der Zuſammenfügung geweſen iſt; zweytens, daß, wann ſie faſt keine von den Verſetzungen habe, die in den alten Sprachen ſo gewöhnlich ſind, man es der neuen peripatetiſchen Weltweisheit zu danken habe, welche die Abſtracta realiſirt, und ihnen in der Rede den vornehmſten Platz eingeräumet hat. Hiervon glaubt er könne man ſich, auch ohne bis auf den Urſprung der oratoriſchen Sprache hinauf zu ſteigen, bloß durch die Betrachtung der Sprache der Geſtus überzeugen. Dieſe Sprache zu erkennen, ſchlägt er zwey Mittel vor; die Erfahrungen nemlich, die man mit einem ſich ſtellenden Stummen machen kan, und der beſtändige Umgang mit einem taub und ſtumm Gebohrnen. Der Begrif eines

(*) Lettre ſur les Sourds & Muets, à l'uſage de ceux qui entendent & qui parlent. Addreſſés à Mr. * * *. *Verſiſque viarum Judiciis raptos; pedibus veſtigia rectis, Ne qua forent* - - Aeneid. lib. 8. 1751. in 12mo auf 200 und etlichen 40 Seiten.

ſich ſtellenden Stummen bringt ihn auf den Einfall den Menſchen in ſo viel beſondre Weſen zu theilen, als er Sinne hat. „Ich beſinne „mich, ſpricht er, daß ich mich manchmal mit dieſer Art einer metaphyſi„ſchen Anatomie beſchäftigt habe. Ich fand, daß unter allen Sinnen, das „Auge der am wenigſten gründliche, das Ohr der ſtolzeſte, der Geruch der „wollüſtigſte, der Geſchmack der abergläubigſte und unbeſtändigſte, das „Fühlen aber der gründlichſte und philoſophiſchſte Sinn wären. Es „würde, ſollte ich denken, eine ſehr luſtige Geſellſchaft ſeyn, welche „aus Perſonen beſtünde, wovon jede nur einen Sinn hätte. Ich „glaube gewiß einer würde den andern für einen Unſinnigen halten; „man urtheile aber, mit was für Grunde. Und gleichwohl iſt dieſes „ein Bild von dem, was alle Augenblicke in der Welt geſchieht; man „hat nicht mehr als einen Sinn, und urtheilet gleichwohl von allem. „Uebrigens kan man über dieſe Geſellſchaft von fünf Perſonen, deren „jede nur einen Sinn hat, eine beſondere Anmerkung machen; dieſe „nemlich, daß ſie, vermöge der Kraft zu abſtrahiren, alle fünfe Geo„*meters* ſeyn können, daß ſie einander vortreflich verſtehen, aber nur „in geometriſchen Sachen verſtehen würden.“ Die Fortſetzung dieſer Gedanken bringt den Verfaſſer auf andre, die wir dem Leſer ganz mittheilen müſſen. „Ich beſuchte, ſpricht er, vor dieſen ſehr fleißig „die Schauſpiele, und ich konnte die meiſten von unſern guten Stü„cken auswendig. Wenn ich mir einmal vorſetzte, eine Unterſuchung „der Geſtus und Stellungen vorzunehmen, ſo begab ich mich auf die „dritten Logen, denn je weiter ich von den Schauſpielern entfernt „war, deſto beſſer war mein Platz. So bald als der Vorhang auf„gezogen war, und alle Zuſchauer ſich bereit machten, zuzuhören, ver„ſtopfte ich mir die Ohren mit den Fingern zu nicht geringer Ver„wunderung derjenigen, die um mich herum waren, und mich, weil „ſie mich nicht verſtunden, bey nahe für einen Unſinnigen anſahen, „der nur deswegen in die Komödie gekommen wäre, daß er ſie nicht „hören wollte. Ich ließ mich ſehr wenig von ihren Urtheilen anfech„ten, und hielt mir ungeſtört die Ohren feſt zu, ſo lange das Spiel „des Schauſpielers mit den Reden überein kam, die ich mir ins Ge„dächtniß rufte. Ich hörte nur alsdann, wenn mich die Geſtus irre „machten, oder ich wenigſtens irre zu ſeyn glaubte. Ach, mein Herr, „wie wenig Schauſpieler können eine ſolche Probe aushalten, und wie „erniedrigend würde für die meiſten von ihnen eine weitre Erklärung

„seyn, in die ich mich einlassen könnte. Ich muß ihnen aber auch „nicht die neue Verwunderung verhehlen, in welche alle um mich „herum fielen, als sie sahen, daß ich bey den pathetischen Stellen „Thränen vergoß, und mir gleichwohl die Ohren immer zuhielt. Nun„mehr konnte man sich nicht länger halten, und die am wenigsten „Neugierigen wagten sich mit ihren Fragen an mich, worauf ich aber „ganz kaltsinnig antwortete: jeder höre nach seiner Art, und „meine Art wäre, mir die Ohren zuzuhalten, um desto besser „zu hören. Ich lachte bey mir selbst über die Reden, welche meine „vielleicht nur scheinende, vielleicht würkliche Narrheit, verursachte; „noch mehr aber lachte ich über die Einfalt verschiedner junger Leute, „welche sich gleichfalls nach meiner Art die Ohren mit den Fingern „zuhielten, und ganz erstaunten, daß es ihnen nicht gelingen wollte. „Sie mögen von meiner Gewohnheit denken, was sie wollen, so bitte „ich sie zu überlegen, daß, wenn man, von der Aussprache richtig zu „urtheilen, die Rede hören muß, ohne den Schauspieler zu sehen, „es ganz natürlich ist zu glauben, daß man, von den Bewegungen „und Stellungen richtig zu urtheilen, den Schauspieler sehen müsse, „ohne ihn zu hören. Der Schriftsteller, welcher sich durch seinen hin„kenden Teufel, durch seinen Gilblas von Santillana, und verschiedne „theatralische Stücke bekannt gemacht hat, Herr le Sage war in „seinem Alter so taub geworden, daß man ihm mit aller Gewalt in „die Ohren schreyen mußte, wenn man von ihm wollte verstanden seyn. „Gleichwohl wohnte er allen Vorstellungen seiner Stücke bey; er ver„lohr kein Wort davon, und sagte so gar, daß er niemals, sowohl von „dem Spiele als von den Stücken selbst, besser geurtheilet habe, als „seitdem er die Schauspieler nicht mehr hören könne. - - Hierauf kommt der Verfasser auf den Nachdruck der Gestus, er führt einige Exempel davon an, welche ihn auf die Betrachtung einer Art des Erhabnen bringen, welche er das Erhabne der Stellung nennet. Die Schwierigkeit, welche man hat, einem taub und stumm Gebohrnen gewisse Begriffe beyzubringen, geben ihm Gelegenheit unter den oratorischen Zeichen die zu erst und zuletzt eingeführten zu unterscheiden. Unter die zuletzt eingeführten Zeichen rechnet er die unbestimmten Theile der Größe, und besonders der Zeit. Er macht hieraus begreiflich, warum einigen Sprachen verschiedne Zeitfälle mangeln, und andere einerley Zeitfall verschiedentlich brauchen. Diese Unvollkommenheiten

geben ihm die Eintheilung an die Hand, die Sprachen überhaupt in einem dreyfachen Stande, in dem Stande der Geburt, der Bildung, und der Vollkommenheit zu betrachten. Bey dem Stande der Bildung zeigt er, wie der Geist durch die Regeln der Wortfügung gebunden worden, und wie unmöglich es sey die Ordnung bey den Begriffen selbst anzubringen, welche in den griechischen und lateinischen Perioden herrscht. Hieraus schließt er, erstlich, daß, die Ordnung in den Theilen der Perioden möge auch in einer alten oder neuern Sprache seyn wie sie wolle, der Geist des Schreibenden doch allezeit der didactischen Ordnung der französischen Wortfügung folge; zweytens, daß, da diese Wortfügung die allereinfachste sey, die französische Sprache, sowohl dieser als andrer Ursachen wegen, den Vorzug vor den alten Sprachen verdiene. „Die Franzosen, spricht er, haben „dadurch, daß sie alle Versetzungen verworfen haben, die Klarheit und „Genauigkeit, die vornehmsten Stücke der Rede gewonnen; Stärke „und Nachdruck aber haben sie dadurch verloren. Ich füge hinzu, „daß die französische Sprache, wegen der didactischen Ordnung, welcher sie unterworfen ist, zu den ernsthaften Wissenschaften weit bequemer, als die griechische, lateinische, italiänische und englische Sprache „ist, diese aber, wegen ihrer Wendungen und Versetzungen, weit vortheilhafter bey den schönen Wissenschaften können angewendet werden. „Wir können besser als jedes andre Volk den Geist reden lassen, und „die Vernunft muß nothwendig die französische Sprache, sich auszudrücken, erwehlen; Einbildung und Leidenschaften aber, werden den „alten Sprachen und den Sprachen unsrer Nachbarn den Vorzug geben. Französisch muß man in der Gesellschaft und in den Schulen „der Weltweisen reden; griechisch, lateinisch und englisch aber auf der „Kanzel und der Bühne. Unsre Sprache wird die Sprache der Wahrheit seyn, wenn sie jemals wieder auf die Erde kommen sollte: die „übrigen Sprachen aber sind die Sprachen der Fabel und der Lügen. „Das französische ist gemacht zu unterrichten, zu erleuchten, und zu „überzeugen; das griechische, lateinische, italiänische, englische aber zu „überreden, zu bewegen und zu betriegen. Sprecht griechisch, lateinisch, italiänisch mit dem Pöbel; französisch aber mit dem Weisen."

Indem er die gebildete Sprache bis zu dem Stande der Vollkommenheit begleitet, stößt ihm die Harmonie auf. Er vergleicht die Harmonie der Schreibart, mit der musikalischen Harmonie, und zeigt erst-

lich daß die erſtre in den Worten die Würkung einer gewiſſen Vermiſchung der ſelbſtlautenden und mitlautenden Buchſtaben, und des Werths der Sylben ſey; daß ſie aber in den Perioden aus der Stellung der Worte entſtehe: zweytens daß die Harmonie der Worte und die Harmonie der Perioden eine Art von Hieroglyphik hervorbrächten, welche der Poeſie beſonders eigen iſt. Er erklärt dieſe Hieroglyphik in verſchiednen Stellen der größten Dichter, und beweiſet, daß es unmöglich ſey einen Dichter in einer andern Sprache vollkommen auszudrükken. Eine von dieſen Stellen iſt die, in welcher Virgil von dem tödlich verwundeten Eurhalus ſagt:

Pulchrosque per artus
It cruor; inque humeros cervix collapſa recumbit,
Purpureus veluti cum flos ſucciſus aratro
Langueſcit moriens, laſſove papavera collo
Demiſere caput, pluvia cum forte gravantur.

„Ich würde weniger erſtaunt ſeyn, ſagt er, wenn ich ſähe, daß „dieſe Verſe durch das ungefehre Untereinanderwerfen der Lettern entſtünden, als wenn ich ſehen ſollte, daß alle hieroglyphiſche Schönheiten derſelben in eine Ueberſetzung gebracht würden. Das Bild „der Hervorquellung des Bluts, it cruor; das Bild des ſterbenden „Haupts, welches auf die Schultern fällt, cervix collapſa recumbit; „das Geräuſche des Pflugs, wenn er durchſchneidet, ſucciſus; die tödliche Mattigkeit des langueſcit moriens; die Weichlichkeit des Mohnſtengels laſſove papavera collo; das demiſere caput, und das „gravantur, welches das Bild ſchlieſſet. Demiſere iſt ſo weichlich „als der Stengel der Blume; gravantur iſt eben ſo ſchwer, als der „Kelch, wann er mit Regen erfüllt iſt. Collapſa bemerkt die Ge„walt und den Fall. Eben dieſe Hieroglyphe befindet ſich doppelt in „papavera. Die zwey erſten Sylben halten das Haupt des Mohns „auftrecht, und die zwey letzten biegen es.“ Der Verfaſſer geht hierauf weiter und zeigt, daß auch in den allerdeutlichſten Dichtern Schwierigkeiten ſind, und verſichert, daß es tauſendmal mehr Menſchen giebt, welche fähig ſind, einen Geometer zu verſtehen als einen Dichter, weil man allezeit tauſend Leute von Verſtande gegen einen Menſchen von Geſchmack findet, und tauſend Menſchen von Geſchmack gegen einen von einem ausgeſuchten Geſchmacke. Er bringt bey dieſer Gelegenheit

eine neue Erklärung der bekannten Verse des Homers an, von welchen man gezweifelt hat, ob sie erhabner oder gottloser sind.

Ζεῦ πάτερ, ἀλλὰ σὺ ῥῦσαι ὑπ' ἠέρος υἷας Ἀχαιῶν,
Ποίησον δ' αἴθρην, δὸς δ' ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι,
Ἐν δὲ φάει καὶ ὄλεσσον, ἐπεί νύ τοι εὔαδεν οὕτως.

„Boileau, spricht er, hat diese Zeilen übersetzt: GOtt zerstreue die „Nacht, welche unsre Augen bedeckt, und streite gleich selbst „wider uns, nur bey hellem Himmel. Seht da, schreyt dieser „Kunstrichter, mit dem Rhetor Longin, die würklichen Gesinnungen „eines Kriegers. Er verlanget nicht das Leben; ein Held war dieser „Niederträchtigkeit nicht fähig; weil er aber keine Gelegenheit sieht, „seinen Muth in der Dunkelheit sehen zu lassen, so verdrüßt es ihm, „daß er nicht streiten soll; er verlangt also, daß der Tag geschwind „anbreche, damit er seinem grossen Herzen wenigstens ein ihm würdi„ges Ende herbey bringe, wenn er auch mit dem Jupiter selbst zu „streiten haben sollte.

Grand Dieu, rens nous le jour, & combats contre nous!

La Motte.

„Ey, meine Herren! werde ich dem Longin und dem Boileau ant„worten; hier ist gar nicht die Frage von den Gesinnungen, welche „ein Krieger haben muß, auch nicht von der Rede, welche er in den „Umständen, worinne Ajax war, führen muß. Homer wußte dieses, „ohne Zweifel, eben so gut, wie ihr. Hier kömmt es nur darauf an, „daß man zwey Verse des Homers richtig übersetze. Und wenn es „nun von ohngefehr geschehen sollte, daß dasjenige nicht darinne „stünde, was ihr lobt; wie würde es denn mit euern Lobeserhebun„gen und Betrachtungen stehen? Was wird man von dem Longin, „dem Boileau und la Motte denken müssen, wenn sie von ohngefehr „etwa gottlose Pralereyen da gefunden hätten, wo nichts als ein erhab„nes und pathetisches Gebet ist? Man lese und überlese die zwey Verse „des Homers so vielmal als man will, so wird man doch nichts als dieses „darinne finden: Vater der Götter und Menschen, Ζεῦ πάτερ, zerstreue „die Nacht, welche unsre Augen bedecket, und wenn du beschlossen hast „uns zu verderben, so verderbe uns wenigstens bey hellem Himmel.

Faudra-t-il sans combats terminer sa carriere?
Grand Dieu, chassés la nuit, qui nous couvre les yeux,
Et que nous perissions à la clarté des cieux.

„Wenn dieſe Ueberſetzung nicht das pathetiſche des Homers ausdrückt, „ſo findet man doch wenigſtens nicht den Mißverſtand darinne, wel„chen Boileau und la Motte hineingebracht haben. Hier iſt gar „keine Herausfoderung des Jupiters: man ſieht nichts als einen Held, „welcher bereit iſt zu ſterben, wann es Jupiter ſo verlangt, und keine „andre Gnade von ihm erbittet, als kämpfend ſterben zu können. „Ζεῦ κάτερ, Jupiter! Vater! Würde ein Menippus wohl den Jupiter „ſo anreden? • • Dieſe Stelle, fähret er fort, beweiſet genugſam, daß „es gar nicht nöthig iſt dem Homer Schönheiten zu leihen, und daß „man oft dadurch in Gefahr kömmt, ihm diejenigen zu nehmen, welche „er wirklich hat. Man mag ein noch ſo großes Genie ſeyn, ſo wird „man dasjenige doch nimmermehr beſſer ſagen, was Homer gut geſagt „hat. Laßt uns ihn erſt verſtehn lernen, ehe wir ihn verſchönern „wollen. Er iſt aber von den poetiſchen Hieroglyphen, von welchen „ich vorher geredet habe, ſo voll, daß man ſich nicht einmal, wenn „man ihn auch zum zehntenmale lieſet, ſchmeicheln darf, alles geſehn „zu haben.“ • • Der Verfaſſer merkt hierauf an, daß jede Kunſt der Nachahmung ihre Hieroglyphen habe, und daß es zu wünſchen ſey, wenn ein kundiger und zärtlicher Schriftſteller ihre Vergleichung unternehmen wollte. Hier giebt er dem Hrn. Batteux zu verſtehen, daß man von ihm dieſe Arbeit erwartet, und daß diejenigen, welche ſeine Einſchränkung der ſchönen Künſte auf die Nachahmung der ſchönen Natur geleſen hätten, berechtiget zu ſeyn glaubten, von ihm eine genaue Erklärung, was denn die ſchöne Natur ſey? zu verlangen. Ohne dieſe würde ſeinem Werke der Grund und ohne jene die Anwendung fehlen. In Erwartung wagt er von der erſten Arbeit ſelbſt eine Probe, wozu er die vortrefliche Stelle des Virgils gewählt hat.

Illa graves oculos conata attollere, rurſus
Deficit. Infixum ſtridet ſub pectore vulnus.
Ter ſeſe attollens cubitoque annexa levavit;
Ter revoluta toro eſt, oculisque errantibus alto
Quæſivit cœlo lucem, ingemuitque reperta.

Die Tonkünſtler und Mahler mögen es beurtheilen, ob er in ihren Künſten den poetiſchen Hieroglyphen gleichgeltende angegeben hat. • • Zum Schluſſe kömmt er auf die franzöſiſche Sprache wieder zurück; er ertheilt ihr noch einmal den Vorzug vor allen Sprachen in den nützlichen Sachen, und ſpricht ihr auch in dem angenehmen ihre Stärke

nicht ab, wann sie in den Händen eines Meisters ist. „Ein Werk, „schließt er, welches von dem Genie unterstützt wird, fällt nie; es „mag in einer Sprache geschrieben seyn, in welcher es will."

Wir haben uns bey diesem kleinen Werke ein wenig lange aufgehalten, und gleichwohl haben wir nichts als einige Blumen daraus aussuchen können. Wir hoffen aber, daß sie dem Leser angenehmer seyn werden, als ein halb Duzend Bücher Tittel, mit einem nichts beurtheilenden Urtheile verlängert, das voller kindischen Ausruffungen, lächerlichen Anspielungen, und unnöthigen Versicherungen ist, wie werth uns der allerwertheste Herr Verfasser sey.

Ein kurzsichtiger Dogmaticus, welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrthümer aus dem angeführten Schreiben des Herrn Diderot heraus zu klauben wissen. Unser Verfasser ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen als sie zu zerstreuen. Ueberall, wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verliert sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit;
v. Kleist.

wenn Schullehrer, in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch ein solcher Weltweise wagt es, Meinungen zu bestreiten, die wir geheiliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen. Wenn man einer Art von Schriftstellern das Handwerk legen will, so sey es diejenige, welche uns das Laster angenehm macht. Dem witzigen Wollüstler nehme man die Feder, welcher sich nicht scheuet, die Mädchenschulen, unglüklich genug, zu vernehmen.

Dieser Gedanke könnte eine Art des Ueberganges zu folgendem Buche seyn, wann wir in einem Blatte, wie das gegenwärtige ist, die Uebergänge nöthig hätten. Der Herr de la Mettrie, ein Name, bey dem man vielerley denken kan, hat die Welt mit einer neuen Geburth seines Witzes beschenkt, welche die Aufschrift führet: Die Kunst zu

genieſſen. (*) Er hätte ſich noch kürzer, ob gleich ein wenig dunkler, faſſen können, wann er ſie die Pornevtik überſchrieben hätte. Wem die geheimſte Bedeutung des franzöſiſchen Worts genieſſen unbekannt iſt, dem wird der Vers aus dem Lucrez zu ſtatten kommen, welcher mehr als ein ganz artigs Bild, anſtatt der Tittelvignette enthält.

Et quibus ipſa modis tractetur blanda voluptas.

Der züchtigſte Begrif, den wir davon machen können, iſt, wenn wir ſagen, daß der Verfaſſer darinne die Wolluſt in ihren verſchiedenen und zwar den ausgeſuchteſten Stellungen mahlt. Die Züge zeigen von keiner Meiſterhand; die Colorite iſt blendend und die Farben ſind mehr unter einander gekleckt als vertrieben. „Vergnügen, hebt er an, höch„ſter Beherrſcher der Götter und Menſchen, vor welchem alles, auch „ſo gar die Vernunft verſchwindet; du weißt wie tief mein Herz dich „anbetet, du weißt alle die Opfer, die es dir gebracht hat. Ich weiß „nicht ob ich an den Lobſprüchen, die ich dir gebe, werde Theil ha„ben; ich würde mich aber für deiner unwerth halten, wenn ich nicht „aufmerkſam wäre mich deiner Gegenwart zu verſichern, und mir ſelbſt „von allen deinen Wolthaten Rechnung abzulegen. Die Dankbarkeit „würde ein allzuſchwacher Zoll ſeyn; ich füge alſo die Unterſuchung „meiner ſüſſeſten Empfindungen hinzu.“ In dieſem Tone fährt er einige Seiten fort, bis er endlich auf der eilſten ausruft: „O Natur! „o Liebe! werde ich auch in das Lob eurer Reitze alle die Entzückun„gen bringen können, mit welchen ich eure Wohlthaten ſchmecke!“ Sollte man nicht glauben, daß nach einer ſolchen Ausrufung ein Franzoſe, das iſt, ein gebohrner witziger Kopf, wie man behauptet, ſich ganz beſonders anſtrengen würde? Wahrhaftig es iſt auch geſchehen. Und wie? Er hat einen Deutſchen ausgeſchrieben. Die Ode des Hrn. von Hallers an Doris iſt es, welcher dieſes Glück wiederfahren iſt. Wir müſſen die ganze Stelle einrücken, damit unſere Leſer nicht glauben, wir ſcherzten. „Komm Phyllis, ſpricht der franzöſiſche Haller, „laß uns in das kühle Thal herabſteigen. Alles ſchläft in der Natur: „wir allein ſind wache. Komm unter jene Bäume, wo man nichts „als das ſanfte Geräuſche ihrer Blätter höret. Der verliebte Zephir „iſt es, welcher ſie belebt. Siehe wie ſie ſich gegen einander bewegen,

(*) L'Art de Jouir. *Et quibus ipſa modis tractetur blanda voluptas. Lucr.* à Cythère. 1751. in 8. auf 8½ Bogen.

„und dir das Zeichen geben: ihnen nachzuahmen.“ Wie unglücklich hat sich der Herr de la Mettrie seinen Raub zu Nutze gemacht. Man vergleiche!

Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den stillen Grund besuchen,
Wo nichts sich regt, als ich und du.
Nur noch der Hauch verliebter Weste
Belebt das schwanke Laub der Aeste
Und winket dir liebkosend zu.

„Sprich Phyllis, fühlst du nicht eine süsse Bewegung, eine angenehme „Wehmuth, welche dir unbekannt ist? Ja, ich sehe den glücklichen „Eindruck, welchen dieser geheimnißvolle Ort auf dich gemacht hat. „Das Feuer deiner Augen wird gelinder; dein Blut rollt mit mehre„rer Geschwindigkeit; es schwellt deinen schönen Busen, es belebt dein „unschuldiges Herz.“

Sprich Doris, fühlst du nicht im Herzen
Die zarte Regung sanfter Schmerzen,
Die süsser sind als alle Lust?
Strahlt nicht dein holder Blick gelinder?
Rollt nicht dein Blut sich selbst geschwinder,
Und schwellt die unschuldsvolle Brust?

„Wie ist mir! Was für neue Empfindungen! sprichst du. . . Komm „Phyllis, ich will sie dir erklären.“

Ich weiß daß sich dein Herz befraget,
Und ein Gedank zum andern saget,
Wie wird mir doch? Was fühle ich ꝛc.

„Deine Tugend erwacht; sie fürchtet überrascht zu werden, und ist es „schon. Die Scham scheint deine Unruhe mit deinen Reizen zu ver„mehren. Dein Ruhm verwirft die Liebe, aber dein Herz verwirft „sie nicht.“

Du staunst. Es regt sich deine Tugend,
Die holde Farbe keuscher Jugend
Deckt dein verschämtes Angesicht:
Dein Blut wallt von vermischtem Triebe,
Der strenge Ruhm verwirft die Liebe
Allein dein Herz verwirft sie nicht.

„Umsonst widersetzest du dich; jeder muß seinem Geschicke folgen; dem

„deinigen hat nichts, glücklich zu ſeyn, gefehlt, als die Liebe. Du „wirſt dich nicht eines Glücks berauben, welches ſich verdoppelt, indem „man es theilt. Du wirſt die Schlingen nicht vermeiden, welche du „der ganzen Welt legſt: wer zweifelt, der hat ſich ſchon entſchloſſen."

Mein Kind erheitre deine Blicke,
Ergieb dich nur in dein Geſchicke,
Dem nur die Liebe noch gefehlt.
Was willſt du dir dein Glück mißgönnen?
Du wirſt dich doch nicht retten können,
Wer zweifelt der hat ſchon gewählt.

„O könnteſt du nur den Schatten von dem Vergnügen empfinden, „welches zwey Herzen ſchmecken, die ſich einander ergeben; du würdeſt „von dem Jupiter alle die verdrüßlichen Augenblicke, alle die leeren „Stellen deines Lebens, die du ohne Liebe zugebracht haſt, zurück „fordern."

O könnte dich ein Schatten rühren
Der Wolluſt die zwey Herzen ſpühren,
Die ſich einander zugedacht,
Du forderteſt von dem Geſchicke
Die langen Stunden ſelbſt zurücke,
Die dein Herz müßig zugebracht.

„Wann ſich eine Schöne ergeben hat; wann ſie nur für den noch „lebt, welcher für ſie lebt; wann ihre Weigerungen nichts mehr, als „ein nothwendiges Spiel ſind; wann die Zärtlichkeit, welche ſie beglei„tet, die verliebten Räubereyen recht ſpricht, und nichts als eine ſanfte „Gewalt fordert; wann zwey ſchöne Augen, deren Beſtürzung die „Reitze vermehret, heimlich verlangen, was der Mund ausſchlägt; „wann die geprüfte Liebe des Liebhabers von der Tugend ſelbſt mit „Myrten gekrönet wird; wann die Vernunft keine andre Sprache „führt, als die Sprache des Herzens; wenn . . die Ausdrücke fehlen „mir, Phyllis; alles was ich dir ſage iſt nichts als ein leichter Traum „von dieſem Vergnügen. Angenehme Wehmuth! ſüſſe Entzückung! „Umſonſt wagt der Witz euch auszudrücken; das Herz ſelbſt kann euch „kaum begreifen."

Wenn eine Schöne ſich ergeben
Für den, der für ſie lebt, zu leben
Und ihr Verweigern wird zum Scherz:

Wann nach erkannter Treu des Hirten
Die Tugend ſelbſt ihn kränzt mit Myrten,
Und die Vernunft redt wie das Herz.
Wann zärtlich Wehren, holdes Zwingen,
Verliebter Diebſtal, reizend Ringen
Mit Wolluſt beyder Herz berauſcht,
Wann der verwirrte Blick der Schönen,
Ihr ſchwimmend Aug voll ſeichter Thränen,
Was ſie verweigert, heimlich heiſcht.

„Du ſeufzeſt, du fühleſt die ſüſſe Annäherung des Vergnügens! Liebe, „wie anbetenswürdig biſt du! Wann dein Bild Begierden erweckt, „was wirſt du nicht ſelbſt thun?“

Du ſeufzeſt, Doris! wirſt du blöde?
O ſelig! flößte deine Rede
Dir den Geſchmack des Liebens ein!
Wie angenehm iſt doch die Liebe!
Erregt ihr Bild ſchon zarte Triebe,
Was wird das Urbild ſelber ſeyn.

„Genieße, Phyllis, genieße deiner Reitze: nur ſchöne für ſich ſeyn, „heißt ſchöne zur Qual der Menſchen ſeyn.“

Mein Kind genieße deines Lebens,
Sey nicht ſo ſchön für dich vergebens,
Sey nicht ſo ſchön für uns zur Qual.

„Fürchte weder die Liebe noch den Geliebten: du biſt einmal Mei„ſterin von meinem Herze; du wirſt es ewig bleiben. Die Tugend er„hält leicht diejenigen, welche die Schönheit beſiegt hat.

Zu dem was haſt du zu befahren?
Laß andre nur ein Herz bewahren,
Das, wers beſeſſen, leicht verläſſt.
Du bleibſt der Seelen ewig Meiſter;
Die Schönheit feſſelt dir die Geiſter,
Und deine Tugend hält ſie feſt.

Wir müſſen noch einige Strophen weglaſſen, welche er eben ſo getreulich untreu abgeſchrieben hat. Ich weiß nicht was der für eine Stirne haben muß, welcher ſich fremde Gedanken auf eine ſo unerlaubte Art zueignet? Was für eine Beleidigung gegen einen tugendhaften Dichter, ſeine unſchuldigen Empfindungen unter priapeiſche Ausruffungen ver-

mengt zu sehen! Es ist das zweyte Unrecht, welches dem Herrn von Haller durch den Herrn de la Mettrie geschieht. Doch vielleicht ist dieses nur eine Folge von dem ersten. Da er in der Zueignungsschrift seines Werks der Mensch eine Machine, sich die Gedichte dieses Mannes gelesen zu haben rühmte, so hat er vielleicht jetzo dadurch daß er sie ausgeschrieben, beweisen wollen, daß er sie würklich gelesen habe, woran man damals zweifeln konnte, weil die französische Uebersetzung noch nicht heraus war. Doch er glaubt wohl gar sein Original verschönert und uns eine Probe gegeben zu haben, wie sehr ein deutsches Gedichte umgeschmolzen werden müße, wenn es im französischen nur erträglich seyn solle? So gut es auch wäre, wann die witzigen Schriften der Deutschen bey den Franzosen bekannter würden, so wenig wollten wir wünschen, daß es durch diesen Weg geschehen möge. Sie würden offenbar mehr dabey verlieren als gewinnen.

Monat September 1751. *)

Die Fortsetzung dieser Materie, weil sie vielleicht nicht nach eines jeden Geschmacke seyn möchte, wollen wir bis auf eine andere Gelegenheit versparen. Den übrigen Raum mögen einige kleine Sinnschriften, und folgendes Schreiben einnehmen, welches eine eben so feine als zu unsern tändelnden Zeiten nöthige Satyre enthält.

An den Herausgeber.

M. H.

Haben sie wohl jemals gehört daß die Gabe anakreontisch zu dichten ansteckt, wie die Elektricität oder wie die Pest? Ich habe in meinem Leben nicht anakreontisch gedichtet und nie geglaubt daß ich einen Trieb oder Geschicklichkeit dazu haben würde. Letztens lase ich über Tische in einer Zeitung eine allerliebste anakreontische Ode: Der Wunsch. Ich setze mich nach Tische hin und denke es wäre doch besser eine anakreontische Ode zu machen als Mittagsruhe zu halten:

Verbaque prævisas res non invita sequuntur.

Ich machte oder ich schrieb vielmehr nachfolgende anakreontische Ode:

Ich kann kein Haller werden
Und in erhabnen Liedern

*) Voraus geht die Abhandlung „über das Heldengedichte der Messias", die Lessing nachher im funfzehnten sechzehnten und siebzehnten Briefe wiederholt hat.

Von hoher Weisheit singen;
Ich kann nicht muntres Scherzen
Mit Wissenschaft zu zieren,
Nach Hagedorns Exempel,
Viel lesen und viel denken;
Ich kann mit Schlegels Fleisse
Mit Schlegels großem Geiste
Kein Trauerspiel erfinden,
Ich kann nicht Fabeln machen,
Wie Gellert zärtlich fühlen,
Wie Gellert edel denken;
Was Henker soll ich machen
Daß ich ein Dichter werde?
Gedankenleere Prose
In ungereimten Zeilen
In Dreyquersingerzeilen
Von Mägdchen und von Weine
Von Weine und von Mägdchen
Von Trinken und von Küssen
Von Küssen und von Trinken
Und wieder Wein und Mägdchen
Und wieder Kuß und Trinken
Und nichts als Wein und Mägdchen
Und nichts als Kuß und Trinken
Und immer so gekindert,
Will ich halb träumend schreiben.
Das heissen unsre Zeiten
Anakreontisch dichten.

Sie glauben nicht M. H. wie leichte mir diese anakreontische Ode geworden ist. Ich dächte unsere anakreontische Dichter könnten ihrer in einem Jahr mehr machen als ein Nürnberger Künstler Stecknadeln oder Glascorallen. Aber ich sehe auch mit Betrübniß, daß mancher vortrefliche Kopf der ein großer Anakreonte werden würde, aus Mangel des Unterrichts zurück bleibet. Letztens hörte ich beym Spatzierengehen ein Paar Kinder folgendes Liedchen singen;

Guckt er nicht raus guckt sie doch raus,
Guckt sie nicht raus guckt er doch raus. B. A.

Glauben sie nicht M. H. daß der glückliche Dichter dieses Liedes einen vortreflichen Ansatz zu einem anakreontischen Dichter gehabt hat? Erstlich ist es gereimt und auch nicht gereimt, wie man es haben will, darnach ist eine so allerliebste Gedankenleere Tändeley mit den Tönen darinnen als man nur in einer anakreontischen Ode verlangen kan. Er und Sie die Hauptpersonen einer anakreontischen Ode sind auch da; kurz ich glaube der artige Kopf welcher dieses Liedchen gemacht hat, hätte es auch wohl dahin gebracht eine anakreontische Ode zu machen in der Trinken und Küssen nicht genannt wäre, welches eine Erfindung in der anakreontischen Dichtkunst wäre, auf die man einen Preiß setzen sollte. Ich bin ꝛc.

Antipompil.

Monat October 1751.

Das einzige Denkmahl, woraus man sich einen Begrif von der Artigkeit der alten Römer, von ihren feinern Sitten, dem Geschmacke in ihren Ergötzungen, dem Tone ihrer Gesellschaften, der Wendung ihrer zärtlichen Gesinnungen, machen kan, ist des Ovids Kunst zu lieben. Hundert Werke werden uns jene Beherrscher der Welt als grosse, mächtige und tugendhafte Geister schildern, dieses allein schildert sie uns als Geister, welche empfunden, ihre Empfindungen geläutert und die Natur zur schönen Natur ausgebildet haben.

Von dieser Seite ist dieses Gedichte unschätzbar. Es hat eine andere Seite, die es weniger ist, diejenige nemlich, auf welcher es seinem Titel widerspricht. Lehrte Ovid die Kunst zu lieben, er würde der liebenswürdigste und unschuldigste Dichter seyn. Die schamhafteste Jugend würde ihn lesen, und jener Trieb der Natur würde ein Führer zur Tugend werden, da er bey denen, die ihn nicht zu ordnen wissen, ein Verleiter zu den unsaubersten Ausschweifungen wird. Allein Ovid lehret die Wollust, jene sinnliche, die ohne Zärtlichkeit des Herzens vom Genuß zum Genusse schweift, und selbst in dem Genusse schmachtet.

Verschiedene Neue scheinen den Widerspruch, welcher bey dem römischen Gedichte zwischen dem Titel und der Ausführung ist, eingesehen zu haben. Wie schwer ist es dasjenige gut zu machen, was ein Ovid schlecht gemacht hat! Jeder von seinen Nacheifrern hat sich ein besonder Lehrgebäude von der Liebe gemacht. Des Italiäners Pietro Michele arte degli amanti ist eine Sammlung süsser Grillen und

wortreicher Tändeleyen. Kan auch ein Italiäner von der Liebe schreiben ohne zu platonisiren? Die Maximen der Liebe des Grafen von Bussy sind lächerlich ernsthafte Stoßgebetchens, und was die kalte Frau von Lambert von dieser feurigen Leidenschaft sagen will, sind metaphysische Grübeleyen, die nach dem Hotel de Rambouillet schmecken. Wo hin und wieder ein Deutscher die Liebe zu seinem Gegenstande gehabt hat, da wird man schwerlich mehr als schulmäßige Declamationes finden, welche die Ohren füllen, und dem Leser nichts zu fühlen geben, weil die Verfasser nichts gefühlt haben.

Ein liebenswürdiger Franzose ist glücklicher gewesen. Bernard hat uns in seiner Kunst zu lieben ein Gedichte geliefert, welches diesen Titel behauptet. Schon seit fünf bis sechs Jahren hat die Welt unvollständige Abdrucke davon gelesen, und mit Vergnügen, so unvollständig sie gewesen sind. Nur erst zu Ende des vorigen Jahres hat man eine getreue, verbesserte und ganze Ausgabe erhalten. Wir würden weniger berechtiget seyn ihrer hier zu gedenken, wenn sie in Deutschland mehr bekant geworden wäre. Sollten wir glauben, daß ein Auszug deswegen mißfallen sollte, weil hinter dem L auf dem Titel nicht noch ein I stehet? *

Dieses neue Gedichte, welches aus sechs Gesängen bestehet, lehret die Kunst die Liebe dem Wohlstande zu unterwerfen, den Pflichten und den Sitten; doch ohne ihr Zwang anzuthun, ohne ihr ihre Reitze zu nehmen, ohne sie Einschränkungen auszusetzen, die sie vernichten; mit einem Worte, ohne von ihr zu verlangen, daß sie keine Leidenschaft sey. Der Dichter hat sich nicht vorgesetzt die Natur zu ersticken, sondern die Liebe zu lehren, wie sie ein ehrlicher Mann zu empfinden, und das zärtlichste Frauenzimmer beyzubringen wünscht. Das ganze Werk läuft auf den Lehrsatz hinaus: man kan sich durch nichts als durch gute Eigenschaften beliebt machen.

Wir wollen von Gesang zu Gesang gehen, um den Leser in Stand zu setzen den Plan zu übersehen; und wollen hin und wieder kleine Stellen einrücken, um ihn in den Stand zu setzen, von der Ausführung zu urtheilen.

Der erste Gesang fängt sich mit der Entdeckung des Vorsatzes, und

* L'art d'aimer, nouveau poeme en six chants par Mr. ****; edition fidele & complette, enrichie de figures. à Londres, aux depens de la compagnie. MDCCL. en 8.

den gewöhnlichen Anrufungen an. „Ohne Lehrmeister lernt man lie„ben, ohne Kunst seufzet das Herz; denn die Liebe ist eine Neigung, „die die Natur einflößt. Aber dem Gesetze der Pflichten ihre schönen „Flammen zu unterwerfen, das widrige Schicksal zu erweichen, die „Gunstbezeigungen für den Preiß der Beständigkeit zu erkaufen, den „Argwohn bleicher Mitbuhler zu ersticken; dazu gehöret eine Kunst, „dazu gehören Lehrmeister und Regeln." Dieser Entwurf, hoffen wir, muß den schärfsten Sittenrichter auf das Trockene setzen. Der Dichter weiß von keiner Muse außer von seiner Zulni, „die Geliebte, deren Reitz die Tugend borgen würde, wenn sie sterblichen Blicken sichtbar werden wollte. „Wende diese Augen auf mich, worinne dein „Hertz sich bildet, wo die Schamhaftigkeit wohnet, und die siegende „Liebe lächelt. Ein einziger deiner Blicke bringt jenes erhabene Feuer, „jene göttliche Flamme, die die Töne der ewigen Sänger beleben, in „meine Seele. Sey meine Muse. Wo soll ich eine zärtlichere finden? „Komm führe meine Hand, leihe meinem Liede deine Anmuth. In„dem ich die Liebe erhebe, singe ich dich, Zulni!" — — Nunmehr tritt der Dichter ins Feld. Er lehrt den himmlischen Ursprung der Liebe, er lehrt, daß sie nach diesem Ursprunge das schönste Geschenk sey, welches das Schicksal auf die Menschlichkeit fliessen lassen, er lehrt, daß sie nur durch die Vermischung mit unsern Lastern tadelhaft wird; daß ihr alle Herzen den Zoll schuldig sind; daß sie früh oder späte sich Meister davon macht; daß man die Zeit der Empfindlichkeit, der Jugend dazu anwenden müsse; daß in der Welt eine Person sey, welche das Schicksal uns zu lieben, und von uns geliebt zu werden bestimmt habe. „Unsere Neigungen sind bestimmt, „umsonst sind unschiffbare Meere unüberwindliche Scheidemauern zwi„schen zwey jungen Herzen, gebohren einander zu fesseln. Ein un„vermutheter Augenblick bringt sie zusammen. Wäre sie auch unter „dem brennenden Himmelsstriche gebohren, wo Phöbus die wilden „Mexicaner bereichert; lebte sie auch auf den gefrohrnen, wüsten und „schrecklichen Bergen, um die sich der Scythe und die Bäre streiten, „auf den Bergen, den Gräbern der Welt, wo die Natur erblasset; „und der Himmel hat ihr die Beherrschung eurer Wünsche vorbehal„ten; so wird nichts diese ewigen Rathschlüsse hintertreiben." Nur, fährt der Lehrer der Liebe fort, muß man den Augenblick erwarten; und sich nicht darinne zu betriegen, zeigt er welches die Merkmahle der

wahren Liebe ſind. „Von den Reitzen einer jungen Schönheit geblen„det bleibt man bey dem erſten Blicke unbeweglich, bezaubert. Das „Herz fühlt die Annäherung der Liebe; die Sinne werden verwirrt, „die Stimme wird ſchwach; das Herz ſcheint ſich loszureiſſen, und dem „Gegenſtande nachzufolgen. Alles erneuert dem Auge das Bild davon; „alles mahlt euch ſeine Reitze, alles redet euch von ihm. Abweſend „betet ihr ſie an; ſie iſt gegenwärtig und ihr erbleichet. Eure ge„meinſten Reden ſcheinen verworren; ihr drückt viel aus und empfin„det noch mehr. Zeigt ſich einige Hofnung, die Furcht theilet ſie. „Furchtſam, ungewiß, voll von einer redenden Verwirrung, fallen die „Blicke nur zitternd auf ſie. — — Ja gewiß, dieſer iſt der bezau„bernde Gegenſtand, welcher euch zu gefallen, gebohren ward. Und „hat ein ſolches Schickſal unter ſo viel Reitze ein für die Tugend ge„bildetes Herz verborgen, iſt ihr Geiſt eben ſo groß als ihre Schön„heit, ſo liebt, ſo unterwerft euch ohne Murren." — — Allein wie oft widerſetzen ſich Geitz und Hochmuth dem Fortgange der Liebe. Glückliche Zeiten der erſten Welt, da ein König, wenn er liebte, nicht ſeine Krone, ſondern die Heftigkeit ſeiner Liebe prieß! — — Hierauf beſchreibt der Dichter die Sprache der Augen, die erſte Sprache der Verliebten, ihre Gewalt und ihre Bequemlichkeit. Wo die Augen antworten, da iſt das Herz nicht taub. Doch jemehr eine Schöne nicht hintergangen zu werden wünſchet, deſto mehr fürchtet ſie es. Auf der Art des Angriffes beruhet das meiſte; ein Herz das man wohl angegriffen hat erobert man gewiß. Man verſchaffe ſich eine erſte Zuſammenkunft; man drücke ſich lebhaft und ungezwungen aus. Eine übel aufgenommene Erklärung muß die Hofnung nicht benehmen. Gebt mehr auf das übrige Betragen der Schönen Acht, als auf ihre Rede. Schreibt ihr, wenn ſie zu ſprechen unmöglich iſt. Die Liebe war es ja, welche die Kunſt die Worte abzumalen und den Ton ſichtbar zu machen erfand. Nunmehr zeigt der Dichter, was für Mittel anzuwenden ſind, wann die Schöne hartnäckig darauf beſteht, unempfindlich zu ſcheinen. Er erläutert ſeine Lehre mit einem Beyſpiele des Herzogs von Nemours und der Prinzeßin von Cleves. Eine angenommene Gleichgültigkeit lockt das geheimnißvolleſte Herz aus. Was feſte genug zu ſeyn ſcheinet hält man nicht; man hält nur das, wovon wir fürchten, es möchte uns entwiſchen.

Die Glieder des zweyten Geſanges ſind folgende. Die Gelegenheit

ist oft der Liebe vortheilhaft; man muß ihren schnellen Flug anzuhalten, ihr zuvorzukommen und sie bey der Stirne zu fassen wissen. Der Liebhaber und Soldat müssen geschwind seyn. — — „Folget „überall den Schritten eurer Schönen; sehet nichts, bewundert nichts, „liebet nichts, als ihre Reitze. Die zärtliche Liebe belohnt sich zuletzt „und man gefällt dem Gegenstande, welcher empfindet, daß man ihm „gefallen will." Die Orte wohin man die Geliebte vornehmlich begleiten muß, sind die Komödie, die Oper, die Spatziergänge. „Der Schau„platz ist den Wünschen der Verliebten günstig und das Herz zu er„weichen bietet er glückliche Augenblicke an. Durch ihre Teuscherenen „macht die zaubernde Scene ihren Betrug angenehm, schmeichelt, reitzet „und bewegt ꝛc. — — Alljuliebenswürdige Goßin, bricht der Dich„ter zum Schlusse dieser Materie aus, empfange hier den Preis, den „dir tausend von deinen Reitzen besiegte Liebhaber darbieten. Ja, die „schmeichelnden Töne deiner rührenden Stimme, deine Thränen, deine „Blicke, deren Anmuth bezaubert, schiessen überall siegende Pfeile der „zärtlichsten Liebe ab. Sie herrschet durch deine Augen; dir ist sie „alle Herzen schuldig. Glücklich, wer dich sehen kan, wer mit dir „sprechen, wer dich hören kan! Glücklich, wer dir gefallen kan! Glück„lich den dein Mund mit einem kostbaren Lächeln beglückt, wer sein „Glück in deinen bewegten Augen lieset! Empfange diese Verse, die „die Liebe erzeugte. Ich singe ihre Reitze und du machst sie be„kannt." — — Wenn wird unser deutsches Theater eine Goßin bekommen, welche einen Dichter in so süsse Entzückungen zu versetzen fähig ist? — — Der zweyte Ort, wohin man der Schönen folgen muß, ist die Oper, der Tempel der Liebe, wo sie alle Sinnen aufbietet sie durch sich einzunehmen. „Verliebte, strömet in diese prächtige „Schauspiele. Die allzeit siegende Liebe weiß da von keinem Hinderniße, „und alle vereinigte Künste bieten alle Arten des Vergnügens an. „Sucht ihn, redet ihn an, den Gegenstand eurer Wünsche. Die „schmeichelnde Harmonie der Lullischen Töne, welche die Liebe mit „den Gesängen des Quinaut verband, wird sie ganz mit einer schmach„tenden Verwirrung erfüllen, und auf ihrem Munde werdet ihr die „Strenge erblassen sehen. Wenn Cadmus feyerlich die Treue schwört, „so werden ihre Augen euch eine ewige Liebe schwören. — — Clio „glänzet im Winter, Flora im Frühlinge; jede hat ihre Zeit. Liebt „die reitzenden Betrügereyen der ersten, doch vergeßt nicht, daß man

„auch der Natur ihre Augenblicke geben müsse. — — Unter jenen „wachsenden Lauben, wo die Götter des Lachens herumflattern und „Philomele durch zärtliche Klagen entzückt; da könnt ihr dem geliebten Gegenstande eure zärtlichsten Gesinnungen durch eure Augen erklären. Laßt eure Begierden in allen euren Bewegungen lesen; alles „entdecke an euch die heftigste Glut. Habt einen traurigen Anblick, „einen langsamen Gang. Suchet nichts als ihre Augen, fliehet sie „dann, und suchet sie wieder. Ueberall wird euch ihr Herz folgen, „und schalkhaft wird die Liebe sie ihre Zärtlichkeit verrathen lassen." — — Hierauf weiset der Dichter, wie natürlich dem Frauenzimmer die Begierde zu gefallen sey. Diese ist ihre erste und letzte Leidenschaft. Gleichwohl ist es bey seiner Liebe unruhig. Diese Unruhe ihm zu benehmen, sie ihr bey einer geheimen Zusammenkunft zu benehmen, da lasse der Liebhaber seine Stärke sehen. Er finde sich zuerst an dem bestimten Orte ein; er suche sie durch Versicherungen, durch Schwüre, durch Thränen zu gewinnen. — — „Sind Thränen nöthig sie besser zu überzeugen, so lasset ganze Ströme derselben aus den Augen „brechen. Weinet! die zärtlichste Liebe ergötzt sich an Thränen, und „ihre süsseste Stille entstehet aus der Unruhe. Ihre theuersten Myrten sind mit Thränen befeuchtet, und wer nicht weinen kan, kennet „ihre Anmuth nicht. — — Endlich siegt die Liebe und die Strenge „wanket. Die Zärtlichkeit flimmert in den schmachtenden Augen; die „Unbewegliche wird bewegt, und erkühnt sich nicht den Fuß aus der „Falle zu ziehen, die ihr gefällt. Erntet dann den ersten Genuß auf „ihrer zitternden Hand ein; ein Kuß redet ans Herz, denn er ist die „Sprache des Herzens. Liebe, umsonst flieht man dich! Alles empfindet deine Gewalt, alles weichet deinen Reitzen; so gar das stolze Gespenst, die eitle Weltweisheit. Kom, Koloſſus von Rauch, siehe „den Hochmuth eines deiner größten Meister biegen, und lerne dich „kennen." Hierauf beschließt der Dichter den zweyten Gesang mit der Erzählung der Liebe des Cartes; die uns aber ein wenig trocken vorkommt. Sie hat zwar ihren guten historischen Grund, da man weiß daß dieser Weltweise in Holland eine Tochter, mit Namen Francine gehabt hat: so wie Newton einen Sohn. Der einzige Punkt worinn der Verfechter und der Vernichter des leeren Raumes vielleicht einander gleich gewesen sind.

Im dritten Gesange werden die Eigenschaften beschrieben, die ein

Liebhaber haben muß, wenn er gefallen will. Der Dichter fängt mit einer doppelten Allegorie der laſterhaften und nichtigen, und der weiſen und dauerhaften Liebe an. Vor allen muß man ſich bemühen den Character des geliebten Gegenſtandes zu erforſchen. „Seine Geliebte „zu bezwingen, muß man aufmerkſam ihr zu gefallen, und von ſeinem „Vorſatze ganz erfüllet ſeyn; nach ihrem Geiſte, nach ihrem Geſchmacke „muß man ſich falten, denken, lieben, handeln wie ſie, und ſich ganz „in ſie verwandeln. Iſt ſie eine Schülerin der ernſten Weisheit, trägt „ſie in ihrem Herzen ein langſames Feuer, welches ſie beſtreitet? Geht „nicht allzukühn fort, und ſchonet ihre Tugend. Vereinigt ſie mit der „Liebe einen philoſophiſchen Geiſt? Redet, den Malebranche in der „Hand, nichts als Metaphyſik. Tadelt ſie? Tadelt. Lobt ſie? Lobt. „Tanzet ſie? Tanzet. Singt ſie? Singet. Mahlt ſie? bewundert ihre „Werke. Lieſet ſie euch ihre Verſe? verſchwendet die Lobeserhebungen." — — Dieſe Erforſchung der Charaktere muß auf beyden Theilen ſeyn, und keines muß glauben, der Verſtellung berechtiget zu ſeyn. Wer tugendhaft iſt der ſcheint es, und die Verbergung der wahren Geſtalt iſt ein gewiſſer Beweis von ihrer Häßlichkeit. Man beſtrebe ſich alſo durch Verdienſte liebenswerth zu werden; aus der Hochachtung entſpringt die Liebe; man habe die Geſinnungen und die Aufführung eines Mannes, der die Welt kennet; man trotze nicht auf äuſſerliche Vortheile, die nur von allzukurzer Dauer ſind; man ſchmücke ſeinen Geiſt mit dauerhaftern Reizen; man verbinde mit der Zärtlichkeit des Witzes großmüthige Geſinnungen des Herzens; man fliehe das gezwungene Betragen eines Stutzers; man ſey gleichförmig in der Aufführung; man prahle nicht mit Metaphyſik und Verſen, eine Prahlerey, die der üble Geſchmack zu rechtfertigen ſcheinet; man vermeide den lächerlich koſtbaren Ton der Neologiſten; man ſey kein Luſtigmacher, der die geringſten Fehler auch ſeiner Freunde anfällt; die Wahrheit wohne allezeit auf den Lippen; nie komme ein Ausdruck in den Mund, der die Schamhaftigkeit roth macht und die Unſchuld zum Schaudern bringt; man halte ſich zu Groſſen, deren Umgang die Schule der Tugend und Artigkeit iſt. — — Hier iſt der Dichter gedoppelt ein Dichter; und die Schmeicheleyen die er dieſem und jenen franzöſiſchen Hofmanne macht, den er mit Namen nennt, ſind nicht zu überſetzen. — — Doch die Welt allein bildet einen vollkommenen Menſchen nicht. Das Leſen der beſten Schriftſteller muß dazu kommen. La Fontaine, Moliere, Racine, Re-

gnard, Nericaut, La Chaussee, Gresset, Chaulieu, Bernis, und wer sie sonst sind, die Mahler, welche Natur und Kunst gebildet hat, die Helden der Gesinnungen, die das edelste Feuer belebt! — — Hiebey vermeide man das französische Vorurtheil, die Nachbarn zu verachten. „Es „giebt gewisse in ihre Sphäre eingeschränkte Geister, die nur den Him„melsstrich preisen, unter welchem sie gebohren sind, furchtsam ihren „Großältern nachschleichen und nur die Güter loben, die vor ihren „Augen wachsen. Für sie ist ausser Paris kein Genie anzutreffen, und „das Chaos fängt an da wo sich Frankreich endet. Leget diesen närrischen Hochmuth, den ihr mit der Milch eingesogen habt, ab. In „den wildesten Gegenden giebt es Pilpais. Der abergläubische Spa„nier, der selbmörderische Engländer haben Sitten und Gaben. Er„forschet ihren Geschmack und macht euch die Schätze zu Nutze, welche „die Natur andern Ufern vorbehält.“ — — Dieses sind Lehren, welche kluge Franzosen ihren Landesleuten noch unzähligmal wiederhohlen und unzähligmal umsonst wiederhohlen werden. — — Nunmehr kommt der Dichter auf den Zweykampf, der Frucht des falschen Muths. Er beschreibt alle schreckliche Folgen derselben, und will in einer kleinen Geschichte lehren, wie vermögend ein Frauenzimmer sey, diese Raserey bey Mitbuhlern zu unterdrücken. Auch diese Geschichte will uns im Ganzen nicht gefallen. Wir wollen die Rede eines Frauenzimmers, die in voller Unschuld ihre Liebe entdeckt daraus vorsetzen: „Was empfindet man, was will man, wenn man „liebt? Belehre mich Zamor, warum mein zitternder Geist, wenn ich „mit dir rede, eine ihm sonst unbekannte Verwirrung fühlt. Mein „Herz zerfließt, wenn ich dich sehe. Seitdem dich ein Gott in diese „Insel führte, begleitet und entzückt mich dein Bild Tag und Nacht. „Der zärtliche Eindruck deiner geringsten Reden, wird immer in mir „neu, und scheint in mir zu leben. Gestern seufzete ich deiner langen „Abwesenheit wegen, als Dorival erschien. — — Ach welcher Unter„schied! Ich empfinde das nicht für ihn, was ich für dich empfinde. „— — In was für ein Gift würde sich meine Liebe verwandeln, „wenn Zamor nicht so sehr liebte, als er geliebet wird.“

Der vierte Gesang fängt mit der Beschreibung des Nachttisches an. Bey diesem sich einzufinden, doch erst alsdann, wann das Frauenzimmer die Reitze des Gesichts in Ordnung gebracht hat, ist die Pflicht eines Liebhabers. Der Nachttisch ist ein Tempel, der niemals ohne

Dienst seyn muß; ein Madrigal, eine Sinnschrift, ein Lied, ein Sonnet sind die Lobgesänge, welche die Gottheit der Liebe daselbst preisen. Dieses führt den Dichter auf die Macht der Poesie, auf ihren Ursprung, auf ihre Reize, auf ihre Vorrechte. — — „Weichet, Verliebte, dieser „bezaubernden Kunst einige Augenblicke, mehr euch beliebt zu machen, „als in die Klasse der Schriftsteller zu kommen. Sie weiß den Ein„gang in das unwirthbarste Herz zu finden. Nicht Löwen, Felsen, „Sturmwinde hat man mehr durch sie zu erweichen, sondern allein „die Strenge des Herzens." — — Von der Poesie kömt er auf die Vortheile des Schmauses, den Mittelpunkt der Aufrichtigkeit. Der Schmaus bietet die zärtlichsten Geständnisse dar, und berechtiget sie; wie sehr hilft er der Liebe, wann zumal Musick und Tanz ihn begleiten, diese Kinder der Zärtlichkeit. — — „Auch das Spiel ist für „Liebhaber. Die Munterkeit hat den Vorsitz, bey diesem lachenden „Streite, den das Schicksal entscheidet. Der Verdruß, die lange Weile „werden auf Flügeln der Zeit davon geschickt. Jeder Augenblick be„kömt eine neue Gestalt. Das Glück flattert herum, es drohet, es „lacht; die Hofnung strahlet und verschwindet; das Gold wächset und „vertrocknet. Doch wollt ihr den Augen derjenigen gefallen, welche „euer Herz beherrscht, so fliehet den Ruff eines Spielers von Pro„feßion. Das Herz wird getheilt, eure Geliebte aber will es ganz „besitzen." Hier zeigt der Dichter, wie weit sich ein vernünftiger Liebhaber in das Spiel einlassen müsse. Nie muß die Geliebte darunter verlieren, die man beständig zu sehen, sich zu einer süssen Gewohnheit machen muß. Diese allein entscheidet; man wird sich wesentlich, und endlich sind es zwey Körper welche eine Seele belebt. Doch muß man deswegen nicht den andern Umgang fliehen, und aus Liebe ein Menschenfeind werden. Man muß fortfahren seine Freunde zu besuchen und sie zu schätzen. Hier schildert der Dichter das Lob der Freundschaft. „Das geheime Vergnügen einer zärtlichen Verbindung theile „euern Tagen neue Anmuth mit. Bringet der Welt eine geschmeidige „Biegsamkeit davon her, und verbindet euch die Gemüther durch einen „willigen Umgang. Besonders erwerbt euch den Schatz eines weisen „Freundes, an dessen Werth weder Ehre noch Gold kömmt. Er ist „eine Quelle von Tugenden, die euch nützlich sind; er ist eine leuch„tende Fackel auf den dunkelsten Wegen; nach der Liebe ist er das „kostbarste Geschenke des Himmels. Bey ihm leget alle Geheimnisse eu-

„rer Seele nieder, nur nicht die Geheimnisse eurer Liebe.“ Die Verschwiegenheit ist eine der vornehmsten Tugenden eines ehrlichen Mannes, und der Dichter glaubt, daß sie besonders den Franzosen einzuschärfen sey. Ein Vertrauter wird oft zum Mitbuhler, welches er durch das Beyspiel Heinrichs des IVten, des Ritters von Bellegarde und der Gabrielle Destrees erläutert.

Fünfter Gesang. Ein geheimer verliebter Umgang hat seine Reize; doch weit mehr Vergnügen genieſſen Verliebte, die sich für den Augen der Welt lieben. Dazu zu gelangen, muß man sich einen freyen Zutritt bey seiner Geliebten zu verschaffen suchen, unter dem Titel eines Freundes; man muß die Charaktere derjenigen zu erforschen suchen, die um ihr sind, und von welchen sie in etwas abhanget. Hierunter gehören vornemlich die Vormünde. „Predigt er, in einen Lehnsessel „gekrümmt, schwach und kolsterud, voller Galle gegen die jetzige Zeit, „wider die Jugend und ihre auſſerordentliche Verschwendung? Setzt „er seine Ehre und sein höchstes Gut in das Gold, in welchem er „schwimmt ohne es zu genieſſen? So rühmt seinen jetzigen und zu„künftigen Reichthum, und heimlich beklagt seine wirkliche Armuth.“ Oft bestimmt so ein Wütherich den Gegenstand unserer Liebe dem Kloster, diesen dem ewigen Verdruß gewidmeten Mauern, den Gräbern, welche eine rasende Schwärmerey gehölet hat, welche die Reue, der Irrthum, die Tyranney bewohnen. Doch dieser Aufenthalt erstücket die Heftigkeit der Leidenschaft nicht, und die Beständigkeit des Liebhabers erlangt ihren Zweck. — — Bey vielen, weil sie allzugewiß sind, daß sie geliebet werden, erkaltet die Liebe. „Der zuversichtliche Medor ver„läßt sich auf seinen Sieg, und wenig bewegt von der Unruhe seiner „Geliebten, betrachtet er mit einem heutern Auge sein Glück. Als „ein ruhiger Beherrscher eines ihm unterthanen Herzen trotzt er ihrem „Argwohne, und lacht über ihre Beängstigung. Er höret ihre Klagen „nicht, er sieht ihre Thränen nicht. Bey ihr ist er abwesend; und „redet sie mit ihm, so ist er zerstreut; er betrachtet einen Ring oder „ein Bild, er ruft seinen Hund, er spricht mit ihm und streuchelt ihn. „Aus seiner umwölkten Stirne leuchtet eine stolze Verachtung; und „wenn die Geliebte ganz Feuer ist, so ist er ganz Eis.“ — — Doch muß man auch nicht seine Liebe durch Ausschweifungen der Eifersucht zu beweisen suchen; wohl aber kann man sich auf kurze Zeit entfernen, um die Beständigkeit der Geliebten auf die Probe zu stellen. Eine

allzulange Abweſenheit iſt das traurigſte Unglück für Verliebte. Es zu lindern ſchenke man ſein Bildniß der Geliebten, und ſuche das ihre dafür zu erhalten. Die Liebe ſo wohl als die Freundſchaft erlaubt den Gebrauch der Geſchenke; dieſe aber müſſen gewehlt ſeyn, und man muß mehr die Empfindlichkeit der Schönheit als ihr Glück dabey zu Rathe ziehen. Erhält man zum Gegengeſchenke ein von ihren Haaren geflochtenes Armband; welches koſtbare Pfand der zärtlichſten Liebe! Das ſicherſte Mittel ohne Nebenbuhler geliebt zu werden, iſt eine gleiche ungetheilte Liebe gegen die, von welcher man dieſes Glück begehrt. Hier haben beyde Geſchlechter gleiches Recht; und dieſes ſo wohl als jenes kann ſich über die Untreue des andern beklagen. Wie ſchädlich aber iſt dabey eine ſtürmende Eiferſucht! Nimmermehr wird dieſe ein Herz wider zurück bringen, welches nur durch Gefälligkeit und Anmuth von neuen gewonnen wird. Dieſen Satz erläutert der Dichter durch das Exempel des erſten Franciſcus Königs von Frankreich und der zwey Herzoginnen von Etampe und von Valentinois.

In dem letzten Geſange nahet ſich der Dichter dem glücklichen Zeitpunkte, da die Liebe gekrönt wird. Er beſchreibt die Beſorgniß der Geliebten durch einen völligen Genuß ihren Liebhaber allzuſehr zu ſättigen, und in der That ſind dieſe Gunſtbezeigungen oft die Mörder einer Leidenſchaft, die die wohlgegründeſte zu ſeyn ſchien; weil ſie meiſtentheils die Mängel auf beyden Theilen entdecken. Hier hat alſo der Liebhaber ſeine ganze Kunſt anzuwenden, jene Beſorgniß zu zerſtreuen, und ſein gutes Glücke mit Behutſamkeit weiter zu treiben. Lobt er ſeine Gebieterin, ſo muß dieſes Lob fein angebracht ſeyn. „Lobet mit „Anmuth, und lobet mit Genauigkeit. Man wird unhöflich durch „allzuviel Höflichkeit. Legt ihr keine Reize bey, von denen ſie, Dank „ſey ihrem Spiegel, weiß, daß ſie ſie nicht hat. Bey der blaſſen „Fanny lobet recht die blühenden Roſen; leihet ihr Schönheiten, allein „ohne die Sache zu übertreiben. Ein übertriebenes Lob iſt unſchmack„haft, und man lacht drüber. Oft, euch zu erforſchen, lobt ſie Reize „an andern, die ihr der Himmel nicht beygelegt hat: Wie lebhaft iſt „Iris! wie ſchöne iſt Dorinde! Dieſes iſt ein heimlicher Fallſtrick, den „euch ihre Furcht leget. Sagt alſo, daß ihre Reize nichts rührendes „haben, und treibt die Liſt ſo gar bis ſie zu verachten. Das Lob „einer jeden andern hat das Anſehen einer Critick.“ — — Den Unvollkommenheiten der geliebten Perſon muß man vortheilhafte Namen

geben. Hiezu hilft die Gewohnheit nicht wenig, welche oft die Augen so verblendet, daß sie wirkliche Fehler für Schönheiten ansehen. — — Doch wie eigensinnig, wie wunderlich ist das Gemüth eines Frauenzimmers! Wie oft wenn man sich ihrem Besitze am nächsten geglaubt hat, sieht man sich am entferntesten davon! Diesen kleinen Wiederwärtigkeiten zu begegnen, dahin zielen die letzten Lehren des Dichters. Man setze dem Eigensinne der Geliebten Gefälligkeiten entgegen. Man bekenne, daß man Unrecht habe; dieses ist allezeit das sicherste Mittel mehr als Vergebung zu erlangen. Verliebte, die sich wieder vertragen, lieben sich allezeit zärtlicher, als sie sich vorher geliebt haben; „und „wenn ja bey der Geliebten Skrupel übrig blieben; sitzen ja noch „Wolken des Mißtrauens auf ihrer Stirne, und leset ihr in ihren „Augen, daß ihr unruhiges Herz befürchtet nicht geliebt zu werden; „so schwöret ihr, daß eure Seele sie anbete, und wiederhohlt diesen „Schwur hundertmal; benetzt ihre Hände mit Thränen, erhebet ihre „Reitze, fallet ihr zu Fusse, rufet den Tod an. Wo ist das grausame „Herz das hierdurch nicht sollte gerührt werden?“ Die Geliebte sucht die Verzweifelung zu stillen, durch längstgewünschte Gunstbezeigungen. Hier kömmt es drauf an, die Zeit sie einzuernten zu beobachten. Oft wird man in den süssesten Augenblicken gestört, und alsdenn muß der Liebhaber sein Spiel zu verstecken wissen. — — Der Dichter hat bisher den Verliebten nur kleine Schreckbilder gewiesen; jetzt aber zeigt er ihnen ein wirkliches. Der geliebte Gegenstand wird krank. Hier hat die Liebe ihre stärkste Probe abzulegen; für die sie aber nur allzusehr belohnt wird, wann die Kranke wieder hergestellet wird. Folgt sie der Stimme des Frühlings, welche sie auf das Land ladet? Folget ihr dahin; da ist es, wo euch die Liebe den schönsten Triumph vorbehält; da untersieht man sich alles, da erhält man alles. — — „Muse, hier hemme deinen Lauf, und wag es nicht mit einem allzu„kühnen Blicke in das Heiligthum zu dringen, wo das Opfer erblasset, „und die Liebe es betrachtet. Dieses Geheimniß verlangt die tiefste „Verschwiegenheit. Laß auf deiner Stirne, Muse, die Anmuth und „Schamhaftigkeit verschwistert prangen; fliege in den Himmel zurück; „dein Weg ist vollendet. — — Liebe, du lehrest mich deinen Dienst, „und deine Geheimnisse, die du in meinen Liedern niedergelegt hast. „Deine unsterblichen Myrten umkränzen meinen Frühling, ich sang dein „Gesetz der Welt, und hatte noch nicht zwanzig Jahre.“

Hiermit endet der Dichter seine Kunst zu lieben. Zum Schlusse des Werks findet man noch ein Gedichte über den Tod seiner Julni, die er in dem ersten Gesange als seine Muse angeruffen hat. Dieses Gedichte ist ungemein zärtlich, und vielleicht ist mehr Empfindung darinne, als in allen sechs vorhergehenden Gesängen; wovon wir dem Leser das Urtheil überlassen wollen, da wir ihn gnugsam in den Stand gesetzt haben, es fällen zu können.

Monat December 1751.

Der Herrmann und der Nimrod würden in diesen Blättern keinen Platz gefunden haben, wenn sie nicht der unbekannte Verfasser folgendes Schreibens seiner Aufmerksamkeit und Gedult gewürdiget hätte.

Mein Herr.

Sie sind sehr unachtsam auf die merkwürdigsten Begebenheiten im Reiche des Witzes. Sie haben Ihren Lesern noch gar nichts von den neuen Lichtern erzählet, welche diesem Reiche in der letztverwichenen Michaelsmesse aufgegangen sind. Haben Sie denn den Herrmann und den Nimrod noch nicht gelesen? Oder haben Sie denn nicht wenigstens die Vorrede des Vormunds des guten Geschmacks in Deutschland durchgelaufen, welche derselbe dem erstern vorgesetzet hat? Da würden Sie gefunden haben, daß es nunmehr mit dem Deutschen Witze aufs höchste gekommen ist, und daß, wenn die Ausländer auch zehn Henriaden aufzuweisen hätten, wir Deutsche ihnen doch nunmehr beherzt unter die Augen treten, und ihnen dieses Heldengedicht selbst zum Muster ihrer künftigen Werke dieser Art vorlegen könnten. Warum haben Sie denn Deutschland zu diesem längst vergebens gewünschten Zeitpunct noch nicht Glück gewünscht? Ich will doch nimmermehr hoffen, daß Sie ein Franzose sind, welcher vor allen Meisterstücken des Deutschen Witzes Augen und Ohren verschließet, um nur das bisgen Ehre seiner witzigen Landsleute noch in Ansehen zu erhalten. Da wir längst den Ausländern in allen Arten von Gedichten Trotz biethen konnten, so fehlte es uns nur noch an einem Heldengedichte; und siehe, das haben wir nun, Gottlob! an dem Herrmann, wie der Titel desselben klärlich ausweiset. Kommen Sie mir ja nicht mit dem Meßias, und sagen Sie etwan, daß dieses auch ein Heldengedicht sey. In der Schweiz und in den derselben incorporirten Landen kann er allenfalls dafür gelten: aber in Deutschland hat

er das Diploma noch nicht erhalten; und ist es, zu dessen Beweise, nicht genug, daß ihn noch kein G*** dafür erkennet? Siehe den Wurmsaamen, den ersten Gesang. Es ist also gewiß, daß nunmehr der leere Raum in der Deutschen Dichtkunst durch diejenige hochfreyherrliche Feder glücklich ausgefüllet worden, welche uns den Herrmann in den so natürlich fließenden trochäischen Versen, in 12 Büchern, wie Virgil seine Aeneis, geliefert hat.

Aber zu gleicher Zeit erschien auch noch ein anderes Heldengedicht, der Nimrod des Herrn Naumann, welcher schon über 10 Jahr auf die Presse gewartet hatte. Welch ein Reichthum eines poetischen Witzes wird nicht dazu erfordert, von einem Helden, von welchem uns alle Geschichte weiter nichts erzählet, als daß er ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gewesen, ein Heldengedicht von ganzen 24 Büchern zu schreiben! Zu was für schönen Episoden hat nicht dieser Mangel in der Geschichte dem Dichter Gelegenheit gegeben, welcher die Aufmerksamkeit des Lesers bald mit einem todten und wieder auferweckten Pferde, bald mit dem noch vor der Sündflut im Gebrauch gewesenen groben Geschütz, bald von dem Taubenschlage eines glückseligen Schäfers, bald von der Capelle des Nimrod, bald von dessen Hofnarren, welcher seinen hölzernen Säbel auf der rechten Seite stecken hat, und mit tausend andern belustigenden Erdichtungen, unterhält! Der Dichter hat seinem Witze völlig den Lauf gelassen, und sich mit den Reimen nicht abgegeben, sondern Hexameters ohne Füße erwählet, an welche er sich aber auch nicht so genau gebunden, daß er nicht öfters Octameters und Pentameters hätte sollen mit unterlaufen lassen. Ich schäme mich, mein Herr, daß ich Ihnen Neuigkeiten aus dem Reiche des Witzes erzählen soll, welche Sie Ihren Lesern zuerst hätten erzählen sollen.

Dahin gehöret auch die neueste und letzte Ausgabe der critischen Dichtkunst des berühmten Hrn. Prof. Gottscheds. Ja, mein Herr, dieses ist die allerletzte Ausgabe, oder vielmehr die letzte Umgießung derselben. Herr Gottsched hat dieses selbst feyerlich versichert. Er hatte in den bisherigen Ausgaben so vieles weggenommen, hinzu gesetzt und verändert, und doch wuste er selbst nicht, woran es doch liegen müßte, daß sie noch nicht für vollkommen erkannt werden wollte. Endlich besann er sich, daß es in derselben noch an Anweisungen zu Sechstinnen, Ringelreimen, Madrigalen, und andern dergleichen poetischen Marcipanen, fehlte. Diesen Mangel nun hat er in dieser neuen Aus-

gabe ſorgfältig erſetzt, und dadurch alles geleiſtet, was man noch von einer Gottſchediſchen Dichtkunſt verlangen konnte. Ich bin ꝛc.

P. S.

* * *

Bey den itzigen Luſtbarkeiten, an welchen das Theater den meiſten Theil nimmt, wird es nicht unrecht ſeyn, dem Leſer einige theatraliſche Anekdoten aus Paris zu erzählen.

Pechantre hatte in einem Wirthshauſe auf dem Tiſche einen Zettel liegen laſſen, auf welchem einige Ziffern und über denſelben die Worte ſtunden: Hier ſoll der König ermordet werden. Der Wirth, welcher ſich ſchon über die Mienen und über die Zerſtreuung dieſes Poeten Gedanken gemacht hatte, hielt es für ſeine Schuldigkeit, dieſen Zettel zu dem Quartiercommiſſar zu tragen, welcher ihm ſagte, er ſolle, wenn der Unbekannte wieder zu ihm zu Tiſche käme, ihm ja davon Nachricht geben. Pechantre kam wirklich einige Tage darauf wieder, und kaum hatte er angefangen zu eſſen, ſo ſah er ſich mit einer Menge Häſcher umgeben. Der Commiſſar zeigte ihm ſein Pappier, um ihn von ſeinem Verbrechen zu überführen. Ach! mein Herr, ſagte der Poet, wie froh bin ich, daß ich meinen Zettel wieder habe! Ich ſuche ihn ſchon etliche Tage. Das iſt der Auftritt, in welchen ich den Tod des Nero in einem Trauerſpiele, an welchem ich arbeite, bringen will. Der Commiſſar ſchickte ſeine Häſcher wieder nach Hauſe, und einige Zeit darauf ließ Pechantre ſein Trauerſpiel aufführen.

Der Comödiant Montfleury griff ſich einmal ſo an, da er in der Andromacha die Wut des Oreſtes vorſtellte, daß er krank ward und ſtarb. So hatte auch die Mariamne des Triſtan dem Mondory den Tod verurſachet. Daher pflegte man zu ſagen, daß künftig kein Poet mehr ſeyn würde, welcher nicht würde die Ehre haben wollen, in ſeinem Leben einen Comödianten ums Leben zu bringen.

Timokrates, das Trauerſpiel des Thomas Corneille, ward 80 mal hintereinander vor einer großen Menge Zuſchauer aufgeführet, welche es beſtändig wieder geſpielet haben wollten. Die Comödianten wurden müde, es zu ſpielen. Einer von ihnen trat einmal vorn vor auf dem Theater und ſagte: Meine Herren, Sie werden nicht müde, den Timokrates zu ſehen: wir aber ſind müde, ihn zu ſpielen. Wir befürchten, wir werden unſere andern Stücke vergeſſen. Laſſen Sie ihn uns doch

nicht mehr ſpielen! Hierauf ward er nicht mehr wiederholet, und auch niemals wieder geſpielet.

La Fontaine war bey der erſten Vorſtellung ſeiner Oper Aſträa in einer Loge hinter einigen Damen, welche ihn nicht kannten. Faſt bey allen Stellen ſchrie er: Das iſt abſcheulich! Die Damen wurden müde, immer einerley zu hören, und ſagten zu ihm: Mein Herr, das iſt nicht ſo ſchlecht. Der Verfaſſer iſt ein witziger Kopf. Es iſt der Herr de la Fontaine. Ach! meine Damen, verſetzte er, ohne ſich was merken zu laſſen, das Stück taugt nichts. Dieſer la Fontaine iſt ein dummer Kerl. Ich bin es.

Als Racine den Brunet ſagen hörte: Meine Herren, das iſt das Theater des Herrn Dancourt, erwiederte er: Sage vielmehr, ſein Schaffot, ſage vielmehr ſein Schaffot!

Der Comödiant Chamesle ſtarb, als er aus dem Kloſter der Cordeliers kam, wo er zwey Seelenmeſſen, eine für ſeine Mutter und eine für ſeine Frau, hatte leſen laſſen. Für dieſe zwey Meſſen gab er dem Küſter 30 Sols, welcher ihm 10 wiedergeben wollte. Chamesle aber ſagte zu ihm: Die dritte ſoll für mich, ich will ſie eben hören gehen. Als er aus der Kirche ging, ſetzte er ſich auf eine Bank bey der Thür der Allianz, welches ein Wirthshaus neben dem Comödienhauſe iſt, wo er ein wenig mit ſeinen Cameraden plauderte. Als er zu dem einen ſagte: Wir wollen heute zu Mittage mit einander eſſen, ſtarb er.

In der Faſtenzeit 1721 ward das Trauerſpiel des de la Mothe, die Maccabäer, aufgeführet. Bey der Vorſtellung deſſelben war dieſes etwas beſonders, daß der alte Baron die Rolle eines Kindes, in der Kappe und in herabhangenden Kinderärmeln, vollkommen gut ſpielte, ob er gleich damals 70 Jahr alt war.

Der Gebrauch, allezeit ein Nachſpiel nach den neuen Stücken aufzuführen, iſt erſt 1722 aufgekommen. Man ſpielte vor dieſer Zeit die neuen Comödien allein, und begleitete ſie erſt, wenn ſie 8 bis 10 mal waren vorgeſtellet worden, mit Nachſpielen. Man glaubte alsdenn, daß das Stück anfinge, weniger zu gefallen. Dieſen zuweilen ungegründeten Vorurtheilen zuvorzukommen, ließ der Herr de la Mothe gleich bey der erſten Vorſtellung ſeines Trauerſpiels, Romulus, ein Nachſpiel aufführen. Dieſem Exempel haben hernach andere Comödienſchreiber gefolgt, und ſie wünſchten alle, daß dieſer Gebrauch möchte

eingeführet werden: aber niemand wollte den Anfang machen, aus Furcht, es möchte den Zuschauern gleich bey der ersten Vorstellung ihrer Stücke ein übler Begrif von denselben gemacht werden.

Bis hieher die Anekdoten. Wir wollen denselben noch eine kurze Nachricht von dem Ursprunge des Französischen Theaters beyfügen.

Nichts ist ungewisser, als der Ursprung der Französischen Schauspiele und theatralischen Stücke, und man kann fast nicht anders, als muthmaßlich, davon reden. Man findet keine Spur davon in der ersten und zweyten Linie der Könige von Frankreich. Man weis nur, daß unter der dritten Linie derselben Constantia aus der Provence, Roberts Gemalin, Gaukler und Pantomimen nach Paris kommen ließ. Hier muß man also die Epoche der ersten Parisischen Comödianten bestimmen, und doch kan man noch nichts zuverläßiges davon sagen. Man bekömmt hierinnen eher kein kläreres Licht, als unter der Regierung Carls V. oder zu Anfang der Regierung Carls VI.

Frankreich hat den Ursprung seiner dramatischen Gedichte der Andacht der Herren Paters zu danken. Der größte Nutzen, welchen sie vielleicht in der Welt gestiftet haben. Wenn man den meisten Schriftstellern, welche hiervon Nachricht gegeben haben, glauben soll, so erwählten sie dazu die Geheimnisse ihrer Religion, die Jungfrau Maria und die Heiligen, und machten daraus den Gegenstand des Vergnügens und der Erbauung des Volks.

Man weis, daß unterschiedene Bürger in Paris, aus einer Art von Andacht, unter einander eine Gesellschaft zu Erbauung eines Theaters errichteten, um auf demselben Stücke von andächtigem Inhalte und besonders das Geheimniß des Leidens Christi, vorzustellen. Sie wählten hierzu die Vorstadt St. Maur diesseits Vincennes. Daselbst errichteten sie ein Theater und stellten auf demselben das Leiden Christi vor. Sie mußten anfangs einige Widersprüche von dem Prevot der Kaufleute erdulden: als sie aber vor dem Könige einige Stück, welche ihm gefielen, vorgestellet hatten, so ertheilte er ihnen im Jahr 1402 in einem Patent die Freyheit, sich ordentlich zu setzen. Diese Bürger, welche sich Brüder des Leidens Christi nennten, errichteten ihr Theater auf dem Saal des Hospitals der Dreyeinigkeit, in der Straße St. Denis, worauf sie verschiedene Geheimnisse des alten und neuen Testaments und einige aus dem Leben der Heiligen vorstellten.

Dieses erste Theater behielt fast 150 Jahr eben dieselbe Einrich-

tung. Aber man ward endlich dieſe allzu ernſthaften Schauſpiele überdrüßig. Auf die Geheimniſſe folgten moraliſche Handlungen, auf die moraliſchen Handlungen luſtige Stücke, auf die luſtigen Stücke Narrenpoſſen, oder vielmehr man machte aus allem dieſem halb ernſthafte, halb poſſierliche Stücke, an welchen ſich das Publicum ärgerte. Man nahm ihnen ihr Theater, und das Haus zur Dreyeinigkeit ward wieder ein Hoſpital, welches es bey ſeiner Anlegung hatte ſeyn ſollen.

Im Jahr 1548 verließ dieſe Geſellſchaft dieſen Ort, und da ſie ſich viel verdienet hatte, ſo kaufte ſie den alten Pallaſt der Herzoge von Bourgogne, welcher nur noch in einem Mauerwerk beſtund. Sie ließ daſelbſt einen Saal, ein Theater und die andern Gebäude bauen, welche man noch itzo ſieht! Das Parlement erlaubte ihr, ſich daſelbſt zu ſetzen, doch mit der Bedingung, daß ſie lauter weltliche, erlaubte und ehrbare Stück ſpielen ſollte.

Die Brüder des Leidens Chriſti, welche Profeſſion von der Gottſeligkeit machten, konnten ſich lange Zeit nicht zu weltlichen Stücken bequemen und 40 Jahre hernach, nämlich 1588, überließen ſie ihr Theater zur Miethe einem Trupp Franzöſiſcher Comödianten, welcher ſich damals mit Erlaubniß des Königs zuſammen that. Die Stücke, welche man damals ſpielte, waren ſchon ein wenig erträglicher, als die Stücke der Brüder des Leidens Chriſti. Der Geſchmack ward allmählich mehr ausgebreitet und gereiniget. Die unter Ludwig XI. erfundene Buchdruckerkunſt, und die unter Franciſcus I. wieder hergeſtellten Wiſſenſchaften hatten eine neue Laufbahn eröffnet. Die Bücher waren gemein geworden, man hatte Sprachen gelernet, man überſetzte die Luſt- und Trauerſpiele der Alten; man wagte es ſo gar, aus dieſen Schauſpielen neue Franzöſiſche zu machen. Etienne Jodelle von Paris iſt der erſte unter den Franzöſiſchen Poeten, welcher Schauſpiele in Franzöſiſcher Sprache verfertiget hat. Die Neuigkeit dieſer Schauſpiele machte den meiſten Ruhm dieſes Poeten aus. Von dem Jodelle bis zu dem Robert Garnie war der Fortgang der dramatiſchen Werke in Frankreich nicht ſehr merklich. Dieſer letztere war aus la Ferte Bernard in Maine gebürtig. Er bildete ſeinen Geſchmack nach den Trauerſpielen des Seneca. Er bemühte ſich, dieſen Dichter nachzuahmen, und es gelang ihm völlig. Von ſeiner Zeit an bis zum Alexander Hardy erlangte die dramatiſche Poeſie eine neue Vollkommenheit. Dieſer lebte zu Anfange des 17. Jahrhunderts und war

aus Paris gebürtig. Vor dem Corneille hielt man ihn für den berühmtesten theatralischen Schriftsteller. Seine Arbeit ward ihm überaus leicht, und kein Poet hat eine so große Menge Trauerspiele gemacht, als er. Er lieferte den Comödianten jährlich auf 6 Trauerspiele: aber seine Verse sind rauh und seine Ausarbeitungen finster und ernsthaft. Von dem Hardy an bis zu dem Corneille ist die Veränderung des Französischen Theaters merklicher: aber Corneille und Moliere haben es zu derjenigen Größe erhoben, welche Racine und Regnard unterstützet haben, und welche noch itzo durch die Werke der Herren Crebillon, Voltaire, des Touches, la Chaussee und Boissy fortdauert.

Johann Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften. Aus dem Spanischen übersetzt.

1752.

Vorrede des Uebersetzers.

Von den spanischen Gelehrten werden wenige unter *uns* so bekannt seyn als Johann Huart, nicht sowohl nach seiner Person, als nach seinem Werke dessen Uebersetzung wir hier liefern: denn in Ansehung jener trift der Ausspruch des Seneca, oder wenn man ihn lieber einem Franzosen zuschreiben will, des Herrn de la Bruyere, auch an ihm ein: viele kennt man und viele sollte man kennen. Unzählige Halbgelehrte haben sich mit ihren Geburtstägen und Sterbestunden, mit ihren Weibern und Kindern, mit ihren Schriften und Schriftchen in die Register der Unsterblichkeit eingeschlichen: nur einen Mann, der über die Grenzen seines Jahrhunderts hinaus dachte, der sich mit nichts gemeinem beschäftigte und kühn genug war neue Wege zu bahnen, findet man kaum dem Namen nach darinne, da doch die geringsten seiner Lebensumstände auf den und jenen Theil seines Werks ein sehr artiges Licht werfen könnten. Unterdessen können gleichwohl meine Leser mit Recht von mir verlangen, ihnen davon so viele mitzutheilen, als sich hier und da auftreiben lassen. Ich will es thun; man schreibe mir es aber nicht zu, wann sie nur allzutrocken und unzulänglich scheinen sollten.

Johann Huart wurde zu St. Jean Pie de Port, einer kleinen Stadt in dem niedern Navarra, an dem Flusse Neve, gebohren. Dieser Umstand ist gewiß, weil er sich selbst auf dem Titel seines Werks natural de sant Juan del pie del Puerto genennt hat. Seine Geburtszeit ist desto ungewisser; und Antonius in seiner spanischen Bibliothek weiß selbst nichts mehr zu sagen, als daß er um 1580 gelebet habe. Wer sie ein klein wenig näher wissen will, der begnüge sich mit folgender Muthmassung. Das Bücherschreiben, sagt er gleich im Anfange dieses Werks, sollte man bis in dasjenige Alter versparen in welchem der Verstand alle diejenige Stärcke erlangt hat, deren er fähig ist. Er setzt dieses Alter zwischen das einunddreyßigste bis zum einundfunfzigsten Jahre. Wann man nun glaubt, wie man es mit größter Wahrscheinlichkeit glauben kann, der welcher diese Regel giebt, werde sie selbst beobachtet haben, so kann man, von dem Jahre 1566, in welchem er dieses sein einziges Werk zum erstenmale herausgegeben hat, zurückgerechnet, unmaßgeblich behaupten, daß er gegen das Jahr 1520 gebohren sey. Und wenn man sich auf die Umstände dieser Zeit und der vorhergehenden Jahre besinnt, so wird es nicht schwer fallen eine wahrscheinliche Muthmassung anzugeben, wie unser Huart als ein Spanier, ausser seinem Vaterlande, zu St. Jean Pie de Port, welches jetzt der Krone Frankreich zustehet, damals aber zu dem Königreiche Navarra gehörte, sey gebohren worden. Wer weiß nämlich nicht, daß um das Jahr 1512 der König von Spanien Ferdinandus Katholicus den päbstlichen Bann an dem Könige Johannes Labretanus vollzogen und sich in den Besitz des ganzen Königreichs Navarra setzte? Wie leicht kann es also nicht seyn, daß die Aeltern unsers Huarts mit der spanischen Armee in diese Gegend kamen?

Daß er in Alcala de Henares studirt habe, ist aus dem einigermassen zu schliessen was er von dem Leichenredner des Antonius Nebrissensis erzehlt; ob es gleich nach dem Jahre welches wir unterdessen für sein Geburtsjahr angenommen haben, nicht wohl möglich ist, daß er selbst könne dabey gewesen seyn, indem Antonius schon 1522 gestorben ist. Er mag nun aber hier oder in Salamanca studirt haben, so ist es doch gewiß,

daß er ſich beſonders der Arzneykunſt gewidmet und in dieſer Facultät die Würde eines Doctors angenommen hat. Er hat hierauf practicirt, und ſich größten Theils in Madrid aufgehalten, wo er ohne Zweifel auch geſtorben iſt. Von der Zeit ſeines Todes aber weiß ich nichts als daß er um das Jahr 1590 nicht mehr gelebt hat.

Und das iſt es alles was ich von ſeinem Leben ſagen kann. Eine Kleinigkeit will ich noch beyfügen, welche wenigſtens ihres Lächerlichen wegen angemerkt zu werden verdienet. Huart hat das Unglück gehabt unter die Wahnwitzigen gerechnet zu werden, und zwar von dem D. Seligman welcher in ſeiner ſciagraphia virium imaginationis, von ihm ſchreibt: Huartus Hiſpanus ſe regem in delirio arbitratus prudentiſſimos de regimine faciebat diſcurſus. Dieſen wunderlichen Irrthum zu widerlegen darf ich den Leſer nur auf das verweiſen was Huart auf der 56 Seite von einem wahnwitzigen Pagen erzehlt; und ſogleich wird man ohne mein Erinnern ſehen, daß der welcher erzehlt mit dem von welchem erzehlt wird, entweder von dem D. Seligman ſelbſt, oder dem le Grand auf deſſen natürliche Geſchichte er ſich beruft, ſey verwechſelt worden.

So wenig ich von des Huarts Leben zu ſagen gehabt, ſo viel würde ich von ſeinem Werke ſagen können, wann es die Zeit und die Grenzen einer Vorrede erlaubten. Er hat es in ſeiner Sprache Examen de Ingenios para las ſciencias überſchrieben. In Deutſchland iſt es unter dem Namen Scrutinium ingeniorum bekannt geworden. Dieſes nämlich iſt der Titel der lateiniſchen Ueberſetzung welche Joachim Cäſar, oder, wie er ſich durch die Buchſtabenverſetzung nennt, Aeſchacius Major, 1612. herausgegeben. Dieſer Mann hat ſeine Sachen allzugut machen wollen, indem er die ſpaniſchen Ausgaben, ſo viel er deren habhaft werden können, nicht allein mit einander verglichen, ſondern auch alle zugleich zum Grunde ſeiner Ueberſetzung gelegt hat. Huart war einer von denjenigen Gelehrten welche von ihren Schriften niemals die Hand abzuziehen wiſſen. So oft ſeine Prüfung aufgelegt wurde, ſo oft ſahe ſich die eine Ausgabe der andern faſt nicht mehr ähnlich. Er änderte, er ſtrich aus, er zog ins Enge, er ſetzte hinzu. Anſtatt nun, daß

ſich der lateiniſche Ueberſetzer blos nach der letzten Ausgabe hätte richten ſollen, ſo hat er alle in eine zuſammen geworffen, und an den meiſten Orten das Werk ſo dunkel, verwirrt und widerſprechend gemacht, daß man es nicht anders als mit Eckel leſen kann. Darf man ſich alſo wundern, daß er ſich durch dieſes Verfahren ſogar in den Verdacht geſetzt, als habe er ſein Original verfälſcht und von dem ſeinigen vieles hinzugeſetzt? Ich würde ihm über dieſes noch Schuld geben, daß er an unzählichen Orten den Sinn des Spaniers verfehlt habe, wenn man dieſes nicht für einen Kunſtgrif, meiner Arbeit dadurch einen Vorzug zu geben, anſehen möchte. Wenigſtens aber wird mir dieſes zu ſagen vergönnt ſeyn, daß eine von den vornehmſten Urſachen, warum ich mich an eine deutſche Ueberſetzung gemacht, eben der geringe Werth der lateiniſchen an der man ſich bisher hat müſſen begnügen laſſen, geweſen ſey. Das Buch an ſich ſelbſt hat ſeine Vortreflichkeit noch nicht verloren, ob gleich die Art zu philoſophiren welche man darinnen antrift jetzo ziemlich aus der Mode gekommen iſt. Es iſt immer noch das einzige welches wir von dieſer Materie, deren Einfluß in die ganze Gelehrſamkeit ganz unbeſchreiblich iſt, haben. Und ſo gewiß es iſt, daß Väter und Lehrer unzählige Wahrheiten, welche viel zu fein ſind als daß ſie durchgängig bekannt ſeyn ſollten, daraus lernen können, ſo gewiß iſt es auch, daß man mir nicht etwas überflüßiges gethan zu haben vorwerfen kann.

Wann übrigens Huart auf der 88. Seite dieſes Werks behauptet, daß es nur den groſſen und erfindenden Genies erlaubt ſeyn ſolle, Bücher zu ſchreiben, ſo muß er ſich ohne Zweifel ſelbſt für ein ſolches gehalten haben. Sollte man ihn nun nach ſeinen eignen Grundſätzen beſchreiben, ſo würde man von ihm ſagen müſſen; er iſt kühn, er verfährt nie nach den gemeinen Meinungen, er beurtheilt und treibt alles auf eine beſondre Art, er entdecket alle ſeine Gedanken frey und iſt ſich ſelbſt ſein eigner Führer. Man weiß aber wohl daß ſolche Geiſter auch auf unzählige Paradoxa verfallen; und der billige Leſer wird ſich deren eine ziemliche Anzahl auch hier anzutreffen, nicht wundern. Man überlege das Jahrhundert des Verfaſſers, man überlege ſeine Religion, ſo wird man auch von ſeinen

Irrthümern nicht anders als gut urtheilen können. Mit den allzugroben aber, welche so beschaffen sind, daß sie bey der jetzt weit erleuchtetern Zeit gleich in die Augen fallen und daher der Kürze wegen hier übergangen werden, wird man Mitleiden haben. Ich vergleiche ihn übrigens einem muthigen Pferde, das niemals mehr Feuer aus den Steinen schlägt, als wenn es stolpert.

Des Abts von Marigny Geschichte der Araber unter der Regierung der Califen. Aus dem Französischen.

Erster Theil, 1753.

Vorrede des Uebersetzers.

Die Ursachen, welche der Abt von Marigny gehabt hat, diese Geschichte der Araber zu schreiben, sind eben die Ursachen, welche mich bewogen haben, seine Arbeit zu übersetzen.

Er fand in seiner Sprache sehr wenig Nachrichten von einem Volke, dessen Thaten unsrer Neugierde nicht unwürdiger sind, als die Thaten der Griechen und Römer: ich fand in der meinigen fast gar keine.

Was er in andern, besonders in den gelehrten, Sprachen davon fand, waren zerstreuete Glieder. Er gerieth auf den Einfall, ein Ganzes daraus zu machen; und vielleicht würde ich selbst darauf gerathen seyn, wann er mir nicht zuvor gekommen wäre.

Er stellte sich dabey einen Rollin zum Muster vor. Und schon dieses Muster kan ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken. Er suchte die bequemsten Quellen; er zog nichts daraus, was er nicht für eben so ergötzend als lehrreich hielt; er brachte alles in eine Ordnung, welche den Leser nirgends den Faden der Geschichte verlieren läßt; er vermied alle gelehrte Untersuchungen, die nur denen angenehm seyn können, welche die Historie als ihr Hauptwerk treiben. Daß er über dieses die Kunst wohl zu erzehlen, und die edle Einfalt in Worten und Ausdrücken,

werde in seiner Gewalt gehabt haben, läßt sich schon daraus schließen, weil er ein Franzose ist. Man lasse uns dieser Nation wenigstens den Ruhm nicht streitig machen, daß die allermeisten von ihren Schriften, wann sie schon mit keiner schweren Gelehrsamkeit prahlen, dennoch von einem guten Geschmacke zeigen.

Hieraus wird man also leicht sehen, für wen unser Abt eigentlich geschrieben. Er schrieb nicht, um selbst eine Quelle in der arabischen Geschichte zu werden. Und wie hätte er dieses werden können, da er seine Unwissenheit in der arabischen Sprache selbst gestehet? Er schrieb nicht, um sein Werk zu einer Vorrathskammer aller chronologischen Widersprüche, aller verschiednen Erzehlungen, aller auch der geringsten Umstände zu machen, mit welchen eine Begebenheit zwar in den Zeitungen, nicht aber in vernünftig geschriebnen Geschichtbüchern, aufgezeichnet wird.

Er schrieb nur für die, welche aus der Geschichte jene grosse Veränderungen, die einen Einfluß auf die ganze Welt gehabt, und jene grosse Männer, die diese Veränderungen verursacht, auf eine Art wollen kennen lernen, die nicht nur die Neugierde und das Gedächtniß, sondern auch den Verstand beschäftiget. Er schrieb insbesondre für Leute, welche deßwegen, weil sie keine Gelehrte von Profeßion sind, von Lesung der Bücher, und besonders historischer Schriften, eben nicht wollen ausgeschlossen seyn. Er schrieb für die Jugend, bey welcher man damit anfangen muß, daß man ihr erst das wesentlichste bey den wichtigsten Epochen bekannt macht.

Alles dieses giebt unser Verfasser in seiner Vorrede deutlich genug zu verstehen; und es hat an Männern nicht gefehlt, welche seine Absicht, und die Art, wie er sie zu erreichen gesucht, gelobt haben.

Diese Lobsprüche anzuführen, würde man einem Uebersetzer, welcher sein Original gerne geltend machen will, erlauben müssen. Allein ich habe nicht Lust, mir diese Begünstigung zu Nutze zu machen; ich will vielmehr gleich das Gegentheil thun, und dasjenige anführen, was man an dieser Geschichte der Araber unter der Regierung der Califen ausgesetzt hat.

Der Herr D. Baumgarten, ein Mann, welcher sich mit Recht beynahe ein dictatorisches Ansehen in der Geschichte, und in der Beurtheilung ihrer Schriftsteller erworben, hat bey Gelegenheit seine Gedanken über den Abt von Marigny auf eine Art entdeckt, welche für ihn nichts weniger als vortheilhaft ist. Beynahe hätte mich der Tadel dieses Gelehrten, dessen Verdienste vielleicht niemand höher schätzt als ich, mitten in meiner Uebersetzung zurückgehalten; und ohne Zweifel denkt mancher, daß es sehr gut gewesen wäre. Muß ich mich nicht also rechtfertigen, wenn man mich nicht für einen Menschen halten soll, dem es nur darum zu thun ist, daß er übersetzt, es mag nun das, was er übersetzt, erbärmlich oder gut seyn?

Der Herr D. Baumgarten legt in dem 34sten Stücke der Hällischen Anzeigen vom Jahre 1751., unserm Verfasser dreyerley zur Last. Er erinnert verschiednes wegen seiner Quellen; er beschuldiget ihn einer Zerstümmlung seiner Geschichte; er giebt ihm die augenscheinlichsten und gröbsten Fehler Schuld. Ist wohl noch ein viertes Stück übrig, den Charakter eines elenden Geschichtschreibers vollkommen zu machen?

Der erste Punkt betrifft die Quellen. „In der Geschichte „der Araber, sagt der Herr D., sind zwar D. Herbelot, und „die Uebersetzung vom Ockley und Elmacin seine besten „Quellen, doch verachtet er den ersten auf Renaudots Ver„sicherung bey aller Gelegenheit, und zieht dieses leztern „weit unrichtigere Erzehlungen den Nachrichten des erstern „vor, den andern aber verschweigt er sorgfältig, und führt „den Alvakedi an dessen Statt an, ohnerachtet er bey der „gänzlichen Unfähigkeit, arabische Schriftsteller zu Rathe „zu ziehen, aus Assemanni, Schultens, Salems und ande„rer Arbeiten richtigere und fruchtbarere Hülffsmittel ent„lehnen können.“ Hier liegen in der That eine Menge Beschuldigungen beysammen, welche aber so in einander verwickelt sind, daß ich fast nicht weiß, wie ich ordentlich darauf antworten soll. Ich will es durch Fragen versuchen. Ist es denn nicht wahr, daß die orientalische Bibliothek des Herbelot ein Werk ist, wo man fast auf allen Seiten Fehler und Widersprechungen antrift? Ist denn Renaudot der einzige, der dieses

gesagt hat? Muß man eben so stark in den orientalischen Sprachen seyn, als Herbelot war, um seine Unrichtigkeiten wahrzunehmen? Oder fallen nicht unzählige schon einem jeden Lesenden, wann er ihn nur mit sich selbst vergleicht, in die Augen? Haben nicht Sale und Ockley schon unzähliges an ihm ausgesetzt? Und ist es denn wahr, daß ihn Marigny bey aller Gelegenheit verachtet? Bedient er sich nicht seiner Nachrichten an sehr vielen Stellen? Thut er etwas anders, als daß er, nach Maaßgebung des Renaudots, in der Vorrede erinnert, man habe ihn mit Behutsamkeit zu lesen, weil er nicht selbst die letzte Hand an sein Werk habe legen können? Ferner: wo zieht denn Marigny die Nachrichten des Elmacins den Nachrichten des Herbelots vor? Ist dieses nicht eine offenbar falsche Beschuldigung? Macht er jenen in seiner Vorrede, auf Versicherung seines Renaudots nicht weit verdächtiger, als diesen, indem er ihn als eine von den falschen Quellen anführt, aus welcher Herbelot verschiedne Irrthümer geschöpft? Woher weiß man, daß er die Schriften eines Assemanni, eines Schultens, eines Salems ganz und gar nicht gebraucht? Vielleicht weil er sie in der Vorrede nicht anführt, oder weil er den Rand nicht mit Citaten angefüllt hat? Ist es denn wahr, daß Herbelot, Ockley und Elmacin seine besten Quellen sind? Sind denn Renaudot, Abulpharagius selbst, und andre, die er sich weit mehr als jene zu Nutze gemacht hat, nicht eben so gute Quellen? Ist es denn seine Absicht gewesen, alles zusammen zu tragen? Das einzige, was unter allen diesen Beschuldigungen Grund hat, ist dieses, daß er den Alvakedi, anstatt des Ockley angeführt hat. Doch auch hierinne ist er zu entschuldigen; denn da er seine Unwissenheit in der arabischen Sprache nicht leugnet, so kan er es unmöglich aus Stolz gethan haben, um den Leser zu überreden, als habe er selbst die Handschrift dieses Geschichtschreibers zu Rathe gezogen; er muß es vielmehr deßwegen gethan haben, um ohne Umschweife sogleich den eigentlichen Währmann seiner Erzehlungen anzuführen. Gesetzt aber, er hätte es aus Eitelkeit gethan, so würde mehr sein moralischer Charakter, als die Güte seiner Schrift, darunter leiden. Und ist es denn so etwas unerhörtes, wann ein Gelehrter seine näch-

sten Quellen verschweiget, und wann er sich wohl gar Mühe giebt, sie so wenig bekannt werden zu lassen, als möglich?

Ich komme zu dem zweyten Punkte, worüber sich der Herr D. Baumgarten folgender Maaßen erklärt: „Der Innhalt der „Geschichte der Araber unter den Califen, ist der Aufschrift „gar nicht gemäß: indem er weder von den Veränderungen „im eigentlichen Arabien unter der Regierung der abassidi„schen Califen zu Bagdad, noch auch von der ommiadischen „Geschlechtsfolge der Califen in Spanien, ingleichen den „Aliden, Moraviden, oder Marabuts, und andern Reichen „der Araber, auch nur so viel Nachricht giebt, als er aus „Büchern nehmen können, die in jedermanns Händen sind, „und der Aufschrift zu Folge alhier billig erwartet wird." Auf diese Beschuldigungen überhaupt zu antworten, so bitte ich zu erwegen, was für eine Verwirrung in dem Werke des Marigny nothwendig würde müssen geherrscht haben, wann er ihnen hätte ausweichen wollen? Doch ich will mich Stückweise einlassen. Was ging denn in dem eigentlichen Arabien unter der Geschlechtsfolge der Abbaßiden so wichtiges vor, daß er deswegen den Faden der Hauptgeschichte hätte abreissen sollen? Nimmt er denn das Wort Araber in einem so engen Verstande, daß er niemals die wirklichen gebohrnen Araber aus dem Gesichte lassen müssen? Oder versteht er vielmehr unter den Arabern diejenigen orientalischen Völker, welche sich zu dem Glauben des Mahomets bekannten, und diesen mit dem Schwerdte ausbreiteten? War es also nicht nothwendiger, daß er, nach der Folge ihrer rechtmäßigen Regenten, (das ist, derjenigen, welche von dem größten und vornehmsten Theile der Muselmänner für rechtmäßig erkannt wurden) vielmehr ihre auswärtigen Eroberungen, als ihre innerlichen Unruhen und Trennungen erzehlte? Ist es nicht genug, wenn er dieser kurz erwähnt, und ihrer nicht weiter gedenkt, als in so ferne sie einen Einfluß in die Reihe der eigentlichen Nachfolger des Mahomets gehabt haben? Was besonders die Moraviden anbelangt, so kommt mir dieser Einwurf nicht anders vor, als wenn man es einem, welcher die Geschichte der Sachsen zu beschreiben unternimmt, zur Last legen wollte, daß er nicht, aus der Geschichte von Eng-

land, die sieben sächsischen Königreiche zugleich mit beschrieben habe.

Doch es scheint, als ob der Herr D. Baumgarten selbst diese anscheinende Unvollständigkeit für keinen wirklichen Fehler halte, weil er gleich darauf fortfährt, daß diese Zerstümmlung noch erträglich seyn würde, wann die gelieferten Theile derselben nicht mit den unverantwortlichsten Unrichtigkeiten angefüllt wären. Das ist viel. Doch der Herr D. ist kein Mann, der etwas ohne Beweis vorzugeben pflegt, er rechtfertiget also diesen Vorwurf folgender Gestalt. Nur eine, sagt er, der augenscheinlichsten und gröbsten anzuführen, so wird im 2ten Theile S. 488. Ibrahim Ebn Mohammed für einen Aliden, oder Nachkommen des Ali ausgegeben, auch versichert, daß die Anhänger des Ali sowohl als des Abbas, denselben für den ächten Imam erkannt haben: da nicht nur dieser Ibrahim unter die 12. Imams der Anhänger Ali gar nicht gehöret, sondern auch unstreitig ein Abaßide, und des ersten abaßidischen Califen, Abdalla Muhammed Abulabas, leiblicher Bruder gewesen. Welcher Irrthum aller Wahrscheinlichkeit nach daher gekommen, daß der Verfasser irgendwo gefunden, dieser Ibrahim sey Muhammeds Sohn, Ali Enkel, gewesen; daher er ihn für einen Aliden ausgegeben, welche damals den Giafar Sadik für ihren Imam erkannt haben. Ich würde ein verzweifelter Wagehals seyn, wenn ich behaupten wollte, daß Marigny gar keine Fehler gemacht habe; aber dieses kann ich ganz sicher behaupten, daß die Critik des Hr. D. Baumgarten hier auf eine Stelle gefallen ist, die man den Augenblick rechtfertigen kann. Es ist wahr, Ibrahim Ebn Mohammed war ein Bruder des ersten Abbaßidischen Califen. Marigny weiß dieses selbst, (s. 2. Th. S. 493.) und muß es also gewußt haben, daß er seiner Geburth nach kein Nachkomme des Ali seyn konnte. Warum begeht er aber gleichwohl an dem von dem Hn. D. Baumgarten angeführten Orte diesen Fehler, und nennt ihn einen Aliden? Ich begreiffe nicht, wie sich ein so gelehrter Mann an eine so bekannte Zweideutigkeit hat stossen können. Heißt denn ein Alide blos ein Nachkomme des Ali, oder bedeut es auch einen, welcher

des Ali Parthey hält, und nur diesen für den ersten rechtmäßigen Nachfolger des Mahomet erkennet? Brauchten die Abbaßiden bey der Empörung wider die Ommiaden nicht die Ermordung des Ali zum Vorwande, so wie die Ommiaden die Ermordung des Othmans vorgeschützt hatten? Und sind in dem letzten Verstande nicht jetzt noch alle Perser Aliden, ohne daß sie wirkliche Nachkommen des Ali sind? Diese Entschuldigung ist zu überzeugend, als daß ich mich länger dabey aufhalten dürfte.

Ich wiederhole es noch einmal, daß ich sehr viel wagen würde, wenn ich den Marigny von allen Fehlern frey sprechen wollte; von allen groben und unverantwortlichen Fehlern aber getraue ich mir es in der That zu thun. Will man wissen, wie diese in der arabischen Geschichte aussehen, so darf man nur die chronologische Tafeln des Dufresnoy, welche uns der Hr. D. Baumgarten im vorigen Jahre mit einer Vorrede verdeutscht geliefert hat, nachsehen. Es wird nicht viel fehlen, daß nicht in jeder Zeile, die von den Saracenen handelt, ein heßlicher Fehler liegen sollte. Da soll Abubeker den Izdegerd geschlagen, getödtet und sich seines Reichs bemächtiget haben; da soll die Stadt Damascus von dem Omar seyn erobert und geplündert worden; da sollen die Saracenen in Aegypten eher eingedrungen seyn, als sie Jerusalem belagert haben; da hat ein Sklave den Omar in der Moschee zu Jerusalem ermordet, und was dergleichen unsinnige Verfälschungen mehr sind. Der Hr. D. Baumgarten muß sie alle wahrgenommen haben, und gleichwohl versichert er uns, daß die Compilation des Dufresnoy schön und nützlich sey. Mit wie viel besserm Grunde wird man, bey einigen unendlich kleinern Fehlern, nicht eben diese Versicherung von gegenwärtiger Geschichte des Abts Marigny geben können?

Ich will wünschen, daß der Beyfall der Leser meiner Versicherung nicht widersprechen möge. Das Publicum ist in solchen Sachen immer der beste Richter.

Noch zwey Worte will ich von der Uebersetzung selbst hinzu thun, und schliessen: Das Original bestehet aus vier Octavbändern, welche man auf dreye zu bringen für gut befunden hat.

In den nächst folgenden Leipziger Messen sollen die übrigen zwey erscheinen. *) Einige Druckfehler, die in diesem eingeschlichen sind, und welches vielleicht auch Schreibefehler können gewesen seyn, wird der Leser so gut seyn und übersehen. Ich will ihm dafür die Schmeicheley machen, daß ich ihn viel zu scharfsichtig halte, als daß es nöthig seyn sollte, ihm erst lange ein Verzeichniß davon zu geben.

M. L. A.

Schriften. Erster und zweyter Theil. 1753.

Vorrede.

So sind die Schriftsteller. Das Publicum giebt ihnen einen Finger, und sie nehmen die Hand.

Meine Freunde — — es versteht sich, daß meine Eigenliebe mit darunter gehört — — wollen mich bereden, daß einige Bogen von mir den Beyfall der Kenner erlangt hätten. Daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabey finde, ist natürlich. Und daß ich mich jezt der Gefahr aussetze, dasjenige Alphabetweise zu verlieren, was ich Bogenweise gewonnen habe, ist zwar auch natürlich, ob es aber eben so gar klug sey, das ist eine andere Frage. Wann der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten schnappt, auch zu meinem Vorbilde wird, so mag ich es haben.

Die Bogen, deren ich jezt gedacht, sind eine Sammlung kleiner Lieder. Sie erschienen vor zwey Jahren unter dem Titel Kleinigkeiten. Man darf nicht glauben, daß ich sie eben deßwegen so nennte, damit ich der unerbittlichen Critik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte schon damals, daß ich der erste seyn wolle, dasjenige mit zu verdammen, was sie verdammt; sie, der zum Verdruß ich wohl einige mittelmäßige Stücke könnte gemacht haben; der zum Trotze ich aber nie diese mittelmäßige Stücke für schön erkennen würde. Ich grif ihr so gar vor, und bat meine Leser gewisse Blätter zu

*) Ungefähr beim Anfange des zweiten Alphabets des zweiten Theils hat ein anderer Uebersetzer die Arbeit übernommen.

überschlagen, die ich damit entschuldigte, daß die Handschrift schon seit drey Jahren nicht mehr in meiner Gewalt gewesen sey.

Ob diese Versicherung unter die Autorstreiche gehörte, wird man jetzt aus dem zweyten Drucke sehen. Ich habe geändert; ich habe weggeworfen, und bin so strenge gewesen, als es nur immer meine Einsicht hat zulassen wollen. Es ist wahr, ich hätte noch strenger seyn können; wenn ich nehmlich alles durchgestrichen, oder wenigstens alles, ohne mich jemals zu entdecken, so wie es war, gelassen hätte: Denn das elende streicht sich selbst durch, und schlechte Verse, die niemand lieset, sind so gut, als wären sie nicht gemacht worden. Doch es mag drum seyn; ich bekenne es, daß ich gegen die kleinen Denkmähler meiner Arbeit nicht ganz ohne Zärtlichkeit bin; und daß sich diese Zärtlichkeit doppelt fühlen läßt, wenn ich sie namenlos ein Raub des ersten des besten werden sehe.

Aber überlege ich es auch? Diese Lieder enthalten nichts, als Wein und Liebe, nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernsthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? — — Was man will. Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leichtsinnigen Moral, oder man nenne sie poetische Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darinne verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darinne solcher Ausschweifungen, zu welchen ich nicht einmal geschickt sey; man gebe ihnen entweder einen allzuwahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerley seyn. Genug sie sind da, und ich glaube, daß man sich dieser Art von Gedichten, so wenig als einer andern zu schämen hat.

Ich weis, daß auch andre so denken, und wenigstens bin ich es von einem gewissen Herrn H** überzeugt. Dieser Herr hat meine Kleinigkeiten mit dem allerausserordentlichsten Beyfalle beehrt, indem er sie für seine Arbeit ausgegeben. Und wann es nicht darauf ankäme, daß entweder er oder ich ein Lügner seyn müßte, so würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm niemals zu widersprechen: denn die Ehre, die ihm daraus hätte zufliessen können, wäre ohne Zweifel so klein ge-

wesen, daß sie meinen Neid nicht würde erweckt haben. Damit ich ihn aber nicht durch diese Erklärung gänzlich zu Schanden mache, so will ich ihm dasjenige, was er sich wider mein Wissen angemaßt hat, hier vor den Augen der ganzen Welt schenken. Ich würde dieses am besten in einer Zueignungsschrift haben thun können, und würde es auch wirklich gethan haben, wann ich von dem Zueignen nicht ein allzu abgesagter Feind wäre. Diese Schenkung, wann es ihm beliebt, kann er auch auf alles das übrige erstrecken, und ich will gar nicht böse werden, wenn ich höre, daß auch meine Oden, meine Fabeln, meine Sinnschriften, und meine Briefe ein andrer gemacht hat.

Doch ich eile von diesen allen meinen Lesern nur einige Worte zu sagen. Wann durch das Ausstreichen in den Liedern keine Lücken entstanden wären, und wann ich diese Lücken zu erfüllen nicht meinen ganzen poetischen Vorrath hätte durchlaufen müssen, so würde ich vielleicht an eine Sammlung aller meiner Versuche noch lange nicht gedacht haben; und sie würden noch lange zerstreut und verstümmelt in der Irre und im Vergessen geblieben seyn. Doch so gehts; wenn man ein Schriftsteller werden soll, so muß sich alles schicken. Die väterliche Liebe ward auf einmal bey mir rege, und ich wünschte meine Geburthen beysammen zu sehen. Ich weis nicht was es für ein Geschicke ist, daß solche Wünsche immer am ersten erfüllt werden; das aber weis ich, daß wir oft durch die Erfüllung unsrer Wünsche gestraft werden. Ob mir es auch so gehen soll, wird die Aufnahme dieser zwey Theile entscheiden, von welchen ich dem Publico ganz im Vertrauen eröfne, daß sie nichts als ein Paar verwegne Kundschafter sind.

Der erste enthält dasjenige, was ich in den kleinen Gattungen von Gedichten versucht habe. Der Lieder habe ich schon gedacht, und die verschiedenen neuen Stücke, welche darzu gekommen sind, haben mich genöthiget sie in zwey Büchern abzutheilen. Für diese bin ich am wenigsten besorgt, weil sie grösten Theils das Licht schon kennen, und bey diesem Abdrucke mehr gewonnen, als verlohren haben.

Den wenigen Oden, welche darauf folgen, gebe ich nur mit Zittern diesen Namen. Sie sind zwar von einem stärkern Geiste

als die Lieder, und haben ernsthaftere Gegenstände; allein ich kenne die Muster in dieser Art gar zu gut, als daß ich nicht einsehen sollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen ist. Und wenn zum Unglücke gar etwa nur das Oden seyn sollten, was ich, der schmalen Zeilen ungeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anstatt der Paragraphen in Strophen eingetheilet hat; so werde ich vollends Ursache mich zu schämen haben.

Die Fabeln, die ich gemacht habe, sind von verschiedener Art, und ich begreiffe unter diesem Namen auch die Erzehlungen, weil ich finde, daß sie selbst Phädrus mit darunter begriffen hat. Andere mögen dem Beyspiele des Fontaine folgen, welcher freylich Ursache hatte, seine Erzehlungen, von den Fabeln, die der Unterweisung gewidmet sind, zu unterscheiden. Die ganze Sache ist eine Kleinigkeit. In Ansehung der Erfindung, glaube ich, werden sie größtentheils neu seyn, und ich will es andern überlassen, dasjenige noch besser zu erzehlen, was hundert andere schon gut erzehlt haben. Was wird man aber von dem Ausdrucke sagen? Ich hätte der Art des nur gedachten französischen Dichters folgen müssen, wann ich die Mode hätte mitmachen wollen. Allein ich fand, daß unzählige, weil sie ihm ohne Geschicklichkeit nachgeahmet haben, so läppisch geworden sind, daß man sie eher für alte Weiber, als für Sittenlehrer halten könnte; ich sahe, daß es nur einem Gellert gegeben sey, in seine Fußstapfen glücklich zu treten. Ich band mich also lieber an nichts; und schrieb sie so auf, wie es mir jedesmal am besten gefiel. Daher kommt es, daß einige niedrig genung sind; andere aber ein wenig zu poetisch. Daher kommt es so gar, daß ich verschiedene lieder in Prosa habe erzehlen wollen, als in Versen, zu welchen ich vielleicht damals nicht aufgelegt war.

Ich komme auf die Sinngedichte. Ich habe hierinne keinen andern Lehrmeister als den Martial gehabt, und erkenne auch keinen andern, es müßten denn die seyn, die er für die seinigen erkannt hat, und von welchen uns die Anthologie einen so vortreflichen Schatz derselben aufbehalten. Aus ihm also und aus dieser Sammlung, wird man verschiedene übersetzt, und sehr viele nachgeahmt finden. Daß ich zu beissend und zu frey darinne bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können; ob

ich gleich beynahe in der Meinung stehe, daß man beydes in Sinnschriften nicht genug seyn kann. Ich habe bey den wenigsten gewisse Personen im Sinne gehabt, und ich verbitte also im voraus alle Erklärungen.

Den Schluß in dem ersten Theile machen Fragmente; solche Stücke nehmlich die ich entweder nicht ganz zu Stande gebracht habe, oder die ich dem Leser nicht ganz mitzutheilen für gut befinde. Ich hätte sie also wohl ganz und gar zurück behalten können? Vielleicht; und es kömmt darauf an, ob man nicht etwas darunter findet, welches gleichwohl der Erhaltung nicht unwerth ist.

Anfangs war ich willens einige kleine Stücke durch ein Zeichen merklich zu machen. Diejenigen nehmlich, die ich mir nicht ganz zuschreiben kann, und wovon ich die Anlage aus dem oder jenem französischen Dichter geborgt zu haben, mir nicht verbergen kann. Doch da dieser Zeichen nur sehr wenige geworden wären, und ich ausserdem überlegte, daß es dem Leser sehr gleichgültig sey, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, wenn der Einfall ihm nur Vergnügen macht; so habe ich es gar unterlassen. Ich werde ohnedem der Gefahr nicht ausgesezt seyn, daß man auch aus meinen Poesien, zur Ehre des deutschen Witzes, Proben ins Französische übersezt, und zum Unglück gleich auf solche fällt, die von einem Franzosen entlehnt sind.

Der zweyte Theil enthält Briefe. Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuthen. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis jezt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu schreiben. Mir Correspondentinnen zu erdichten, und an Schönheiten zu schreiben, die nicht existiren, schien mir in Prosa ein wenig zu poetisch zu seyn. Es sind also nichts als Briefe an Freunde, und zwar an solche, an die ich etwas mehr als Complimente zu schreiben gewohnt bin. Ich schmeichle mir so gar, daß in den meisten etwas enthalten ist, was die Mühe sie zu lesen belohnt. Wenn man an Freunde schreibt, so schreibt man ohne ängstlichen Zwang, und ohne Zurückhaltung. Beydes wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber, ein wenig nachläßig und frey scheinen, als ihnen diese Merkmahle abwischen, welche sie von erdichteten Briefen unterscheiden müssen.

Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrath, und die welche ich hier ohne Wahl, ſo wie ſie mir in die Hände gerathen, mitgetheilt, ſind die wenigſten. Es wird mir angenehm ſeyn, wenn meine Freunde nicht die einzigen ſind, die etwas darinne zu finden glauben.

Ich habe geſagt, daß dieſe beyden Theile nichts als Kundſchafter ſind. Einige ernſthafte Abhandlungen, und verſchiedene größre Poeſien, wozu ich die dramatiſchen Stücke vornehmlich rechne, möchten ihnen gerne folgen. Unter den lezten ſind einige, welche ſchon die Probe der öffentlichen Vorſtellung ausgehalten, und wenn ich ſie ſelbſt rühmen darf, auch Beyfall gefunden haben. Die Probe des Drucks iſt die letzte und wichtigſte.

Ich kann hier meine Vorrede beſchlieſſen, und muß den Leſer um Verzeihung bitten, daß ich von nichts als von mir geredet habe.

Briefe.

Aperto pectore officia pura miſcemus. Nihil in conſcientia latet, quod ſcriptorum cuniculis oculatur.
Symmachus.

1753.

Erſter Brief.

An den Herrn P.

Schon ſeit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen ihre Handſchrift von den unglücklichen Dichtern wieder zurück ſchicken können, weil ich ſie gleich in den erſten Abenden durchgeleſen hatte. Allein ich glaubte dieſe Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug laſſen; wenigſtens nicht freundſchaftlich genug. Denn nicht wahr, entweder Sie hätten gedacht: nun wahrhaftig der muß ſehr viel müßige Stunden haben, daß er ſich ſo gleich hat darüber machen können! oder: ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel geleſen haben; über alles läuft er doch weg, wie der Hahn über die Kohlen! Die eine Vermuthung ſowohl als die andre war mir ungelegen; mir, der ich ſo gerne immer beſchäftiget ſcheinen will;

mir, der ich auf nichts aufmerkſamer bin, als auf die Gebur-then meiner Freunde. Ich würde alſo ganz gewiß ihr Werk wenigſtens noch acht Tage auf meinem Tiſche haben raſten laſ-ſen; doch Sie fordern es ſelbſt zurück, und hier iſt es. Nun? aber ohne Beurtheilung, werden Sie ſagen? Als wenn Sie es nicht ſchon wüßten, daß ich durchaus über nichts urtheilen will. Wollen Sie aber mit ſo etwas zufrieden ſeyn, das aufs höchſte einer Meinung ähnlich ſieht, ſo bin ich zu ihren Dienſten. Sie zeigen eine ſehr weitläuftige Beleſenheit, die ich ſehr hoch ſchätze, wenn es Ihnen anders nicht viel Mühe gekoſtet hat, ſie zu zei-gen. Gott weis, wo Sie alle die unglücklichen Dichter aufge-trieben haben! Was für tragiſche Scenen ziehen Sie ihren Le-ſern auf! Hier ſitzt einer in einer ewigen Finſterniß, und ſieht das Licht nicht, welches gleich ihm alles belebet; dort ſchmachtet einer auf einem Lager, das er ſeit Jahren nicht verlaſſen. Je-ner ſtirbt, fern von ſeinem Vaterlande und ſeinen Freunden, un-ter Barbaren, zu welchen ihn die Empfindlichkeit eines Groſſen verwieſen; dieſer in ſeiner Vaterſtadt, mitten unter den Be-wundrern ſeiner Muſe, im Hoſpitale. Dort ſehe ich einen — — welche Erniedrigung für euch ihr Muſen! — — am Gal-gen; und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kin-derſpiel iſt, mit einem Teufel vom Weibe verheyrathet. Die moraliſchen Züge welche Sie mit unterſtreuen ſind gut; ich hätte aber gewünſcht, daß ſie häufiger wären, daß ſie aus ihren Er-zählungen ungezwungener flöſſen, und in einem minder ſchulmä-ßigen Tone dahertönten. Auch das gefällt mir nicht, daß Sie keine Klaſſen unter den unglücklichen Dichtern machen. Diejе-nigen, welche ſo zu reden die Natur unglücklich gemacht hat, als die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil ſie unglücklich würden geweſen ſeyn, wenn ſie auch keine Dichter geworden wären. Andre haben ihre übeln Eigenſchaften un-glücklich gemacht, und auch dieſe ſind nicht als unglückliche Dich-ter, ſondern als Böſewichter, oder wenigſtens als Thoren an-zuſehen. Die einzigen, die dieſen Namen verdienen, ſind diejе-nigen, welche eine unſchuldige Ausübung der Dichtkunſt, oder eine allzueifrige Beſchäftigung mit derſelben, die uns gemeinig-lich zu allen andern Verrichtungen ungeſchickt läßt, ihr Glück

zu machen verhindert hat. Und in diesem Verstande ist ihre Anzahl sehr klein. Ja sie wird noch kleiner, wenn man ihr vorgebliches Unglück in der Nähe mit gesunden Augen, und nicht in einer ungewissen Ferne, durch das Vergrösserungsglas ihrer eigenen mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Ist es nicht ärgerlich, wenn man einen Saint Amant, einen Neukirch, einen Günther so bitter, so ausschweifend, so verzweifelnd über ihre, in Vergleichung andrer, noch sehr erträgliche Armuth wimmern hört? Und sie, die Armuth, ist sie denn etwa nur das Schicksal der Dichter und nicht viel mehr auch aller andern Gelehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, eben so viel will ich Ihnen arme Weltweise, arme Aerzte, arme Sternkundige ꝛc. nennen. Aus diesem Gesichtspuncte also, mein Herr, betrachten Sie, wann ich Ihnen rathen soll, ihre Materie etwas aufmerksamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, daß Sie ganz unrecht gethan haben, ich weis nicht was für einen gewissen Stern zu erdichten, der sich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Musen zu tyranniſiren. — — — Sind Sie meiner Erinnerungen bald satt? Doch, noch eine. Ich finde, daß Sie in ihrem Verzeichniß einen Mann ausgelassen haben, der vor zwanzig andern eine Stelle darinne verdienet; den armen Simon Lemnius. Sie kennen ihn doch wohl? Ich bin ꝛc.

Zweyter Brief.

An ebendenselben.

Wahrhaftig, ich bewundre Sie! Ein Beywort, an dessen Nachdruck ich nicht einmal gedacht hatte, legen Sie mir in allem Ernste zur Last? Ich fürchte, ich fürchte, wir werden über den armen Simon Lemnius in einen kleinen Zank gerathen. Und da sehen Sie es, daß ich das Herz habe, ihn noch einmahl so zu nennen, ob Sie ihn gleich den verleumderischen, den boshaften, den meineidigen, den unzüchtigen heissen. Aber sagen Sie mir doch, geben Sie ihm diese Benennungen, weil Sie seine Aufführung untersucht haben, oder weil sie ihm von andern gegeben werden? Ich befürchte das letztere, und muß also den armen Lemnius gedoppelt beklagen. War es nicht genug, daß

ihn Lutherus verfolgte, und muß sein Andenken auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Aber Sie erstaunen; Lutherus und verfolgen, scheinen Ihnen zwey Begriffe zu seyn, die sich widersprechen. Geduld! Wann Sie wollen, so will ich Ihnen alles erzählen; und alsdann urtheilen Sie. Vorher aber muß ich Sie um alles was heilig ist bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt gesehen hat, zu halten. Lutherus stehet bey mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar, als die blendendste seiner Vollkommenheiten. Sie sind so gar für mich lehrreicher, als alle diese zusammen genommen; und ich werde mir ein Verdienst daraus machen, sie Ihnen zu zeigen. *) — — Zur Sache also! Lemnius, oder wie er auf Deutsch heißt, Lemichen, lag den Wissenschaften in Wittenberg ob, eben als das Werk der Reformation am feurigsten getrieben ward. Sein Genie trieb ihn zur römischen Dichtkunst, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darinne verband er eine gute Kenntniß der griechischen Sprache, welches damals noch etwas seltnes war. Sein muntrer Kopf und seine Wissenschaften erwarben ihm die Freundschaft des Melanchthons, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte. Sabinus, der Schwiegersohn des Melanchthons, befand sich damals auch in Wittenberg. Zwey gleiche Köpfe auf einer hohen Schule werden sich leicht finden, und Freunde werden. Sabinus und Lemnius

[*) So muß der sprechen, der aus Ueberzeugung und nicht aus Heucheley lobt.

Aus dieser letztern Quelle sind, leider ein großer Theil der uneingeschränktem Lobsprüche geflossen, die Luthern von unsern Theologen beygelegt werden.

Denn loben ihn nicht auch diejenigen, deren ganzen, losem Geitze und Ehrgeitze man es nur allzuwohl anmerkt, daß sie im Grunde ihres Herzens, nichts weniger als mit Luthern zufrieden sind? die ihn heimlich verwünschen, daß er sich auf Unkosten seiner Amtsbrüder groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichthum der Kirche den Regenten in die Hände gespielt, und den geistlichen Stand dem weltlichen Preis gegeben, da doch dieser so manche Jahrhunderte jenes Sklave gewesen? Anm. d. Verf] 1784.

wurden es auf die ausnehmendſte Weiſe, und ich finde, daß auch die darauf folgenden Händel ihre Freundſchaft nicht geendet haben. Im Jahre 1538 kam es Lemnio ein, zwey Bücher lateiniſcher Sinnſchriften drucken zu laſſen. Er ließ ſie alſo unter ſeinem Namen drucken; er ließ ſie in Wittenberg drucken, und brachte ſie vorher, wie ich es höchſt wahrſcheinlich zeigen kann, dem Melanchthon zur Beurtheilung. Dieſe drey Umſtände, mein Herr, erwägen Sie wohl; ſie beweiſen ſchon ſo viel, daß Lemnius ein gut Gewiſſen muß gehabt haben. Melanchthon fand nichts anſtößiges darinne, wie es Sabinus dem Drucker verſicherte. Nunmehr wurden ſie bekannt gemacht; aber kaum waren ſie einige Tage in den Händen der Leſer geweſen, als Luther auf einmal ein entſetzliches Ungewitter wider ſie, und ihren Verfaſſer erregte. Und warum? Fand er etwa jene laſcivam verborum licentiam darinne? Dieſe wäre vielleicht zu entſchuldigen geweſen, weil ſie der Meiſter in dieſer Art des Witzes, Martial, Epigrammaton linguam nennt. Oder fand er, daß ſie giftige Verleumdungen enthielten, die Ehre eines unſchuldigen Nächſten zu brandmahlen? Oder fand er gar ſeine eigene Perſon darinne beleidigt? Nein; alles das, weßwegen Sinnſchriften mißfallen können, mißfiel Luthern nicht, weil es nicht darinne anzutreffen war; ſondern das mißfiel ihm, was wahrhaftig an den Sinnſchriften das anſtößige ſonſt nicht iſt: einige Lobeserhebungen. Unter den damaligen Beförderern der Gelehrſamkeit war der Churfürſt von Maynz Albertus einer der vornehmſten. Lemnius hatte Wohlthaten von ihm empfangen, und mit was kann ſich ein Dichter ſonſt erkenntlich erzeigen, als mit ſeinen Verſen? Er machte alſo deren eine ziemliche Menge zu ſeinem Ruhme; er lobte ihn als einen gelehrten Prinzen, und als einen guten Regenten. Er nahm ſich aber wohl in Acht, es nicht auf Luthers Unkoſten zu thun, welcher an dem Albertus einen Gegner hatte. Er gedachte ſeines Eifers für die Religion nicht mit einem Worte, und begnügte ſich, ſeine Dankbarkeit mit ganz allgemeinen, ob gleich hin und wieder übertriebenen Schmeichleyen an den Tag zu legen. Gleichwohl verdroß es Luthern; und einen katholiſchen Prinzen, in Wittenberg, vor ſeinem Angeſichte zu loben, ſchien ihm ein unvergeb-

liches Verbrechen. *) Ich dichte diesem grossen Manne hierdurch nichts an, und berufe mich deswegen auf sein eigen Programma, welches er gegen den Dichter anschlagen ließ, und das Sie, mein Herr, in dem 6ten Tome seiner Schriften, Altenburgischer Ausgabe, nachlesen können. Hier werden Sie seine Gesinnungen in den trockensten Worten finden; Gesinnungen, welche man noch bis auf den heutigen Tag auf dieser hohen Schule beyzubehalten scheinet. Luther donnerte also mündlich und schriftlich wider den unbehutsamen Epigrammatisten, und brachte es in der ersten Hitze so gleich dahin, daß ihm Stubenarrest angekündigt ward. Ich habe immer gehört, daß ein Poet eine furchtsame Kreatur ist; und hier sehe ich es auch. Lemnius erschrack desto heftiger, je unvermutheter dieser Streich auf ihn fiel; er hörte, daß man allerhand falsche Beschuldigungen wider ihn schmiedete, und daß Luther die ganze Akademie mit seinem Eifer ansteckte; seine Freunde machten ihm Angst, und prophezeyten ihm lauter Unglück, anstatt ihm Muth einzusprechen; seine Gönner waren erkaltet; seine Richter waren eingenommen. Sich einer nahen Beschimpfung, einer unverdienten Beschimpfung zu entziehen, was sollte er thun? Man rieth ihm zur Flucht; und die Furcht ließ ihm nicht Zeit zu überlegen, daß die Flucht seiner guten Sache nachtheilig seyn werde. Er floh; er ward citirt; er erschien nicht **); er ward verdammet; er ward erbittert;

[*) Es war den ersten Reformatoren sehr schwer, dem Geiste des Pabstthums gänzlich zu entsagen. Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine wesentliche Lehre der christlichen Religion ist, war ihnen weder recht bekannt, noch recht behäglich. Und gleichwohl ist jede Religion und Sekte, die von keiner Toleranz wissen will, ein Pabstthum. Anm. d. Verf.] 1784.

[**) Lemnius hätte, wie Alcibiades, den die Athenienser zurückberiefen, um sich gegen seine Ankläger zu vertheidigen, antworten können:

Ευηδες, τον ἐχοντα δικην ζητειν
ἀποφυγειν, ἐνον φυγειν.

Und als man den Alcibiades fragte, ob er seinem Vaterlande (τη πατριδι) nicht zutraue, daß es gerecht seyn werde, antwortete er: auch meinem Mutterlande nicht (τη μητριδι). Wie leicht kann es nicht aus Irrthum oder Unwissenheit ein schwarzes Steinchen für ein weisses greifen.

Zu der Nachricht, daß ihn seine Landesleute zu Tode verurtheilt, sprach er: wir wollen ihnen zeigen, daß wir noch leben. Er ging zu den Lacedemoniern und erregte den Athenienfern den dekelikischen Krieg. Aelian. XIII. c. 38.] 1784.

er fing an seine Verdammung zu verdienen, und that, was er noch nicht gethan hatte; er vertheidigte sich, so bald er sich in Sicherheit sahe; er schimpfte; er schmähte; er lästerte. — — Soll ich in meinen künftigen Briefen fortfahren, Ihnen mehr davon zu sagen? Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

An ebendenselben.

Ehe ich fortfahre, soll ich Ihnen auf verschiedene Puncte antworten. Wohl! Der erste ist dieser: Sie behaupten die Lobeserhebungen des Albertus wären nicht das einzige gewesen, was Luthern wider den Lemnius aufgebracht; sondern verschiedne bittre Anzüglichkeiten wider den und jenen ehrlichen Mann hätten das ihre dazu beygetragen. Sie berufen sich dieserwegen auf des Mattheſius und Luthers eigenes Zeugniß. Allein wie schwer wird es Ihnen fallen, wenn Sie diese Anzüglichkeiten in den ersten zwey Büchern, von welchen allein jetzo die Rede ist, werden erhärten sollen! Wenn Lemnius spottet, so spottet er über die allergemeinsten Laster und Thorheiten; er braucht niemals andre als poetische Namen; und das Beissende ist sein Fehler so wenig, daß ich ihm gar wohl einen stärkern Vorrath davon gewünscht hätte; gesetzt auch, daß das Bißchen Ehre dieses oder jenes Thoren draufgegangen wäre. Ich behaupte also kühnlich, daß Lemnius so wenig ein Verleumder ist, daß ich ihn nicht einmal für einen guten Epigrammatisten halten kann, welcher das Salz mit weit freygebigern Händen ausstreuet, ohne sich zu bekümmern, auf welchen empfindlichen Schaden es fallen wird. Aber hier sind sie ja, ruffen Sie, die gottlosen Sinnschriften, welche eine solche Ahndung gar wohl verdienten. Hat sie nicht Schellhorn angeführt? Und sollten Sie sie nicht gelesen haben? — — — Ja, mein Herr, ich habe sie gelesen; und diese eben sind es, wo ich Sie erwartete, um Ihnen unwidersprechlich zu zeigen, wie unbillig die Aufbürdungen waren, welche man Lemnio machte. Martial bittet in der Vorrede zu seinen Sinnschriften: abſit à jocorum noſtrorum ſimplicitate malignus interpres, nec Epigrammata mea ſcribat. — — Und daß sie bey dem Geyer wären, die ver-

dammten Ausleger! Bald wird man vor diesem Geschmeisse keinen Einfall mehr haben dürfen! — — Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also ganz gelassen anfangen; und zwar bey dem Midas. Der Rang gehet nach den Ohren! Das Sinngedichte, das Lemnius auf ihn gemacht hat, enthält ungefehr dieses: Midas, spricht er; wann schon dein Haus auf Marmorseulen ruhte; wann du in deinen Kasten gleich venetianische Schätze verschlossen hättest; so bist du doch ungelehrt, und nichts besser als ein Bauer. Denn was du bist, kann der geringste aus dem Pöbel seyn. Wen muß er wohl mit dieser Sinnschrift gemeint haben? Einen reichen Edelmann ohne Zweifel, dessen ganzer Verstand der Goldklumpen war: oder wohl gar, wenn es dergleichen schon damals gegeben hat, einen dummen Grafen, den man mit seinem Hofebauer vermengen würde, wenn ihn nicht das reiche Kleid kenntlich machte. — — Ach, was Edelmann? Was Graf? Hier ist ein ganz andrer gemeint. Der Dichter ist ein Majestätsschänder, und er meint niemand geringern, als den Churfürsten von Sachsen. — — Wen? Den großmüthigen Johann Friedrich? Wie ist das möglich? — — Möglich, oder nicht; kurz es ist klar; lesen Sie doch nur das Original:

In Midam

Extent marmoreis tibi splendida tecta columnis,
Et tibi vel Venetas arca recondat opes;
Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,
Serviat et culti plurima gleba soli;
Multaque florentes pascant armenta per agros,
Tondeat et teneros rustica villa greges:
Es tamen indoctus; rides? es rusticus idem;
Id quod es, e populo quilibet esse potest.

Nun, finden Sie es noch nicht, daß der Churfürst von Sachsen gemeint ist? O, Sie sind muthwillig blind! Glauben Sie mir nur, die Zeile

Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,

ist nicht umsonst. Wo fließt denn die Elbe? Wem dienet denn dieser Fluß? — — — Doch es fällt mir unmöglich in die-

sem Tone länger fortzufahren. Im Ernste also: kann eine Beschuldigung boshafter und zugleich ungegründeter seyn? Von allen den übrigen Sinnschriften, die man ihm zur Last legt, werde ich ein gleiches sagen müssen. Er schildert einen Thraso, welcher nicht eher Muth hat, als biß er ihn aus den Gläsern in sich gegossen: und das soll der Commendant in Wittenberg seyn. Er mahlet einen Rabulisten ab, dessen nichts bedeutendes Gewäsche er verlacht: und muß den Kanzler Pontanus getroffen haben. Auf ein ehrliches Frauenzimmer sollen folgende Zeilen gehn:

Cur vites semper communia balnea dicam,
Quod sis nigra scio, quod scabiosa puto.

Und was ist gleichwohl klärer, als daß dieses ein Frauenzimmer seyn muß, welches nirgends als in der Einbildung des Dichters anzutreffen? Hatte denn Wittenberg damals öffentliche Bäder, welche das Mannsvolk und das Frauenzimmer ohne Unterscheid zugleich besuchen durfte? Oder hat dergleichen jemals eine christliche Stadt gehabt? Erlauben Sie mir also, mein Herr, daß ich die übrigen Vorwürfe von dieser Art übergehe; und suchen Sie, wenn Sie können, in den ersten zwey Büchern stärkere und der Wahrheit gemässere Beyspiele auf, um mich zu überzeugen. Finden Sie aber deren keine; so seyn Sie gelehrig, und erlauben, daß ich Sie überzeugen darf. Wollen Sie mir etwan einwenden: Lemnius könne allerdings auf den und jenen gezielet haben, ob es uns gleich jetzo, wegen Entfernung der Zeit, und aus Mangel gewisser kleinen Nachrichten, unmerklich wäre; genug, daß doch damals seine Stiche geblutet hätten, wie man aus dem Zeugnisse der Zeitverwandten sehen könne. — — — Ich will mich dieses zu widerlegen nicht dabey aufhalten, was ich von den Grenzen einer erlaubten Satyre vernehmen könnte; sondern ich will mich gleich zu dem Zeugnisse selbst wenden, auf welches Sie sich berufen. Lassen Sie uns also die Stelle aus des Matthesius Predigten über das Leben unsers Luthers näher betrachten. Hier ist sie: „Im 38 „Jar thet sich herfür ein Poetaster, Simon Lemchen ge„nant: der fing an, viel guter Leut mit schendlichen und „lesterlichen Versen zu schmehen, und die grossen Verfolger

„des Evangelii mit seiner Poeterey zu preisen, auch unsern „Doctor in seiner Krankheit zu verhöhnen, dazu ihm gros„ser Leut Verwandten halffen, daß solche Schmehschriften „gedruckt, und heimlich ausgestreuet wurden, wie auch die„ser Lemnius hernach eine Risianische und greuliche Lester„schrift, die er den Hurenkrieg nennet, dem heiligen Ehe„stand und der Kirchendiener Ehe, und viel erbaren Frauen „zu Unehren ließ ausgehen ꝛc.“ Als Prediger, bin ich hier mit dem guten Mattheſius recht wohl zufrieden, aber als Geſchichtſchreiber gar nicht. Eine einzige Anmerkung wird ſeine Glaubwürdigkeit verdächtig machen. Er ſagt; Lemnius habe Luthern in ſeiner Krankheit verhöhnt. Wo finden Sie in den erſten zwey Büchern die geringſte Spur davon? Suchen Sie, ſo viel Sie wollen! Mattheſius begeht hier ein Hyſteronproteron, welches gar nicht fein iſt. Lemnius hat Luthers eher mit keinem Worte im Böſen gedacht, als bis er es an ihm erhohlte. Das Sinngedichte, auf welches Mattheſius hier zielt, ſtehet in dem dritten Buche, in welchem freylich ſehr viel nichtswürdige Sachen ſtehen, die aber durchaus nicht zur Urſache ſeiner Verdammung können gemacht werden, weil er ſie erſt nach derſelben den beyden erſten Büchern beyfügte. Es iſt zwar ſo ſchmutzig und ſo niederträchtig, daß ich mich mehr als die beyden erſten Zeilen, welches folgende ſind:

In M. Lutherum

Ipſe dyſenteriam pateris clamasque cacando
Quamque aliis optas evenit illa tibi &c.

anzuführen ſcheue: wann es aber auch noch ſchmutziger, noch niederträchtiger wäre, ſo würde es dennoch dem Mattheſius ſehr übel zu nehmen ſeyn, daß er den Lemnius verhaßt zu machen, zu Falſchheiten ſeine Zuflucht nimt, und dasjenige zum Hauptverbrechen macht, was nichts als die Wirkung eines verbitterten Gemüths war. Da er ſich aber hier auf dem fahlen Pferde finden läßt, wie kann man ihm in den übrigen trauen? Werden die ſchändlichen und läſterlichen Verſe auf viel gute Leute, nicht eben ſo erdichtet, wenigſtens zu früh vorweg genommen ſeyn, als die Verhöhnung des kranken Luthers? Und ſie ſind es auch allerdings, weil, was ich ſchon mehr als

einmal gesaget habe, in den ganzen beyden ersten Büchern keine Spur davon anzutreffen ist. Es bleibt also auch in diesem Zeugnisse dem Lemnius weiter nichts zur Last, als daß er, wie Matthesius sagt, die grossen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterey gepriesen hat. Aber auch das ist nicht eigentlich wahr, weil er den Churfürsten Albrecht zwar lobt, aber stets bloß als einen Beförderer der Wissenschaften und als einen Beschützer der Gelehrten, welches auch Erasmus und Hutten gethan haben, niemals aber als einen Feind der damals neu aufkeimenden reinern Lehre. Kaum daß er ganz von weiten, so viel ich mich erinnere, an einer einzigen Stelle, auf seine Liebe gegen die alte Religion zielt — — Auf ihren ersten Einwurf, mein Herr, glaube ich Ihnen also genug gethan zu haben. Ich hätte noch den zweyten zu beantworten, allein ich will ihn lieber versparen und Sie argwohnen lassen, daß ich nicht sogleich etwas dagegen erwiedern könnte, als durch einen unbändig langen Brief ihre Aufmerksamkeit schwächen. Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

An ebendenselben.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf einen zweyten Einwurf schuldig. Sie behaupten, Lemnius habe seine Sinnschriften verstohlner Weise drucken lassen; ich hingegen habe gesagt, es sey höchst wahrscheinlich, daß er sie dem Melanchthon vorher zur Beurtheilung übergeben. Sie berufen sich auf ein Schreiben des letztern an den Churfürsten, dessen Innhalt Seckendorf anführt; und ich bin kühn genug eben dieses Schreiben für mich zu gebrauchen. Melanchthon schreibt also an den Churfürsten, welchem ohne Zweifel Luther diese Kleinigkeit auf der allerschwärzesten Seite vorgestellet hatte: „Was er dabey versehen habe, „sey ohne Vorsatz geschehen; Lemnius habe ihm für seine erwie„sene Wohlthaten schlecht gedankt, und ihn selbst an zwey Stel„len sehr schimpflich durchgezogen. Er habe die Sinnschriften „nicht eher zu sehen bekommen, als da sie schon abgedruckt ge„wesen. Weil er viel Anzüglichkeiten gegen Privatpersonen „darinne gefunden, habe er dem Verfasser sogleich Stubenarrest

„ankündigen lassen, und sey Willens gewesen, ihn zu relegiren. „Als er den Tag darauf gar verschiedenes angetroffen, was dem „Churfürsten und Landgrafen zur Verkleinerung gereiche, habe „er ihn wollen in Verhaft nehmen lassen. Lemnius aber sey „ihm mit der Flucht zuvorgekommen; man habe ihn öffentlich „vorgeladen, und ihn endlich, weil er nicht erschienen, mit „Schimpf von der hohen Schule verbannt. Er bitte also den „Churfürsten, es ihm nicht übel zu deuten, daß er wegen der „vielen akademischen Geschäfte, die Sinnschriften des Lemnius „nicht gleich durchgelesen, und das was der Ehre des Churfür„sten darinne nachtheilig sey, nicht gleich gefunden habe. Man „solle es ihm nicht zurechnen, daß sein Schwiegersohn, wie „man vorgebe, dem Drucker die Sinnschriften zu drucken ange„rathen, und noch die Lügen hinzugefügt habe, daß sie von „ihm, dem Melanchthon, gebilliget wären." — — — Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, klingt dieses nicht vollkommen, wie das Gewäsche eines Mannes, der sich gedrungen entschuldiget, und eigentlich nicht weis was er sagen soll? Ich darf Ihnen den Charakter des Melanchthons nicht lang schildern; Sie kennen ihn so gut als ich. — — Ein sanftmüthiger ehrlicher Mann, der mit sich anfangen ließ was man wollte, und den besonders Luther lenken konnte, wie er es nur immer wünschte. Sein Feuer verhielt sich zu Luthers Feuer, wie Luthers Gelehrsamkeit zu seiner Gelehrsamkeit. Nach seiner natürlichen Aufrichtigkeit würde er es gewiß frey bekannt haben, daß er in den Sinnschriften des Lemnius nichts anstößiges gefunden, wenn Luther nicht gewollt hätte, daß er etwas darinne finden sollte. Er hatte von der Einsicht seines Freundes so hohe Begriffe, daß so oft sein Verstand mit Luthers Verstande in Collision gerieth, er den seinigen allezeit Unrecht haben ließ. Luthers Augen waren ihm glaubwürdiger, als seine eigene. Sie sehen es hier. Er ließ sich nicht allein Schmähungen wider seinen Landesherrn in den unschuldigen Sinnschriften von ihm weisen, sondern ließ sich so gar überreden, daß Lemnius auch ihn selbst nicht verschonet habe. Nun aber biete ich die scharfsichtigsten Augen auf, mir diese zwey Stellen nur mit der allergeringsten Wahrscheinlichkeit zu zeigen. Das finde ich wohl,

und finde es auf den meisten Seiten, daß Lemnius den Melanchthon lobt, und daß er ihn auch noch da lobt, da er wider alle Anhänger des Luthers die giftigsten Spöttereyen ausströmet. Er schiebt alle Schuld auf den Sabinus, weil sie doch auf jemanden muß geschoben seyn. Wer aber kann sich wohl einbilden, daß dieser seinem Schwiegervater einen so übeln Dienst habe leisten wollen? Wenigstens, wenn er es gethan hat, so muß man ihm so viel Rechtschaffenheit zutrauen, daß er etwas ganz gleichgültiges zu thun geglaubt hat. Er muß die Sinnschriften seines Freundes für etwas unschuldiges angesehen haben, das von nichts weniger als gefährlichen Folgen seyn könne. Und auch alsdann habe ich schon viel gewonnen. Eben so unschuldig als sie dem Sabinus geschienen, eben so unschuldig haben sie auch dem Melanchthon scheinen können; und er selbst ist es nicht in Abrede, weil er um Verzeihung bey dem Churfürsten bittet, daß er das Anstößige darinne nicht sogleich wahrgenommen. O wahrhaftig, wo es nicht gleich in die Augen fällt, wo man es lange suchen muß, da ist es selten in der That anzutreffen! Doch ich besinne mich, daß ich einmal recht freygebig mit Ihnen verfahren will. Wenn ich Ihnen zugebe, daß in der That alles ohne Billigung des Melanchthons gedruckt worden, warum hat man den Sabinus nicht zur Verantwortung gezogen? Diesem, und nicht dem Lemnius, ist die Uebergehung der Censur zuzuschreiben. Diesen strafe man, wenn anders, es sey nun durch seine Bosheit, oder durch seine Nachläßigkeit, ein strafbares Buch zum Vorschein gekommen ist. Ich sage mit Fleis ein strafbares Buch; denn wenn es ein gleichgültiges gewesen ist, wie ich in meinem vorigen Briefe erwiesen habe, so ist weder dem einen noch dem andern, dem Lemnius aber am allerwenigsten, ein Verbrechen aus Verabsäumung einer Ceremonie zu machen. Und mehr als eine Ceremonie wäre es nicht gewesen. — — Es ist mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kann; denn wahrhaftig das Vertheidigen wird mir sauer, wenn ich etwas allzuleichtes zu vertheidigen habe. Ich bin ꝛc.

Fünfter Brief.

An ebendenſelben.

Ich kann alſo in meiner Erzehlung fortfahren? — — Ich ſchloß meinen zweyten Brief mit der Flucht des Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn dieſe Flucht meineidig gemacht hat, und daß er vermöge des Eides, den er als ein akademiſcher Bürger geleiſtet, ſein Urtheil hätte abwarten ſollen. Wenn ich augenſcheinlich ſehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit verſagen werden, ſo entfliehe ich nicht meinen Richtern, ſondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war alles zu thun vermögend. Bedenken Sie; ſeine blinde Hitze ging ſo weit, daß er ſich nicht ſcheute in einer öffentlichen, an die Kirchthüren angeſchlagenen Schrift zu behaupten; der flüchtige Bube, wie er den Lemnius nennt, würde, wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten billig den Kopf verlohren haben. Den Kopf? und warum? Wegen einiger elenden Spötterenen, die nicht er, ſondern ſeine Ausleger giftig gemacht hatten? Iſt das erhört? Und wie hat Luther ſagen können, daß ein Paar ſatyriſche Züge gegen Privatperſonen mit dem Leben zu beſtrafen wären; er, der auf gekrönte Häupter nicht ſtichelte, ſondern ſchimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatiſten verdammt, wird er zum Pasquillanten. Ich will ſeine Niederträchtigkeiten eben ſo wenig wiederhohlen, als des Lemnius ſeine. So viel aber muß ich ſagen: was Lemnius hernach gegen Luthern ward, das iſt Luther hier gegen den Churfürſten von Maynz. — — — Gott, was für eine ſchreckliche Lection für unſern Stolz! Wie tief erniedriget Zorn und Rache, auch den redlichſten, den heiligſten Mann! Aber, war ein minder heftiges Gemüthe geſchickt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte? Gewiß, nein! Laſſen Sie uns alſo jene weiſe Vorſicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weis! — — Dieſe gedachte Schrift des Luthers ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeſchlagen, und zog ſeine öffentlichen gerichtlichen Vorladungen nach ſich. Der Herr Prof. Kappe hat ſie uns in dem dritten Theil ſeiner Nachleſe aus einer Handſchrift mitgetheilet.

Sie ſind werth geleſen zu werden, und ein Paar Anmerkungen die ich ſogleich darüber machen will, werden Ihnen Luſt dazu erwecken. Die erſte iſt dieſe: man läßt das Verbrechen des Lemnius bloß darinne beſtehen, daß er in ſeinen giftigen Verſen viel ehrliche Leute von allerley Stande angegriffen habe. Es iſt bekannt, daß damals Melanchthon alle akademiſche Anſchläge beſorgte, und auch in dieſem iſt ſeine bekannte Behutſamkeit deutlich zu ſpüren. Er gedenkt der Lobſprüche des Churfürſten Albrechts, derentwegen Luther das meiſte Lermen machte, mit keinem Worte. Noch vielweniger ſagt er, daß Lemnius den Landesherrn angetaſtet habe. Zu beyden war er zu klug; jenes hätte einen blinden Haß verrathen; und dieſes ſtand nicht zu erweiſen. Meine zweyte Anmerkung wird Ihnen zeigen, daß man bey dieſem Proceſſe tumultuariſch verfahren. Lemnius wird nicht, wie gewöhnlich, zu drey verſchiedenenmalen, ſondern gleich auf das erſtemal peremptorie citirt, und der Termin, den man ihm ſetzt, ſind acht Tage. Dieſer Umſtand, ſollte ich meinen, verräth mehr eine Luſt zu verdammen, als zu verhören. Lemnius erſchien, wie man leicht denken kann, nicht, und ward alſo öffentlich contumacirt und ſeine Relegation ward auf den achten Tag darnach, als den 3ten Julius, feſtgeſetzt. In dem Anſchlage, in welchem man ihn contumacirt, wird geſagt, man habe ihm in der Citation freygeſtellt, entweder ſelbſt, oder durch einen Bevollmächtigten zu erſcheinen. Allein dieſes iſt falſch; er wurde ausdrücklich in eigner Perſon vorgeladen, und es iſt beſonders, daß man ſich auch nicht einmal ſo viel Zeit genommen hat, dieſe Kleinigkeit nachzuſehen. Die Relegation ging alſo erwähnten Tages vor ſich; und der Anſchlag wodurch ſie bekannt gemacht wurde, iſt in ſo heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß Lemnius nothwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle, zu ſeinem Mäcenas dem Albertus geflohen, und hier fand er vollkommene Freyheit, ſeine Feinde nach dem Sprichworte: Per quod quis peccat &c. zu beſtrafen. Die beyden erſten Bücher ſeiner Sinnſchriften waren in Wittenberg verbrannt worden; er ließ ſie alſo wieder auflegen, und fügte ein drittes Buch hinzu, worinn er die Strafe, die er voraus empfangen hatte, recht reichlich zu verdienen ſuchte. Vogt ſagt,

dieſe zweyte Auflage ſey in Baſel gedruckt worden. Ich habe ſie eben vor mir, kann aber nicht die geringſte Spur davon entdecken, weil ich gar keinen Ort benennet finde. Da ich des Hr. Vogts einmal gedacht habe, ſo merken Sie doch dieſes von ihm, daß er auch einer von denen iſt, welche, zum Nachtheile der Wahrheit, in der erſten Ausgabe Schmähungen wider den Churfürſten von Sachſen, wider Luthern und andre Wittenbergiſche Profeſſores, finden. Luthers iſt mit keinem Worte darinne gedacht, und was er in dem dritten Buche wider ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwey erſten ſchreiben, und alſo zur Urſache der Verbannung machen. Der Hr. Prof. Kappe beſchreibet, in dem vierten Theile des angezognen Werks, beyde Ausgaben ſehr ſorgfältig; und ich verweiſe Sie dahin, um mich bey bekannten Sachen nicht aufzuhalten. Es thut mir aber leid, daß ich eben das von ihm ſagen muß, was ich von dem Hrn. Vogt geſagt habe. Von der Apologie des Lemnius, welche nach dem dritten Buche heraus kam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil ſie Ihnen ſchon aus dem Schellhorn genugſam bekannt iſt. Ich eile vielmehr auf den Hurenkrieg, wie ihn Mattheſius nennt, und rühme mich im voraus, daß das, was ich davon ſagen werde, durchaus neu ſeyn wird, weil Hr. Freytag und andre Bücherkenner einmüthig geſtehen, daß von dieſer Schrift, wovon ſie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wiſſen, überall ein tiefes Stillſchweigen ſey — — Spitzen Sie ſich aber nur nicht umſonſt, mein Herr. Ich werde Sie auf dieſes Confect noch acht Tage warten laſſen, und hier abbrechen — — Doch ich habe ja noch eine Hand breit Platz; warum ſoll ich dieſen ledig laſſen? — — Will mir denn geſchwind nichts einfallen ob fugam vacui? Doch ja; ich will Ihnen noch ſagen, daß man unter den Nichtswürdigkeiten des dritten Buchs auch noch hier und da eine artige Anekdote antrift. Dieſe zum Exempel, daß Erasmus den J. Jonas oratorem ſine grammatica genennt hat. O ich bitte Sie, laſſen Sie dieſen Einfall nicht ins Vergeſſen gerathen; er iſt allzuartig, und auch jetziger Zeit noch brauchbar. Beſinnen Sie ſich, wie wir vor einem Jahre über die Herrn **. und **. lachten, wann ſie mitten in ihrem oratoriſchen Feuer, bey Wendungen,

die eines Cicero werth waren, den Donat vergessen zu haben schienen. Eine Maulschelle die der gute Priscian in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner die Maulschelle im Cid geärgert hat. Erlauben Sie mir also, wenn ich dieser Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen sollte, daß ich den einen den — — schen, und den andern den — — schen oratorem sine grammatica nennen darf — — Nun habe ich Zeit zu schliessen, wenn ich meinen gehorsamen Diener noch ohne Abkürzung herbringen will. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie sich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem so genannten Hurenkriege geben werde, freuen. Es ist unwiedersprechlich, daß seine Seltenheit ausserordentlich ist, und daß man nichts davon weis, als das wenige, was Mattheſius davon sagt. Lemnius drohte am Ende seiner Apologie im Voraus damit, und versprach die Greuel des wollüstigen Wittenbergs auf das schrecklichste darinne aufzudecken. Er versicherte, daß er sehr wohl davon unterrichtet wäre, weil er Zeit seines Aufenthalts in Wittenberg, viel Gesellschaften beygewohnet, in welchen er von dem und jenem dieses und jenes Hausgeheimniß erfahren hätte. Allein mit diesem Bekenntnisse hat er sich Schaden gethan, weil wahrhaftig das Geschwätze akademischer Wüstlinge, welches ohne Zweifel seine Gesellschafter waren, eine schlechte Quelle der Wahrheit ist. Doch was bekümmerte er sich um die Wahrheit? Er suchte bloß seine Widersacher verhaßt zu machen, und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Masse, als er von ihnen bekommen hatte, wieder zuzumessen. Ich räume es Ihnen ein, daß er großmüthig würde gehandelt haben, wann er sich nicht zu rächen gesucht, sondern, in seine eigne Tugend eingehüllt, die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie vielen ist es gegeben so großmüthig zu handeln? Und gehören die Dichter unter diese wenigen? Selbst Horaz, der sonst gelassene Horaz sagt, Dem sey der Himmel gnädig, der mich angreift!

Flebit, et insignis tota cantabitur Urbe.

Ein jeder wehrt sich womit er kann; der Wolf mit den Zähnen; der Ochse mit den Hörnern: und die Natur selbst lehrt es sie. Der erzürnte Cervius droht mit Gesetz und Urtheln und die feindselige Canidia mit Gift:

Ut, quo quis valeat, suspectos terreat.

Soll der arme Dichter nur allein seine Waffen nicht brauchen? Und sind die mit Geißeln bewafneten Satyrs, die ihnen Apoll zur Bedeckung gegeben, nicht das einzige, was sie noch ein wenig in Ansehen erhält? Noch besser würde es um sie stehen, wann das Lycambische Geheimniß nicht verlohren gegangen wäre, einen Feind durch Stichelreden so weit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Stricke greifen muß. Ha! Ha! Meine Herrn Thoren, ich wollte alsdann den Wald sehen, in welchem nicht ein jeder Baum, wenigstens einen von ihnen hätte reif werden lassen!

— — — — Io malos asperrimus
Parata tollo cornua:

dachte also auch Lemnius, und wer weis ob wir nicht auch beyde eben so gedacht hätten? Lassen Sie uns auf keine Tugend stolz thun, die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter Mensch ist ein Mensch; und ein beleidigter Poete ist es gedoppelt. Die Rache ist süsse, und Sie sollen es gleich an einem kleinen Exempel sehen. Ich will hier meinen Brief schliessen, und Sie noch acht Tage auf meine Anekdoten warten lassen. Und warum? — — Hat uns doch ihre Mademoisell Schwester schon dreymal acht Tage vergebens auf ihren Besuch warten lassen. Aber, werden Sie sagen, was geht mich meine Schwester an? — — Aber hören Sie es denn nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

Siebender Brief.

An ebendenselben.

Sehen Sie, mein Herr, daß Sie noch rachgieriger sind als ich? Ich wollte nichts als eine Verzögrung mit der andern vergelten: Sie aber bestrafen meine Neckerey durch die boshafteste Auslegung, die nur kann erdacht werden. Ich lasse Sie auf meinen Hurenkrieg warten, weil uns ihre Jungfer Schwe-

ſter' auf ihren Beſuch warten läßt. Ein artig Compliment! ſetzen Sie hinzu; und Sie haben recht. So geht es einem Pedanten, wenn er galant thun will. Aber wo Sie dieſe Anmerkung nicht bey ſich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichen Spöttereyen deswegen ausſetzen; ſo ſehen Sie ſich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufſchube vorzubauen, und ihre ſchon beleidigte Neubegierde vor fernern Beleidigungen zu ſichern. Wenn das iſt, ſo mag es ſeyn. Es wird mir ohnedem zur Laſt, eine beſondre Nachricht länger alleine zu wiſſen, und Sie würden ſie nunmehr leſen müſſen, wenn Sie auch keine Luſt dazu hätten — — Unſer Hurenkrieg alſo iſt eine kleine Schrift in Octav auf drey Bogen, und hat folgende Aufſchrift: Lutii Piſæi Juvenalis Monachopornomachia. Wo und wann ſie gedruckt worden, finde ich anders nicht, als mit den Worten: Datum ex Achaia Olympiade nona, welche gleichfalls auf dem Titel ſtehen, angemerkt. Schon hieraus ſehen Sie, daß ſie Matthesius ſelbſt vielleicht nicht geſehen hat, weil er ſie ſchlechtweg den Hurenkrieg nennet, anſtatt daß er ſie den Mönchshurenkrieg hätte nennen ſollen. Dieſe Aufſchrift, ſollte ich meinen, und der Zuſatz des Matthesius, daß es eine Schandſchrift wider den heiligen Eheſtand, und beſonders wider die Ehe der Prieſter ſey, wird Ihnen den Innhalt ungefehr errathen laſſen; eben wie Sie aus der Erbitterung des Lemnius, ungefehr auf den Ton und den Ausdruck werden ſchlieſſen können. Schon die Zueignung, welche an Luthern gerichtet iſt, könnte ſchwerlich giftiger ſeyn: Ad celeberrimum, et famoſiſſimum Dominum, Dominum Doctorem Lutherum, ſacrarum ceremoniarum renovatorem, cauſarum forenſium adminiſtratorem, Archiepiſcopum Witebergenſem, et totius Saxoniæ Primatem, per Germaniam Prophetam. Den Vorwurf den er ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er ſich, anmaßlicher Weiſe, gemiſcht habe, dieſen, ſage ich, hat Lemnius in ſeiner Apologie nach ſeiner Art bewieſen, durch ein Paar ſchändliche Erzählungen nehmlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen ſcheinen. In einer davon will er uns unter andern bereden, daß Lutherus durch eine gewiſſe ſträfliche Handlung zu dem be-

kannten Sprüchworte: Hier liegt der Hund begraben, Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein andermal, damit wir von der Monachopornomachie nicht zu weit abkommen. Ihnen in wenig Worten einen Begrif davon zu machen, muß ich sagen, daß sie eine Art einer Komödie ist; ich sage eine Art, und noch dazu eine der allerschlechtesten Arten: oder sollte ich sie nicht vielmehr einen Mischmasch unzüchtiger Gespräche nennen, die ungefehr den Schein einer Verbindung haben? Die Personen, welche darinne aufgeführet werden, sind: Venus, die Liebesgötter, der Gott verbothner Ehen, Luther, Jonas, Spalatinus, die Weiber dieser drey Männer, Cotta, Elsa und Jutta, einige Freunde des Luthers, verschiedene Liebhaber der benannten drey Matronen und andre Nebenpersonen; wie es denn der Dichter auch nicht an ein paar Chören hat fehlen lassen. Die Handlung läuft ungefehr dahinaus: Anfangs suchte sich Luther von seiner Käthe, die er schon im Kloster unter Versprechung der Ehe, soll gebraucht haben, auf alle mögliche Art los zu machen. Doch da er eben am eifrigsten daran arbeitet, und schon im Begrif ist, eine andre zu heyrathen, kömmt ihm seine alte Liebste aus dem Kloster über den Hals, und weis ihn so feste zu fassen, daß er sie nothwendig zur Frau nehmen muß. Als seine Freunde, Jonas und Spalatinus dieses sehen, wollen sie ihn in der Schande nicht alleine stecken lassen, sondern nehmen ein jeder eine von den geistlichen Nymphen, welche Käthe aus ihrem Kloster mit gebracht hatte. Doch alle dreye finden ihre Männer hernach ziemlich ohnmächtig, so daß sie sich nothwendig auf auswärtige Kost befleißigen müssen. Hier findet Lemnius Gelegenheit die Frau des Spalatinus fein mit dem Worte Spado spielen zu lassen, und durchaus solche Dinge anzubringen, welche Aergerniß und Eckel erwecken. Die kleinen Gedichte, welche an der Bildseule des Priapus sollen gestanden haben, sind bey weiten nicht so schmutzig, und ungleich sinnreicher. Ich glaube nicht, daß Sie mir es zumuthen, etwas daraus anzuführen: damit Sie aber doch nur einigermassen urtheilen können, so will ich Ihnen die Anrede an Luthern, welche gleich auf die oben angeführten Worte folgt, abschreiben. Wann sie Ihnen ihrer eignen Schönheiten wegen nicht gefallen will, so bedenken Sie nur, daß sie

aus einer, mit dem Herrn Janotzky zu reden, ganz entſetzlich raren Schrift genommen iſt, vielleicht gefällt ſie Ihnen alsdann beſſer. Denn an dem raren, mein Gott! muß doch wohl etwas ſeyn.

Ad Lutherum.

Pacis pernities, et cauſa Luthere tumultus,
O et Saxonicæ perfide Præſes aquæ,
Qui regis indoctum fallax ſine jure popellum,
Quique tuo clarum crimine reddis opus,
Saxonicasque tenes urbes, et cogis ad arma,
Et tibi Leucorium ſubjicis ipſe tuum,
Qui vacuos culpa damnas, ſolvisque nocentes,
Quique reos falſa judicis arte premis,
Perſequerisque pios inſigni fraude poetas,
Et qui caſtalias pellis ab urbe Deas;
Qui toties captos jugulaſti mille colonos,
Et toties reparas horrida bella manu;
Cujus et auſpiciis ſudarunt ſanguine foſſæ,
Et rubeos fluctus unda cruenta dedit,
Ac toties patriis arſerunt ignibus arces,
Pertulit et tantum Teutonis ora malum!
Si tibi paulisper ceſſant convitia linguæ,
Et vacat a cunno mentula forte tua,
Accipe non læto precor hæc mea carmina vultu,
Quosque dedit luſus Pieris ipſa lege.
Triſtia cum dederint noſtræ ſolatia Muſæ,
Et poterint verſus diſplicuiſſe mei;
Tum meliora tibi, tum candida crimina noſces,
Incertusque leges pignora chara tua.

Ich will es einem neuen Cochläo überlaſſen, alle dieſe Vorwürfe durch nöthige Erdichtungen, wann er keine wahrhafte Begebenheiten finden kann, zu unterſtützen. Ich begnüge mich, Ihnen meinen Abſcheu gegen ſolch lüderliches Zeug zu bezeigen, und zu verſichern, daß dieſes noch das allerzüchtigſte iſt, was ich aus den ganzen drey Bogen habe ausſuchen können. Es iſt aber auch nur der Anfang, von welchem man, in Anſehung des Endes, noch mit Recht ſagen könnte:

Definit in piſcem mulier formoſa ſuperne.

Dieſes Ende iſt ein Chor von Babyloniern, und fängt ſich folgender Geſtalt an:

Luſus, delitias, Cupidinesque
Et cunnos dedimus, vale Luthere,
Appelles aliter licet Luthere.
Refert nempe parum, nihilque refert,
Seu dicas veteris dies Priapi,
Seu feſtum vocites tibi Lupercal,
Seu floralia, quæ ſemel Catoni
Olim viſa fuere — — —

Doch ich komme wieder in das Abſchreiben, und bedenke nicht, mit was für Niederträchtigkeiten ich mir dieſe Mühe gebe; ich habe nur immer bloß ihre Seltenheit vor Augen. Kurz vor dieſer Stelle wird noch ein gewiſſer Valens von Bibra, als der Liebhaber der Käthe eingeführt. Ich vermuthe, daß er ein Tiſchgenoſſe wenigſtens ein Hausgenoſſe des Luthers geweſen iſt, von welchen, wenn ich nicht irre, Götze eine hiſtoriſche Diſſertation geſchrieben hat. Ich habe ſie zwar vor langer Zeit einmal geleſen, ich kann mich aber nicht beſinnen, dieſen Namen darinne bemerkt zu haben. Ey! ey! Wie wird die gute Käthe geſchimpft haben! Man ſagt ihr ohnedem nach, daß ſie ein wenig ſtolz und unleidlich geweſen ſey. Und wenn — — — Eben jetzt überfällt mich unſer gemeinſchaftlicher Freund, Herr B**. Die Freude über einen ſo ſeltnen Beſuch macht, daß ich nicht einmal den angefangenen Perioden ausſchreiben kann. Ich habe alles vergeſſen. Tröſten Sie ſich nur; es wird nicht viel beſonders geweſen ſeyn. Wir empfehlen uns beyde ihrer Freundſchaft. O wie wollen wir ſchwatzen! Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Achter Brief.

An ebendenſelben.

Sie hatten ihrem letzten Briefe des Herrn Walchs Geſchichte der Catharina von Bora beygelegt; und ich merke gar wohl, warum? Der Schluß meines vorigen Schreibens iſt Ihnen anſtößig geweſen, und Sie haben das Andenken dieſer rechtſchaf-

nen Frau bey mir nicht beſſer zu retten gewußt. Ob Sie es nun gleich nicht nöthig gehabt hätten, ſo muß ich Ihnen doch für die Mittheilung dieſes Werks den verbindlichſten Dank abſtatten, weil ich kein gemeines Vergnügen dabey gefunden habe. Und nothwendig muß es allen denjenigen ſehr angenehm ſeyn, welche auch Kleinigkeiten und häußliche Umſtände von groſſen Männern zu wiſſen begierig ſind, weil dieſe auf ihren Charakter oft ein gröſſeres Licht werfen, als alles das, was ſie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther aber, welches Bekenntniß ich Ihnen ſchon mehr als einmal gethan habe, gehört in der That unter die groſſen Männer, man mag ihn auf einer Seite betrachten auf welcher man will; und das Leben ſeiner Frau beſchreiben, heißt ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen, und welche auch bey den größten Helden gemeiniglich die ſchwächſte iſt. Wären alle die Beſchuldigungen wahr, welche ſeine Feinde der Catharina von Bora machen, ſo müßte die Liebe über Luthern allzuviele und allzuſchimpfliche Macht gehabt haben, wann er das lüderlichſte Weibsbild ſo zärtlich geliebt hätte, als er in der That ſeine Frau geliebt*) hat. Wegen ihrer Herrſchſucht iſt ihr Gedächtniß am meiſten angefeindet worden, und ich ſelbſt kann ſie noch nicht recht davon frey ſprechen, ob ich gleich bekenne, daß Herr Walch alles geſagt hat, was man nur immer zu ihrer Rettung ſagen kann. Er hat vieles beantwortet; ein Zeugniß aber hat er gleichwohl nicht beantwortet, vielleicht weil es ihm nicht bekannt geweſen. Dieſes Zeugniß ſchreibt ſich von einem Manne her, welcher unter die Feinde unſers Luthers nicht gehört, von dem Henricus Stephanus nehmlich, unter deſſen Gedichten man ein Epigramma findet, von welchem ich allezeit geglaubt habe, daß es eine kleine Verſpottung des unter der Herrſchaft ſeiner Frau ſtehenden Reformators ſeyn ſolle. Ich wollte wünſchen, daß es ihm bekannt geweſen wäre, um zu erfahren, was man darauf antworten könne. Vielleicht fällt Ihnen, mein Herr,

*) Die Worte „hätte" bis „geliebt", welche der Originalausgabe fehlen, ſind in der von 1784 hinzu gefügt.

eine Antwort ein; Ihnen, deſſen Einbildungskraft immer gegenwärtig iſt. Hier haben Sie es:

De Cornelio.

Uxorem vocitat *Dominam* Cornelius, illa
Increpat ut famulum, verberat ut famulum.
Obſignat ſic verba ſui *Katharina* mariti.
Nec vanum titulum quem gerit, eſſe docet,
Sed contra, ejus habent hæc quantum *verbera pondus*,
Tantum verba ſui pondus habere viri.

Ich bringe hier auf dreyerley. Erſtlich iſt es bekannt, daß Luther ſeine Frau nicht nur ſeine Dominam, ſondern wohl gar im Scherze ſeinen Dominum genennet hat. Zweytens, hätte Stephanus nicht die Catharina von Bora im Sinne gehabt, ſo wüßte ich nicht, warum er gleichwohl dieſen Namen gebraucht, da er ſonſt durchgängig in ſeinen Sinnſchriften lateiniſche Namen, und ſonderlich die Namen des Martials braucht. Drittens: auf wen kann der Schluß: „ſo viel Nachdruck die Schläge „der Frau hatten, ſo viel Nachdruck hatten die Worte des „Mannes," beſſer gedeutet werden, als auf Luthern, den durchdringenden Redner? Wann Sie, mein Herr, auf dieſe drey Puncte etwas zu antworten wiſſen, ſo thun Sie es bey Zeiten; denn wahrhaftig ich bin es nunmehr bald ſatt, Ihnen von nichts als von Luthern, und von Dingen die Luthern angehen, zu ſchreiben. Meine Nachricht von Lemnio können Sie in ihrem Werke nach Belieben brauchen, aber es verſteht ſich, ohne mich zu nennen. Die Lücken derſelben zu füllen, dürfen Sie nur nachſchlagen, was auſſer den angeführten Schriftſtellern, Simmler, Cruſius in dem Leben des Sabinus, Camerarius in dem Leben des Melanchthons, Wimmerus in dem Leben des Pontanus, und was Borrichius von ihm haben. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Neunter Brief.

An den Herrn G.

Ich habe die gekrönte Rede des Herrn Rouſſeau geleſen. Ich finde ſehr viel erhabne Geſinnungen darinne, und eine männliche Beredſamkeit. Die Waffen, mit welchen er die Künſte

und Wissenschaften bestürmet, sind zwar nicht allezeit die stärksten: gleichwohl weis ich nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend, gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet, auch sogar alsdann, wenn er zu weit gehet. Man könnte verschiednes gegen ihn einwenden. Man könnte sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwey Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu seyn. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächset, bis er diesen erreicht hat; und so lange er wächset, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben; sondern weil nichts eines immerwährenden Wachsthums fähig ist, und weil er nunmehr eben den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich grössern Geschwindigkeit wieder abnehmen sollte, als er gestiegen war. Alle grosse Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zierrathen, oder ohne Kunst und Zierrathen gebaut seyn. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber das tugendhafte Sparta, ist es nicht auch hin? — — Ferner könnte man sagen, wenn die kriegrischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben? Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns unter einander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachtheilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Mahlerey deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen anwendet? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheiten entheiligen? Die Künste sind das, wozu wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wann sie uns schädlich sind — —*) Kurz, Herr Rousseau hat Unrecht; aber ich weis keinen der es mit mehrerer Vernunft gehabt hätte. Ich bin ꝛc. B**. 1751.

*) Vergleiche oben S. 202.

Zehnter Brief.

An den Herrn D.

Sie haben ſich an das Meiſterſtück des Virgils gemacht. Eher getraue ich mir eine zweyte Aeneis zu machen, als ſeine Georgica gut zu überſetzen. Ich getraue mir das erſte nicht, ſondern ich vergleiche nur Unmöglichkeiten mit Unmöglichkeiten. Wann Sie aber hieraus ſchlieſſen, das ich von ihrer Arbeit nichts halte, ſo ſchlieſſen Sie falſch. Schlieſſen Sie vielmehr das Gegentheil aus den unzähligen Anmerkungen, die ich an den Rand ihrer Ueberſetzung geſchrieben habe. Ich will nicht ſagen, daß ich nicht vielleicht ein gleiches würde gethan haben, wenn ſie auch ganz und gar nichts taugte. Allein ich würde es ſparſamer; ich würde es in einem ganz andern Tone gethan haben. Vielleicht wäre mir eben die Bosheit beygefallen, deren ſich Hr. S. gegen den guten D** bediente. Dieſer hatte ihm eine Ode zu beurtheilen überſchickt. Wiſſen Sie was Hr. S. that? Die wenigen guten Stellen, die er darinne fand, ſtrich er aus, und erſetzte ſie mit andern, welche in das ſchlechte Ganze beſſer paßten — — Eine von meinen Anmerkungen muß ich noch in den Brief werfen, weil ſie auf dem Rande nicht Platz hat. Wenn Virgil den Neptun anruft:

Tuque o, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percuſſa tridenti,
Neptune etc.

ſo überſetzen Sie dieſe Zeilen, wie ſie die meiſten Kunſtrichter überſetzt wiſſen wollen; prima tellus iſt Ihnen Griechenland. Andre verſtehen darunter die neuerſchafene Erde: andre das Ufer. Daß ſich dieſe Herren insgeſammt geirrt haben, wundert mich nicht; denn was fehlt ihnen öftrer als Geſchmack und Bekanntſchaft mit den poetiſchen Schönheiten? Allein, daß Sie ſich, mit ihnen, irren: das wundert mich. Ich finde hier nichts als die Verſetzung der Beywörter; eine den Dichtern ſehr gewöhnliche Figur. Neptuno equum fudit prima tellus iſt eben das, als wenn Virgil geſetzt hätte: tellus Neptuno primum fudit equum. Die Richtigkeit meiner Erklärung wird Ihnen vermuthlich ſo gleich in die Augen fallen. Wollen Sie eine gleichlau-

tende Stelle, die ich anstatt eines Beweises anführen kann, so besinne ich mich, daß Horaz irgendwo sagt:

Cum prorepserunt *primis* animalia *terris*,
Mutum et turpe pecus etc.

Verzeihen Sie es meiner Faulheit, daß sie ihre Faulheit keiner Mühe überheben, und diesen Ort nicht genauer nachschlagen will. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Eilfter Brief.

An den Herrn D.

Ja; es ist wahr, was Ihnen unser Freund von einem weitläuftigen Gedichte über die Mehrheit der Welten, welches er, wie ich mich erinnere, vor länger als sechs Jahren bey mir gesehen, erzehlt hat. Es war einer von meinen allerersten Versuchen in der Dichtkunst, den ich noch bis jetzt blos aus der Absicht aufhebe, aus welcher andre einen Schuh oder Strumpf, den sie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen. So schwach ich auch noch jetzt bin, so kann mir doch die Betrachtung, daß ich einmal noch schwächer gewesen, nicht anders als angenehm seyn. Die neue Theorie des Whistons, und des Hugens Kosmotheoros, hatten damals meine Einbildungskraft mit Begriffen und Bildern erfüllt, die mir desto reitzender schienen, je neuer sie waren. So viel sahe ich, daß sie einer poetischen Einkleidung fähiger, als irgend eine andre philosophische Materie seyn müßten. Allein die Kunst sie zu bearbeiten, fehlte mir. Ich wußte nicht wie sich abstracte Wahrheiten durch Erdichtungen sinnlich machen liessen, noch vielweniger wie man trocknen Betrachtungen das lachende Ansehen scherzhafter Einfälle geben könne. Ich reimte also meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode; hier und da ein Gleichniß; hier und da eine kleine Ausschweifung; das war alles poetische, was ich dabey anbrachte. Urtheilen Sie also, wie beschämt ich einige Zeit darauf ward, als ich die Gespräche des Herrn von Fontenelle in die Hände bekam, die ich vorher nur dem Namen nach gekannt hatte. Die Augen gingen mir auf einmal auf, und aus dem Leben, welches er, als ein prosaischer Schriftsteller, seinem Vortrage gegeben hatte, schloß ich auf dasjenige, welches ich,

als ein angemaßter Dichter, dem meinigen hätte geben ſollen. Mein ſtolzer Anfang war nunmehr dasjenige, was ich nicht mehr ohne eine bittre Spötterey über mich ſelbſt anſehen konnte.

Ihr niedern Töne ſchweigt! Von Pracht und Glanz entzücket,
Sey ich zun Sternen jetzt mir und der Welt entrücket.
Ein dichtungswürdgrer Stof, als Liebe Scherz und Wein,
Soll, voll von kühner Glut, des Liedes Innhalt ſeyn.

Ey, dachte ich, du haſt deiner Entzückung, deiner kühnen Glut vortreflich viel Ehre gemacht! Unterdeſſen ſchien es doch, als wenn ich mein Unglück vorhergeſehen hätte; denn ich ſchloß meinen Eingang:

Beherzter als Columb, tret ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit ſcheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug, die ſcheitern ſchön, die ſcheiternd Welten ſuchen.

Der erſte Geſang handelte von dem Betruge der Sinnen, und ich muß mir die Schmeicheley machen, daß ich noch jezt verſchiedenes davon ziemlich erträglich ausgedruckt, und mit eignen Gleichniſſen unterſtützt finde. Ich rechne dahin folgende Stelle, ſo viel matte Zeilen ſie auch hat.

Das Auge, wann ſein Netz der Sachen Abdruck rührt,
Thut, was es thuen ſoll, auch wann es dich verführt:
Was es nicht leiſten kann, das mußt du nicht begehren.
Es ſoll uns nur den Schein entfernter Flächen lehren.
Was davon wahr, was falſch, das unterſuche du;
Wo nicht, ſo rennſt du ſelbſt dem leichten Irrthum zu.
Deswegen gab dir Gott des Geiſtes ſchärfres Auge,
Daß es das leibliche dir zu verbeſſern tauge.
Wann du mit dieſem ſiehſt, zieh jenes auch zu Rath,
Durch beydes ſiehſt du recht, wann eines Mängel hat.
Wie in dem Zauberrohr, wodurch man in der Ferne
Gleich als im Nahen ſieht, wodurch man Mond und Sterne
Aus ihrer Höhen Kluft, ohn Segen, ohne Geiſt,
Und ohne Talisma, zu uns hernieder reißt,
Des Künſtlers weiſe Hand ein doppelt Glas vereinet,
Und nur der Gegenſtand durch beyde klärer ſcheinet;

Da eines nie vor ſich der Neugier Auge ſtärkt,
Das ſtatt der Deutlichkeit in ihm nur Nebel merkt.

Sie ſehen wohl, daß ich es damals noch nicht wiſſen mußte, wenn ich es anders jetzo weis, was die Gedanken zuſammenziehen heißt. Ich will Ihnen noch eine Stelle herſetzen, und in dieſem Geſchmacke müſſen Sie ſich das übrige alles vorſtellen. In dem zweiten Geſange komm ich beyläufig auf die Geſchichte der Sternkunde:

Was in der jungen Welt, bey heller Nächte Stunden,
Ein Wandrer erſt bemerkt, ein Hirt zu erſt erfunden,
Trug ſich geheimnißvoll, gleich einem Götterwort
Vom Vater auf den Sohn, vom Sohn zum Enkel fort;
Bis, wie den Gottesdienſt, dies nützlich kleine Wiſſen,
Mit eigennützger Macht die Prieſter an ſich riſſen.
In dunkeln Tempeln ward mit tückſchem Neid verſteckt,
Was ſeinen Nutzen nicht auf Saat und Erndte ſtreckt.
Das flache Babilon wagt es, auf ſteilen Türmen
Zuerſt mit Neubegier den Himmel zu beſtürmen.
Aegypten folget nach, und recht verdeckt zu ſeyn,
Gräbt es, was es erfand, in Hieroglyphen ein.
Das ſchlaue Griechenland dringt muthig durch die Dünſte,
Und raubt, ſtolz auf den Raub, dem Niele ſeine Künſte.
Sein Leichtſinn prahlt damit, als ſeinem Eigenthum;
Dem erſten war die Müh, und ihm verblieb der Ruhm.
So macht es oft der Franz; er prahlt mit fremden Wiſſen,
Das er bey der Geburth dem Nachbar ſchlau entriſſen.

In dem dritten Geſange, wo ich das Lächerliche des Ptolemäiſchen Weltbaues beſchreiben wollte, fing ich meine Beſchreibung alſo an:

Dich, Pöbel, ruf ich hier zu meinem Beyſtand an,
Daß ich recht pöbelhaft ihn ſehn und ſchildern kann.
Mein Aug, entwöhne dich jetzt der gereingten Blicke,
Und nimm den Kinderwahn auf kurze Zeit zurücke.
Stell mir den Himmel vor, wie ihn die Einfalt lehrt,
Die das untrüglich glaubt, was ſie von Vätern hört.
Und wird er, wie er ſcheint, in meiner Zeichnung ſtrahlen,
So werd ich ihn nicht falſch, und gleichwohl unrecht mahlen.

So wie den fernen Wald der Künstler blaulicht mahlt,
Der in der Nähe doch mit frischem Grüne prahlt,
Und also die Natur nicht trift und nicht verfehlet,
Weil nur sein feiner Strich den Schein zu schildern wählet ꝛc.

Wird Ihnen nun bald die Lust vergehen, ein Ganzes sehen zu wollen, das aus so schlechten Theilen besteht? Doch Sie sollen es nunmehr, zu ihrer Bestrafung sollen Sie es nunmehr sehen. Ja, um Sie recht zu martern, will ich es Ihnen selbst vorlesen. Wagen Sie es nur, und kommen Sie nach der Stadt. Doch wahrhaftig, Sie könnten meine Drohung für Ernst aufnehmen. Sie könnten wohl gar nunmehr noch einen Monat länger auf dem Lande bleiben. Um des Himmels willen, nein! Ich will Ihnen gern nichts vorlesen; ich will gern den Ruhm nicht verlieren, daß ich wenigstens diese Thorheit eines Poeten weniger besitze. Kommen Sie nur. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Zwölfter Brief.

An den Herrn A**

Endlich habe ich Ihnen gefolgt, und bin gestern in dem Nicolinischen Schauplatze gewesen. Es hat mir so wohl darinne gefallen, daß ich niemals wieder hinein kommen werde. Was für ein sinnreicher Mann ist Nicolini! Uns seine kleine Affen unter dem Namen Pantomimen aufzudringen! Ich bewundre ihn; und er ist es werth, daß er seine Absicht erreicht hat, da er sich auf eine so anlockende Art die Neugierigkeit und den läppischen Geschmack unsrer Zeiten zinsbar zu machen weis. Ich glaubte vom Himmel zu fallen, als ich Männer vor seiner Bühne antraf, die ich sonst nicht anders als mit Ehrerbietung genennt habe. Und als ich Gesichter durch ein unanständiges Lachen sich verzerren sahe, von welchen ich geschworen hätte, daß sie Areopagiten zugehören müßten; wahrhaftig so schämte ich mich, weil sie sich nicht schämen wollten. Ich verkroch mich hinter einen grossen Officier, welcher vor mir stand, und sagte mehr als einmal:

Der kleine Narre spielt; die grossen sehen zu.

Allein, ich sagte es ganz sachte, müssen Sie wissen; denn ausser dem Officier hatte ich noch einen bärtigen Husaren zum Nach-

bar. Und so gar eifrig bin ich für den guten Geschmack nicht, daß ich mir seinetwegen den Hals wollte brechen lassen. Sie aber, mein Herr, der Sie kein Husar sind, wissen Sie, daß Sie mit mir Händel bekommen werden, wann Sie nicht beykommendes Buch von einem Ende zum andern durchlesen? Calliachius wird Ihnen zeigen, daß die Pantomimen der Alten ganz andre Pantomimen waren. Bemerken Sie sonderlich die Stellen, welche ich angestrichen habe. Ueber diese wollen wir heute den ganzen Abend plaudern, wenn Sie nicht lieber wieder bey ihren stummen Gesellschaftern seyn wollen. „Stumm?" werden Sie sagen. „Wenigstens ist es die kleine Nicolini „nicht." Sie haben recht: denn diese hat ihren Mund in den Augen. Ich bin ꝛc. L*** 1747.

Dreyzehnter Brief.

An den Herrn D*** *)

Die Natur weis nichts von dem verhaßten Unterschiede, den die Menschen unter sich fest gesetzt haben. Sie theilet die Eigenschaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es scheinet sogar, als ob die natürlichen Empfindungen bey gemeinen Leuten stärker, als bey andern, wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig schadlos hältst du sie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glücks abspeisest! Ein fühlbar Herz — — wie unschätzbar ist es! Es macht unser Glück, auch alsdann wann es unser Unglück zu machen scheinet — —

Was sind das für Betrachtungen, werden Sie sagen, und mit was für einem Briefe drohen Sie mir? Es sind Betrachtungen, welche ich heute bey Lesung einer englischen Monatsschrift gehabt habe, wo ich eine Erzehlung fand, die mich auf eine zwar traurige, aber doch so angenehme Art rührte, daß ich mich wider unsre Freundschaft versündigen würde, wann ich Sie an diesen Rührungen nicht wollte Antheil nehmen lassen. Hören Sie also; meine Geschichte ist der Triumph der väterlichen Liebe und mein Held heißt Jacob Tomms —

*) Unter dem Titel „Die väterliche Liebe", mit Ausnahme des zweiten Absatzes, schon gedruckt in der Berlinischen Zeitung vom 15. Jul. 1751.

Nichts kann eingeschränkter seyn, als der Verstand dieses Mannes, und nichts erhabener als seine Empfindungen. Nicht lange bedacht! — — Und wenn mich alle Orakel für den Weisesten erkläret hätten; wäre es möglich, ich würde den Ruhm des Empfindlichsten mit Verlust aller meiner Weisheit dafür eintauschen. — — Jacob Tomms war arm; er empfand seine Armuth vierfach härter; denn er hatte ein Weib und drey Kinder, die er mit Verkaufung weniger Gartenfrüchte kümmerlich erhielt. Er hatte mit einem reichen Manne einen kleinen Vergleich gemacht, welcher ihm wöchentlich eine gewisse Menge derselben aus seinem Garten zukommen ließ, und erst mit Ausgang der Woche das Geld von ihm verlangte — — Wie großmüthig, ohne Zweifel, schien sich der reiche Mann zu seyn! Einem ehrlichen Manne sieben ganzer Tage zu borgen! Wo es ihm nur nicht bald reuet, so viel gewagt zu haben — — Jacob Tomms hatte lange Zeit die vorgeschoßnen Früchte genau abgezahlt, als sein Weib und seine älteste Tochter plötzlich krank wurden. Dieser Zufall setzte ihn in die Unmöglichkeit seinem Vertrage nachzukommen, und am Ende der andern Woche sahe er sich in der Schuld einer unermäßlichen Summe von dreyßig und einem halben Groschen stecken. Der Reiche glaubte seinem Ruine nahe zu seyn, und voller Zorn begab er sich zu seinem Schuldner. Das erste war, daß er ihm ferner die nöthigen Früchte, zu Fortsetzung seines kleinen Handels, vorzuschiessen versagte. Das andre, daß er ihm einen Befehl zeigte, ihn in Verhaft nehmen zu lassen, wann er ihn nicht auf der Stelle, wegen der dreyßig und einem halben Groschen befriedigte. Ungefehr mochte Tomms noch so viel haben, allein das war es auch alles, was er hatte. Er warf sich zu den Füssen des Reichen. Er stellte ihm vor, an diesen dreyßig und einem halben Groschen hange seines Weibes und seiner Kinder Leben; er müsse seinen kleinen Kram damit unterhalten ꝛc. Er erbot sich, alle Wochen sechs Groschen abzutragen. Er zeigte ihm sein Weib, und seine älteste Tochter, welche eben in der Hitze des Fiebers auf ein wenig Stroh lagen. Er zeigte ihm die zwey andern kleinen Kinder, denen er nicht einen Bissen Brod würde geben können. Umsonst, der Reiche blieb unbewegt — — Ihr seyd

alle Schelme, sagte er, wenn ihr Geld habt, so besauft ihr euch — — Ich will durchaus nicht länger warten — — In diesem Tone fuhr er eine Zeit lang fort, bis ein großmüthiger Unwille in unserm Tomms endlich die Empfindung seines Unglücks unterdrückte. Nu da! sagte er, indem er aus allen Näten seiner Taschen die kleine Schuld zusammensuchte. Der Reiche strich sie ein, und ging fort. Tomms verfolgte ihn mit einem Blicke, — — mit dem ein tugendhafter Arme meinen ärgsten Feind verfolge! Wüßte ich mich grausamer zu rächen? — — Kaum warf er seine Augen wieder auf sein unglückseliges Geschlecht, als er in Thränen zerfloß. Bald aber hemmte sie die stille und finstre Verzweiflung. Seine Frau verlangte einige Erquickung; seine Kinder verlangten Brod — — „Ihr sollt „Brod haben, meine Kinder, sagte er; ihr sollt haben. Zwar „wird es euerm Vater theuer zu stehen kommen." — — Hier besann er sich, daß sich das Kirchspiel der Waisen annehme. Auf einmal war sein Entschluß gefaßt. Meine Kinder zu versorgen, dachte er, muß ich ihnen den Vater nehmen, der ihnen kein Brod mehr geben kann. Er begab sich in einen kleinen Verschlag neben der Stube, wo er seine Gartenfrüchte zu stehen hatte, fest entschlossen zu sterben. Einige Augenblicke hielt ihn die Betrachtung seiner Seligkeit zurück — — „Hätte ich doch „nie von jenem Leben etwas gewußt! — — Wie leicht würde „es mir werden, meinen Kindern Brod zu schaffen! Ich thue „vielleicht nicht recht, aber kann ich besser thun?" — Er fing an zu beten und schloß in der Einfalt seines Herzens: „Lieber „Gott, setze dich an meine Stelle; ich weis, du würdest eben „das thun." — Mit diesen Gedanken bewafnet legte er sich den Strick um den Hals; in den heftigen Bewegungen aber, die er dabey machte, hörte die Nachbarin die starken Stösse, die er gegen die Wand that. Sie frühstückte gleich, und kam also mit dem Messer in der Hand herzugelauffen, in Meinung es sey ihrer kranken Nachbarin etwas zu gestossen. Sie fand diese Frau in der äusserstен Unruhe wegen dieses Tumults, den sie gleichfalls gehört hatte; und als sie auf ihr Ersuchen in den Verschlag ging, sahe sie den unglücklichen Tomms, welcher vielleicht kaum noch einige Minuten zu leben hatte. Sie stürzte

ſich auf ihn zu, ſchnitt den Strick ab, und brachte ihn mit Hülfe der Kranken, welche auf ihr Geſchrey herbey gekommen war, ſterbend auf das Lager. Man ließ ihm zur Ader, und Tomms kam wieder zu ſich. Doch die Scham über ſein mißlungenes Unternehmen, und die Furcht des Vorwurfs hätten ihn gewiß in eine neue Verzweiflung geſtürzt, wenn ſich der Graf von G**, welchem ſein Bedienter dieſen traurigen Zufall erzehlt hatte, nicht in das Mittel geſchlagen hätte. Er ließ unſern Tomms zu ſich kommen; er verwies ihm auf eine leutſelige Art ſein Verbrechen, und ſetzte ihn in Umſtände, in welchen ſeine natürliche Liebe eine ſo harte Probe niemals wieder wird aushalten dürfen — —

Ich will ihr Gefühl durch keinen fremden Zuſatz zerſtreuen. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn F.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben Luſt mich zu verſuchen, und mir einen übeln Streich zu ſpielen. Würden Sie wohl ſonſt von einem armen Schriftſteller, der ſich von Leipzigern und Schweitzern umringt ſieht, ein offenherziges Bekenntniß von dem Reime fordern? Welche ſoll ich vor den Kopf ſtoſſen? Welcher Spöttereyen ſoll ich mich ausſetzen? Mit mindrer Gefahr kann ein heimlicher Anhänger des Prätendenten, mitten in London, ſeine wahren Geſinnungen gegen das jezt regierende Haus verrathen. — — Doch bey nahe fühlte ich mich geneigt, gegen dieſe Gefahr meine Augen zu verſchlieſſen, wenn ich nur wüßte, daß Sie reinen Mund halten könnten. Zwar bin ich wohl wunderlich. Zeuge ich nicht ſchon ſelbſt wider mich? Ich, der ich mir noch nie einen reimloſen Vers habe abgewinnen können? ich, dem es ſchwerer fallen würde, den Reim überall zu vermeiden, als ihn zu ſuchen? Hören Sie alſo, was ungefehr meine Gedanken wären. Es ſcheint mir, daß diejenigen, welche gegen den Reim unerbittlich ſind, ſich vielleicht an ihm rächen wollen, weil er ihnen niemals hat zu Willen ſeyn wollen. Ein kindiſches Geklimper, nennen ſie ihn mit einer verächtlichen Mine. Gleich als ob der kützelnde wiederkommende Schall, das

wegen Sie mich jetzo fragen; gleich als wenn ich es voraus gewußt hätte, daß Sie mir einmal den Verdruß, einem Freunde etwas abzuschlagen, ersparen würden. Noch liegen sie in dem Concepte unter hundert Strichen und eben so viel Klecksen begraben. Sie Ihnen also mitzutheilen, muß ich sie nothwendig abschreiben, und damit ich sie gewiß abschreibe, so will ich es gleich jetzo thun. Aber Geduld, mein Herr, Geduld werden Sie und ich nöthig haben. — — Ich will nur meine Feder erst abküpfen, und alsdenn gleich anfangen.

Ueber das Heldengedicht der Messias.*)

„Hat der Messias die witzigen Köpfe und ihre Richter wirklich getrennt, oder ward er nur der Probierstein, welcher diejenigen, die diese Benennung verdienen, von denen unterscheiden mußte, die widerrechtlich in dem schmeichelhaften Besitze derselben sind? Können unter seinen Tadlern Leute von dem feinsten Geschmacke seyn, so wohl als deren unter seinen Bewundrern sind? Oder verrathen jene unumgänglich einen Geist, in der Bildung verdorben, das erhabne Schöne zu empfinden, so unumgänglich als diese von ihren eignen Fähigkeiten ein sicheres Zeugniß ablegen? — — Wenn man mir diese Frage zuverläßig entscheiden wollte, so könnte ich mich in dem folgenden darnach richten.

„Die Klopstockianer wenigstens haben alles gethan, was man von ihnen fordern kann. Die Klopstockianer? — — Warum nicht? Man gönne einem Dichter vom ersten Range die Ehre, die nur zu oft ein sehr mittelmäßiger Weltweise erhält. — — Sie haben die Schönheiten des Messias aus einander gesetzt; sie haben die Gründe ihrer Bewundrung angezeigt. Der Herr Prof. Meier hat das Wort geführet; der Verfasser der Aesthetick; der geschickteste von Schönheiten, die man nicht empfindet, zu beweisen, daß man sie empfinden solle.

„Das Gegentheil hat auch das Seinige gethan. Es hat geschimpft. Man sollte schwören, die Schweizerschen Kunstrichter wären von dieser Parthey. Man irrt sich; denn diesesmal sind sie bey sich überzeugt, daß sie Recht haben. Nach und

*) Das Folgende war schon in dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes, Monat September 1751, gedruckt.

nach hatten es die berühmten Professores G** und T** von ihnen gelernt; und wie man gesehen, recht glücklich. Der gemeine Soldat, der die meisten Prügel bekommen hat, wird der Korporal der die meisten Prügel giebt. Ich glaube aber doch, daß diese wackre Männer, nicht deswegen auf den Messias gelästert, weil sie gesehen, daß er vortreflich sey, sondern weil sie sich der Mühe überheben wollten, zu beweisen, daß er es nicht sey. Ihr Schimpfen war, ohne Zweifel, die Folge aus Vordersätzen, die sie so überzeugend dachten, daß sie meineten, ein jeder müsse sie bey sich empfinden; die sie also verschwiegen.

„Ich habe einen Einfall bekommen, der — — vielleicht nicht viel taugt. Ich will einige Gedanken auf das Papier werfen, die ich die Feinde der Klopstockischen Muse nicht mißzudeuten bitte. Sie würden mir eine allzukützliche Ehre erzeigen, wenn sie mich unter ihre Zahl aufschreiben wollten. Ich bin von der Schönheit des Messias so überzeugt, als sie es kaum von der Schönheit ihrer eignen Poesie seyn können. Das selbst, was ich daran ausseßen will, soll es Ihnen beweisen.

„Das ist wunderlich, wird man denken. So gar wunderlich nicht. Es giebt eine Art des Tadels, welche dem Getadelten Ehre macht. Man tadelt den Hannibal, daß er nicht Rom belagert. Welchem geringern Feldherrn von allen, die jemals an der Spitze römischer Feinde gewesen sind, macht man diesen Vorwurf? Keinem. Der einzige Hannibal war so weit gekommen, daß er es thun konnte, und nicht that. Wie viel Siege mußte er vorher erstritten, durch welchen Muth, durch welche Klugheit, durch welche Schnelligkeit im Entschliessen mußte er sich in das Recht gesetzt haben, zu desto grössern Thaten Hofnung zu machen, je grössere er verrichtete, ehe man ihm den über alle Lobsprüche steigenden Tadel machen konnte: und er hat nicht Rom belagert? Man schätzet jeden nach seinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen grossen ist man unerbittlich. Bleibt sich dieser nicht allezeit gleich, entwischt ihm hier und da eine matte Zeile: diese matte Zeile, welche die Zierde eines mittelmäßigen Dichters seyn könnte, wird unerträglich: so wie man jeden guten Einfall, den man bey ei-

nem gemeinen Kopfe findet, bedauert, daß er nicht in einem der Ewigkeit gewidmeten Werke ſtehet, ob er gleich noch um ein groſſes ausgeputzt werden müßte, ehe er darinne glänzen könnte.

Sic mihi, qui multum ceſſat, ſit Choerilus ille,
Quem bis terque bonum cum riſu miror: et idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.

Horaz.

Es iſt eben dieſelbe Zärtlichkeit des Geiſtes, welche die Schönheit einer Sache fühlet, und welche die Mängel derſelben empfindet. Tadeln und loben, was zu tadeln und zu loben iſt, muß alſo gleich rühmlich ſeyn. Man thue nur beydes mit Geſchmack. Ich habe oft Kenner Meiſterſtücke der Bildhauerkunſt und Mahlerey betrachten ſehen. Ihr Urtheil fing ſich mit einer ſtillen Bewundrung an, und endlich glaubten ſie es nicht beſſer beweiſen zu können, daß ſie alle Vollkommenheiten des Gegenſtandes empfänden, als wenn ſie dasjenige anzeigten, was dabey weniger zu bewundern ſey. Ihr Aber war ſchmeichelhafter, als alle Ausruffungen des Pöbels, der ſich von dem Erſtaunen hinreiſſen ließ.

„Jetzo ſehe ich es erſt, daß mein Eingang ziemlich weitläuftig iſt. Kaum könnte er gröſſer ſeyn, wenn ich auch eine Critik über den ganzen Meſſias, über die Geſänge welche ſchon gedruckt ſind, und über die welche noch folgen könnten, vorhätte. Wird er alſo nicht für die erſten zwanzig Zeilen zu lang ſeyn?

„Ich muß mich erklären, warum ich eben dieſe gewählt habe. Ich ſahe es ein, und wer ſieht es nicht ein? daß das Gedichte fertig ſeyn müßte, wenn man von der Oekonomie deſſelben urtheilen wollte. Noch iſt der Dichter mitten in dem Labyrinthe. Man muß es erwarten, wie er ſich heraus findet, ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer Vollſtändigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwicklung und Entwicklung, von den Epiſoden, von den Sitten, von den Maſchinen, und von zwanzig andern Sachen etwas ſagen kann. Alles, was ſich bis jetzt beurtheilen läßt, ſind die Schönheiten der Theile, von welchen man nur hoft, daß ſie ein ſchönes Ganze ausmachen werden; von den Ausdrücken, von den Beſchreibungen, von den Vergleichungen, von den eingeſtreuten Geſinnungen ꝛc.

„Gleichwohl fiel es mir ein, daß ich aus den Beyſpielen des Homers und Virgils bemerkt zu haben glaubte, ein Heldendichter pflege in dem Eingange ſeines Gedichts die ganze Einrichtung deſſelben nicht undeutlich zu verrathen. Wenn zum Exempel Maro anhebt:

Arma virumque cano, Trojæ qui primus ab oris
Italiam, fato profugus, Lavinaque venit
Littora: multum ille et terris jactatus et alto,
Vi ſuperum, ſaevæ memorem Junonis ob iram,
Multa quoque et bello paſſus, dum conderet urbem,
Inferretque Deos Latio: genus unde Latinum,
Albanique patres atque altæ mœnia Romæ.

ſo glaubte ich nicht allein den Held, virum, Trojæ qui primus ab oris Italiam venit; ſeinen Charakter inferretque Deos Latio, als den frommen Aeneas; die vornehmſten Maſchinen, Fatum, vis ſuperum, Junonis ira; ſondern auch die beyden Theile der ganzen Aeneide darinne gefunden zu haben, den erſten multum ille et terris jactatus et alto, den zweyten multa quoque et bello paſſus. Es gefiel mir alſo, den Eingang des Meſſias vorzunehmen. Ich wußte, daß die Geſchichte zu heilig ſey, als daß der Dichter den geringſten weſentlichen Umſtand ändern dürfte; ich ſchmeichelte mir alſo deſto eher etwas daraus zu errathen. Ich fing an zu zergliedern; jede Gedanke insbeſondre, und eine gegen die andre zu betrachten. Nach und nach verlohr ich meinen Zweck aus den Augen, weil ſich mir andre Anmerkungen anbothen, die ich vorher nicht gemacht hatte. Hier ſind die vornehmſten davon.

„Singe unſterbliche Seele der ſündigen Menſchen Erlöſung,
Die der Meſſias auf Erden in ſeiner Menſchheit vollendet,
Und durch die er Adams Geſchlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen geſchenkt hat.
Alſo geſchahe des Ewigen Wille. Vergebens erhub ſich
Satan wider den göttlichen Sohn; umſonſt ſtand Judäa
Wider ihn auf: er thats und vollbrachte die groſſe Verſöhnung.
Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennet,
Darf ſich die Dichtkunſt auch wohl aus dunkler Ferne dir nähern?
Weihe ſie, Geiſt Schöpfer, vor dem ich im Stillen hier bete.

Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen.
Rüste sie mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit,
Mit der du, forschender Geist, die Tiefen Gottes durchschaueſt:
Also werde ich durch sie Licht und Offenbarungen sehen,
Und die Erlösung des grossen Messias würdig besingen.

„Man weis, daß der Eingang eines Heldengedichts aus dem Innhalte und aus der Anrufung besteht. Die oben angeführte Stelle des Virgils ist der Inhalt, die vier darauf folgenden Verse sind die Anrufung. Also auch hier. Der Inhalt geht bis auf, und vollbrachte die grosse Versöhnung; das übrige ist die Anrufung an den Geist Gottes. Virgil sagt: ich singe die Waffen und den Held; Klopstock sagt: singe unsterbliche Seele. Nichts thut man lieber und gewisser, als das was man sich selbst befohlen hat. Ich weis also nicht, wie der Herr Professor Meier hat sagen können: Er ruft nicht etwa eine heidnische Muse an, sondern er befiehlt, auf eine ganz neue Art, seiner unsterblichen Seele zu singen. Nicht zu gedenken, daß der Herr Professor den Innhalt und die Anrufung offenbar hier verwechselt, und daß es eine greuliche Thorheit würde gewesen seyn, wenn Klopstock eine heidnische Muse hätte anrufen wollen; will ich nur sagen, daß alles neue, was in dieser Stelle zu finden ist, in einer grammatikalischen Figur bestehet, nach welcher der Dichter das, was andre im Indicativo sagen, in dem an sich selbst gerichteten Imperativo sagt. Der Sänger des Messias hat überflüssige Schönheiten, als daß man ihm welche andichten müsse, die keine sind. Die erste Zeile würde also, wenn man sie in den gewöhnlichen Ausdruck übersetzt, heissen: Ich unsterbliche Seele,*) singe der sündigen Menschen Erlösung.

„Diese Anmerkung ist eine Kleinigkeit, welche eigentlich den Herrn Prof. Meier betrift. Ich komme auf eine andre" — —

Nun wahrhaftig, daß heiß ich abschreiben. Erlauben Sie mir, daß ich hier ausruhen darf. Ich verspare den Rest zu meinen folgenden Briefen, in welchen ich vielleicht — — Doch

*) „Ich unsterblicher Klopstock" im Neuesten.

ich will nichts versprechen. Es wird sich zeigen. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Sechzehnter Brief.

An ebendenselben.

Meine erste Anmerkung betraf ein falsch angebrachtes Lob des Herrn Meiers; und bey dieser blieb ich stehen. Ehe ich weiter gehe, will ich noch dieses hinzu setzen. Gesetzt dieser Criticus hätte den Inhalt und die Anrufung nicht verwechselt; gesetzt Herr Klopstock rufe wirklich seine unsterbliche Seele an, wie ein andrer die Musen anruft: so würde auch alsdann in dieser Wendung nichts neues seyn. Hat nicht schon Dante sein Genie angerufen?

O Muse, o alto 'ngegno, hor m'aiutate:
O Mente, che scrivesti cio ch'i'vidi;
Qui si parra la tua nobilitate.

Und was noch mehr ist; hat nicht einer der größten französischen Kunstrichter, Rapin, ihn deswegen getadelt? Wollen Sie aber sagen: ja hier ist mehr denn Rapin! hier ist Meier! so zucke ich die Achseln und gehe weiter.

Erste Fortsetzung.*)

„Ich komme auf eine andre Anmerkung, welche die Bescheidenheit angehet, die nach der Vorschrift des Horaz in dem Eingange des Heldengedichts herrschen soll. Ich muß die Stelle des römischen Kunstrichters nothwendig hersetzen.

Nec sic incipies ut scriptor Cyclicus olim
Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.
Quid feret hic tanto dignum promissor hiatu?
Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi, Musa, virum captae tempora Trojae
Qui mores hominum multorum vidit et urbes.
Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat.

„Ich habe die Uebersetzung des Herrn Prof. Gottscheds

*) Wiederholt aus dem Neuesten, Monat September 1751.

nicht bey der Hand, ſonſt wollte ich zeigen, wie ſich Horaz im Deutſchen hiervon ausgedrückt haben würde, wenn er Gottſched geweſen wäre. — — Doch, man wird es hoffentlich ohne Ueberſetzung ſehen, daß Horaz hier dem epiſchen Dichter den Rath giebt, nicht als ein Großſprecher anzufangen; nicht als jener kykliſche Poet: Ich will das Glück des Priamus und den edlen Krieg beſingen; ſondern beſcheiden wie der Dichter, der nichts verwegen unternimt: Sage mir, Muſe, den Mann, der, nachdem Troja eingenommen worden, viele Städte und vieler Menſchen Sitten geſehen hat. Ich bin ſo kühn zu glauben, daß dieſe Stelle noch nie recht erkläret worden iſt. So viel als ich Ausleger des Horaz nachgeſchlagen habe, ſo viele wollen mich bereden, daß das Tadelhafte des kykliſchen Poeten in den Worten liege. Voßius ſagt, die Worte darinne wären ſonantia, vaſta, tumida und bringt zur Erläuterung den Anfang der Achilleis des Statius bey.

Magnanimum Aeacidam, formidatamque Tonanti
Progeniem canimus.

In dem erſten Verſe, ſagt er, iſt ein ſechsfaches A; er fängt ſich mit drey vierſylbigten Wörtern an, wovon das letzte durch das angehangene que noch länger wird; die Ausſprache iſt alſo beſchwerlich. Wann Voßius Recht hat, ſo ſage man mir, ob nicht Homer, er, den Horaz gleichwohl zum Muſter anführt, in ſeiner Iliade in eben den Fehler gefallen iſt?

Μῆνιν ἄειδε θεὰ Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος
Οὐλομένην.

Das ſechsſylbigte Πηληϊάδεω, das vierſylbigte Ἀχιλῆος, das eben ſo lange Οὐλομένην, der Imperativus ἄειδε, den ſchon der Sophiſte Protagoras als zu befehleriſch getadelt hatte, klingen in der That weit großſprecheriſcher, als:

Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.

Hier iſt kein ſechsſylbigtes Wort, nicht einmal ein vierſylbigtes, hier iſt kein ſinge mir Muſe! Horaz müßte alſo, was er an der Odyſſee gelobt hätte, an der Iliade getadelt haben, wenn er nicht an dem Verſe des kykliſchen Dichters ganz etwas anders ausſetzte. Und was iſt das?

„Der Eingang eines Heldengedichts, wie geſagt, beſtehe

aus dem Innhalte und aus der Anrufung. Man laſſe uns nunmehr die Exempel der Griechen gegen die Exempel der Römer halten. Man wird einen Unterſcheid antreffen, welcher ſo deutlich iſt, daß ich mich wundre, wie ihn noch niemand*) angemerkt hat. Die griechiſchen Heldendichter verbinden den Inhalt und die Anrufung; die römiſchen trennen ſie. Den Anfang der Iliade und der Odyſſee habe ich ſchon angeführt. Dort heißt es: Beſinge mir, Göttin, den Zorn des Achilles ꝛc. Hier Sage mir, Muſe, den Mann ꝛc. Beydemal iſt die Gottheit bey dem Dichter das erſte. Er erkennet ſeine Schwäche. Er ſagt nicht: ich will den und jenen Helden beſingen; er unterſteht ſich nichts, als der Muſe nachzuſingen. Durch dieſen einzigen Zug ſchildert er ſich als einen beſcheidenen Mann, als einen Mann, der ſich der Gnade der Götter überläſſet; zwey Stücke, welche ihm das Vertrauen der Leſer erwecken, und den zu erzehlenden Wundern einen Grad der Wahrſcheinlichkeit geben, den ſie nicht haben würden, wenn ſie ſich bloß auf ein menſchliches Anſehen gründeten. Die weitläuftigen griechiſchen Dichter alle, ſind dem Homer hierinne gefolgt. Aratus fängt an: Ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα; Apollonius Rhodius Ἀρχόμενος σέο, Φοῖβε — — — — und mit dieſem Gebete verbinden ſie ſo gleich den Inhalt.

[*) Außer vielleicht der einzige Cowley, welcher in den Anmerkungen zu dem erſten Buche ſeiner **Davideis** folgendes ſchreibt: The Cuſtom of beginning all Poems, with a Propoſition of the whole work, and an Invocation of ſome God for his aſſiſtance to go through with it, is ſo ſolemnly and religiously obſerved by all the ancient Poets, that though I could have found out a better way, I ſhould not (I think) have ventured upon it. But there can be, I believe, none better; and that part of the Invocation, if it became a Heathen, is no leſs neceſſary for a chriſtian Poet. *A Jove principium Muſae*; and it follows then very naturally, *Jovis omnia plena*. The whole work may reaſonably hope to be filled with a divine Spirit, when it begins with a prayer to be ſo. The Grecians buil this Portal with leſs ſtate, and made but one part of theſe *Two*; in which, and almoſt all things elſe, I prefer the judgment of the Latins; though generally the abuſed the Prayer, by converting it from the Deity, to the worſt of Men, their Princes: as Lucan adreſſes it to *Nero*, and Statius to *Domitian*; both imitating therein (but not equalling) Virgil, who in his Georgicks chuſes Auguſtus for the Object of his Invocation, a God little ſuperior to the other two.] Anmerkung der Ausgabe von 1785.

Νύμφαι Τρωϊάδες, ποταμοῦ Ξάνθοιο γενέθλη
Ἕσπετέ μοι u. ſ. w.

ſingt Coluthus zu Anfange ſeines Raubes der Helena. Der zärtliche Muſäus ſelbſt, wenn er anhebt:

Εἰπὲ, θεὰ, κρυφίων ἐπιμάρτυρα λύχνον ἐρώτων
Καὶ νύχιον πλωτῆρα θαλασσοπόρων ὑμεναίων u. ſ. w.

Beſinge mir, Göttin, die Fackel die Zeugin verborgener Liebe;
Den nächtlichen Schwimmer zum Feſte des Ehegotts, jenſeit dem Meere,
Die dunkeln Umarmungen, unüberraſcht von der Bothin des Tages,
Beſinge mir Seſt und Abyd, wo ſich Hero im Dunkeln vermählte ꝛc.

vergißt dieſe heilige Gewohnheit nicht. Und, daß ich es kurz mache, die Unterlaſſung dieſer Gewohnheit iſt es offenbar, welche Horaz an dem kykliſchen Poeten tadelt. Der Stoff ſeines Liedes war allzuwichtig, als daß man glauben könnte, er würde ihn ohne eine göttliche Begeiſterung ausführen können. Anſtatt das Glück des Priamus und den edlen Krieg will ich ſingen; hätte er alſo nach dem Beyſpiele des weiſen Homers ſagen ſollen: Singe, Muſe, das Glück des Priamus und den edlen Krieg; und alsdenn würde er dem Tadel des Römers entgangen ſeyn. Es iſt auch in der That beſonders, mit einem ſtolzen Ich anzufangen, und alsdann die Muſen anzurufen, nachdem man ſchon alles auf die eignen Hörner genommen hat. Das heißt anklopfen, wenn man die Thüre ſchon aufgemacht hat.

„Nach dieſer Erklärung nun wird man ohnſchwer errathen, was ich auch in Anſehung des Meſſias wünſchte; daß Herr Klopſtock nehmlich dem Exempel des Homers gefolget wäre. Es würde ihm, als einem chriſtlichen Dichter, um ſo viel anſtändiger geweſen ſeyn, wenn der Anfang ein Gebet geweſen wäre; als daß er ſeiner Seele befiehlt ein Werk zu beſingen dem ſie, ſo unſterblich ſie iſt, zu ſchwach iſt, wenigſtens ihm gewachſen zu ſeyn, ſich nicht rühmen muß. Es iſt wahr, das demüthigſte und zugleich erhabenſte Gebet folgt darauf; allein der kykliſche Dichter wird die Anrufung der Muſen gewiß auch nicht vergeſſen haben; und gleichwohl tadelt ihn Horaz.

„Ich will mich nicht länger hierbey aufhalten. Mein ganzer Tadel ist vielleicht eine Grille, die sich, wie man sagen wird, auf nichts, als das Ansehen des Homers gründet. Wann nun aber Homer eben durch diese religiöse Bescheidenheit das Lob eines Dichters, qui nil molitur inepte verdienet hätte? — — Doch ich gehe wieder zurück anstatt weiter zu gehen. Was ich bisher gesagt, hat den Eingang des Messias überhaupt betroffen. Man erlaube, daß ich ihn nunmehr Zeile vor Zeile betrachte. — —"

Sie aber, mein Herr, werden mir hier wieder einen kleinen Ruhepunct erlauben. Ich bin das Denken wenig gewohnt, aber das Abschreiben, ohne zu denken, noch weniger. Und was kann ich neues bey etwas denken, was ich schon durchgedacht zu haben glaube? Ich bin ꝛc.

Siebzehnter Brief.

An ebendenselben.

Ich fühle mich heute zum Briefschreiben so wenig aufgelegt, daß Sie ganz gewiß, mein Herr, diesesmal keinen bekommen würden; wenn ich mich nicht zu allem Glücke besänne, daß ich ja nur abschreiben dürfte, um einen Brief fertig zu haben. Wenn es weiter nichts ist, so wollen wir wohl sehen. — —

Zweyte Fortsetzung. *)

„Singe unsterbliche Seele der sündigen Menschen Erlösung.

„Ueber die Anrede habe ich mich schon erklärt. Man betrachte sie als eine bloße Anzeige dessen, was der Dichter thun will, oder als eine Aufmunterung an sich selbst, so muß ich beydemal fragen, warum er hier seine Seele, auf der Seite eines unsterblichen Wesens betrachtet? Ich weis es, die Erlösung ist nichtig, wann unsere Seelen nicht unsterblich sind; der Stoff, den er sich gewählt, ist ein Stoff, der ihm in die Ewigkeit nachfolgt; und aus diesen Gründen würde man das unsterblich vielleicht rechtfertigen können. Allein man sage mir, hat der Dichter hier nicht die Gelegenheit zu einer weit gemässern, zu einer weit zärtlichern Vorstellung aus den Händen gelassen?

*) Ebenfalls aus dem Neuesten, September 1751.

Würde es nicht noch schöner gewesen seyn, wenn er seine Seele, als diejenige angeredet hätte, welche selbst an der Erlösung der sündigen Menschen Theil hat? Hieraus würde eine Verbindlichkeit zu singen entstanden seyn, die seinem Eingange eine durchaus neue und von keinem Dichter gebrauchte Wendung gegeben hätte. Ich weis es, dieser Zug müßte mit einer Feinheit angebracht werden, deren nur eine Meisterhand fähig ist. Allein, wäre er der einzige gewesen, der von dieser Art in dem ewigen Gedichte glänzet? Wie viel der feinsten Anspielungen, welche durch ein einziges Wort ein Meer von Gedanken in der Seele zurücklassen, findet man nicht darinne? Man betrachte die Zeile wie sie ist, und überlege wie sie seyn könnte. Sich selbst, oder seine Seele, schildert der Dichter auf ihrer prächtigsten Seite, auf der Seite der Unsterblichkeit; alle andere Menschen auf der allerelendesten, auf der Seite sündiger und verlohrner Geschöpfe. Scheint sich der Dichter also nicht von ihnen auszuschliessen? Hätte er einen gleichgültigern Eingang finden können, wenn er die Befreyung eines Volks, das bisher in dem Joche der Knechtschaft geseufzet, besungen hätte; eines Volks, wovon er kein Glied wäre? Ich bin ein Feind von Parodien, weil ich weis, daß man das vortreflichste dadurch lächerlich machen kann. Sonst wollte ich versuchen, ob man nicht einen untadelhaften Eingang zu einem Heldengedicht auf die Befreyung zum Exempel der Holländer, daraus machen könne. Beynahe hätte ich lieber Lust zu zeigen wie diese erste Zeile seyn könne, wenn sie meine Critik nicht treffen sollte. Doch auch dieses will ich unterlassen. Ein unglückliches Beyspiel macht oft eine gegründete Anmerkung verdächtig.

„Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet.

„Diese Zeile ist leer. Ein einziger Begriff ist unter verschiednen Ausdrücken dreymal darinne wiederhohlt. Liegen auf Erden und in seiner Menschheit nicht schon hinlänglich in dem Worte Messias? Wann anstatt Messias der Dichter ewiger Sohn, oder etwas gleichgeltendes, gesagt hätte, so würde das folgende nothwendig seyn. Es würde Umstände ausdrücken, die hier stehen müßten, und welche in dem Worte ewiger Sohn nicht liegen. Dieses, sollte ich meinen, ist klar. An dem folgenden Ein-

wurfe wird vielleicht mein Katechismus Schuld haben. Er betrift das Wort vollendet. Man hat mich gelehrt, zu der Erlösung der Menschen gehörten auch das Hinabsteigen zur Hölle und die Himmelfahrt Christi. Ist es aber auf Erden geschehen, daß er sich den Teufeln triumphirend gezeigt hat? Ist er in seiner Menschheit gen Himmel gefahren, oder in seiner verklärten Menschheit? Ich weis also nicht, wie man sagen kann, Christus habe die Erlösung auf Erden in seiner Menschheit vollendet? Dieses ist die Stelle, aus welcher man am zuverläßigsten schliessen könnte, wo die Handlung des Gedichts aufhören werde.

„Und durch die er Adams Geschlecht die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen geschenkt hat.

„Im vorbeygehen will ich erinnern, daß der Ausdruck das Blut des heiligen Bundes zweydeutig ist. Das Blut der Beschneidung war auch Blut eines heiligen Bundes. Was mir aber hier am besondersten vorkommt, ist die Liebe der Gottheit, welche der Messias durch das Blut des heiligen Bundes dem Geschlechte Adams von neuen geschenkt hat. Die Menschen hatten also die Liebe der Gottheit verlohren? Gott haßte also die Menschen; und gleichwohl hatte er von Ewigkeit beschlossen, sie erlösen zu lassen? Ich will nicht hoffen, daß mein Einwurf die Sache selbst trift; ich glaube vielmehr, der Dichter hätte einen behutsamern Ausdruck wählen sollen. Der gewählte, er mag symbolisch seyn oder nicht, bringt auch den kurzsichtigsten Leser auf den unverdaulichsten Widerspruch. Das hiesse das unveränderliche Wesen Gottes zu dem veränderlichsten machen, wenn man sagen dürfte; Gott könne einem Geschöpfe, das seine Liebe verlohren, (man überlege den ganzen Umfang dieses Worts) das sie, sage ich, verlohren habe, diese verlohrne Liebe von neuen schenken. Was für niedrige Begriffe von Abwechselung Hasses und Liebe dichtete man dem sich selber ewig Gleichen an? Doch wie können die Menschen seine Liebe verlohren haben, wann gleichwohl, wie der Dichter in der folgenden Zeile sagt, durch die Erlösung des Ewigen Wille geschehen ist? Kann der in des Königs Ungnade seyn, den der König glücklich zu machen beschließt? Ich sehe ein Labyrinth hier vor mir, in das ich den Fuß lieber nicht setzen, als mich mit Mühe und Noth herausbringen lassen will.

„Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er thats, und vollbrachte die grosse Versöhnung.

„Der Dichter sagt an einem andern Orte von Jerusalem, daß sie die Krone der hohen Erwählung unwissend hinweggeworfen. Hat das jüdische Volk also Jesum nicht für den, der er war, erkannt, wie es ihn denn würklich nicht erkannt hat, wie kann es wider ihn aufgestanden seyn? Wie kann es ihn das grosse Werk auszuführen gehindert haben, von dem es nichts wußte? Alle Verfolgungen der Juden sind der Absicht Christi eher behülflich, als entgegen gewesen. Satan ist im gleichen Falle. Er kannte den Messias nicht; er hielt ihn für nichts als einen sterblichen Seher. Er wandte alles an, ihn zu tödten, und Christus sollte uns zu erlösen getödtet werden. Was für einen mächtigen Feind hat also der Messias an ihm zu überwinden gehabt? Wenn sich Satan der Kreutzigung Christi widersetzt hätte, so hätte der Dichter sagen können: Umsonst; er thats und vollbrachte die große Versöhnung.

„Man übersehe nunmehr diesen ersten Theil des Einganges im Ganzen, und sage ob Hr. Klopstock seinen grossen Plan glücklich ins kurze zu ziehen gewußt hat.". — —

O wie froh bin ich, daß ich einen Absatz sehe! Wenn ich nunmehr den Bogen zusammen lege, ihn versiegle und die Aufschrift darauf setze, so ist ja der Brief fertig. Nicht? Doch noch eines würde fehlen, und da ist es: Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc. B**, den 20. December 1751.

Achtzehnter Brief.

An ebendenselben.

Sie wundern sich über die Veränderung meines Aufenthalts, und beklagen sich über mein Stillschweigen. Der Grund von diesem liegt in jener; der Grund von jener aber in hundert kleinen Zufällen, die zu klein sind, als daß ich Sie mit Erzehlung derselben martern wollte. So viel können Sie gewiß glauben, daß unsre Freundschaft nichts darunter leiden soll; und wie könnte sie auch? Freunden, welche einmal getrennt seyn müssen, kann es gleich viel seyn, welche Raume sie trennen, wann diese

nur in Ansehung der Grösse ungefehr eben dieselben bleiben. Machen Sie ihre Wohnung zum Mittelpunkte, so werden Sie finden, daß ich blos den Ort in der Peripherie geändert habe, welches in Ansehung ihrer so etwas kleines ist, daß ich mich nicht länger dabey aufhalten werde. Mein Stillschweigen wird sich auch vergessen lassen, wenn unser Briefwechsel nur erst wieder in den Gang kommt. Ich habe aber hierzu um so viel mehr Hofnung, weil ich hier eben so viel zu thun habe, als Sie; das ist, auf der Gottes Welt nichts, ganz und gar nichts. — — Allein wie steht es mit der Critik über den Messias? werden Sie fragen. Wo bleibt die Fortsetzung? — — Diese, glaube ich, wird wohl wegfallen. Meine Papiere sind in eine solche Unordnung gerathen, daß ich die Zettel, worauf ich meine Gedanken geschrieben, schon ganze Tage vergebens gesucht habe. Lassen Sie aber sehen, ob ich mir nicht die vornehmsten wieder in das Gedächtniß bringen kann. — —

Ich war bis auf die Anrufung gekommen. Ich fand sehr ausserordentliche Schönheiten darinne, und so viel ich mich erinnere, war mir nicht mehr, als eine einzige Stelle anstößig. Der Dichter bittet den forschenden Geist, die Dichtkunst mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit auszurüsten, mit der er die Tiefen Gottes durchschauet. Erstlich schien mir das Beywort forschend sehr unwürdig, und mit dem Prädicate die Tiefen Gottes durchschauen in vollkommnem Widerspruche. Ich glaubte, wo ein Durchschauen Statt finde, höre das Forschen auf, und das Forschen selbst könne wohl von einem endlichen Wesen, nicht aber von dem Geiste Gottes gesagt werden. Zweytens, war ich mit der tiefsinnigen einsamen Weisheit, die eben diesem Geiste beygelegt wird, durchaus nicht zufrieden. Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, ob der Geist Gottes erst zu Winkel gehen müsse, wenn er nachdenken wolle? Ich gab mir selbst die Antwort, daß tiefsinnig und einsam gleichwohl das höchste wären, was man von der menschlichen Weisheit sagen könne, und daß wir von der göttlichen nicht anders als nach Beziehung auf jene reden könnten. Allein aus dieser Antwort, welches doch die einzige ist, die man wahrscheinlicher Weise vorbringen kann, schloß ich eine gänzliche Unbrauchbarkeit der wahren

Dichtkunst bey gewissen geistigen Gegenständen, von welchen man sich nicht anders als die allerlautersten Begriffe machen sollte. Einem philosophischen Kopfe ist schon das anstößig, daß die Sprache für die Eigenschaften des selbstständigen Wesens keine besondre und ihnen eigenthümliche Benennungen hat; wie viel anstößiger muß es ihm seyn, wann der Dichter diese Armuth zu einer Schönheit macht, und überall seine sinnliche Vorstellungen anzubringen sucht? Den Ausdruck die Weisheit Gottes, ist man schon gewohnt, und man kann ihn, so uneigentlich, so schwächend er auch ist, nicht entbehren; durch die Beywörter tiefsinnig und einsam aber, wird er noch weit uneigentlicher, noch weit schwächender.

Dieser Anmerkung ungeachtet unterstand ich mich zu behaupten, daß wenn der Verfasser des Messias auch kein Dichter wäre, er doch ein Vertheidiger unsrer Religion seyn würde, und dieses weit mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christenthum nur durch Spöttereyen bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man zwar durch einen Einfall nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, in welchem sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimniß weis er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in der Bewunderung verlieret. Er weis in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christenthum wahr seyn möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sey. Unser Urtheil schlägt sich allzeit auf die Seite unsers Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftiget, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meisten ein unbestrittner Beweis eben das seyn, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der

feindlichen Klinge. Wann die Arzney heilsam ist, so ist es gleich viel, wie man sie dem Kinde beybringt. — — Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen, und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind, oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wenn es zum Unglücke Männer sind, die bey einer Art Leute, welche noch immer den größten Theil ausmachen, ein gewisses Ansehen haben. *)

Ich habe oben gesagt, daß ich hier völlig müßig bin. Es ist also kein Wunder, daß ich auf die allerwunderlichsten Einfälle gerathe. Ueber einen werden Sie gewiß lachen, wo nicht gar mit den Achseln zucken. Ich weis nicht, ob ich oder mein Bruder zuerst darauf kamen; wir müssen aber wohl beyde zugleich darauf gekommen seyn, weil wir unsere Kräfte zu Ausführung desselben vereinigten. Wir mußten es oft genug hören, der Messias sey nicht zu verstehen, und ich mußte mich oft genug auslachen lassen, wenn ich sagte, ich wollte, daß er noch ein wenig dunkler wäre. Man zeigte mir Stellen, gegen welche Orakelsprüche verständlicher seyn sollten. Ich gab mir Mühe, sie zu erklären, und mußte hier und da die lateinische Sprache mit zu Hülfe nehmen; da es sich denn dann und wann fand, daß man keine Mühe hatte, das in einem römischen Ausdrucke zu verstehen, was man in einem deutschen nicht verstehen wollte. Was konnte also natürlicher seyn, als daß wir darauf fielen, ob es nicht möglich sey, diesen unsern gelehrten Landesleuten zum Besten, das ganze Gedichte in lateinische Verse zu übersetzen. Gedacht; versucht: und ich wollte, daß ich hinzusetzen könnte: versucht; gelungen. Wir sind schon ziemlich weit damit gekommen, und wenn Sie wollen, so können Sie ehstens eine Probe davon sehen. Ich bin ꝛc.

Neunzehnter Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und daß Sie mich nicht, als einen Verehrer des Messias, auch zu einem Verehrer derjenigen steifen Witzlinge ma-

*) Vergl. oben S. 213.

chen, welche durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart ich weis nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben. Es giebt nur allzuviele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Sylbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten weg, zu den grossen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich anstatt erhaben dunkel, anstatt neu verwegen, anstatt rührend romanenhaft zu schreiben. Kann etwas lächerlicher seyn, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein andrer in einem Heldengedicht von artigen Mägdchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigen Schäfergedichte gerecht wäre. Gleichwohl finden diese Herren ihre Anbeter, und sie haben, grosse Dichter zu heissen, nichts nöthig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Aber so geht es: wenn ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigne Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einstehlen wollen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt hat, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumen ließ, in ein spöttisches Gelächter *) — — —

Jetzo gleich will ich, vielleicht ein eben so spöttisches Gelächter, über die in meinem letzten Schreiben erwähnten Uebersetzer des Messias erwecken. Hier haben Sie eine Probe; wir müssen Ihnen aber gleich voraus sagen, daß es die erste und letzte seyn wird, weil wir dieser unsrer Beschäftigung schon wieder überdrüßig geworden sind. Nicht so wohl weil sie ein wenig schwer war, sondern vielmehr weil uns ein Freund Nachricht gab, daß uns schon eine geschickte Feder zuvor gekommen sey. Da wir von fremder Arbeit immer die vortheilhaftesten Begriffe haben,

*) Vergl. oben 206 und 208.

ſo fürchten wir bey der Vergleichung zu verlieren. Doch urtheilen Sie ſelbſt, ob wir Urſache haben, uns zu fürchten.

Meſſias.

Carmen Epicum, liber primus.

Quam ſub carne Deus luſtrans terrena nouauit
Crimine depreſſis, cane mens æterna ſalutem;
Infelicis Adæ generi dum fœderis icti
Sanguine reclusit fontem cœleſtis amoris.
Hoc fatum æterni. Fruſtra ſe opponere tentat
Diuinæ proli Satanas: Judæaque fruſtra
Nititur. Eſt agreſſus opus, totumque peregit.
Aſt, quacunque pates, ſoli res cognita Jouæ,
Quæ iam merſa latet tenebris, arcesne poëſin?
Hanc in feceſſu, amoto rumore loquaci,
Oranti, omnicreans Flamen, mihi redde ſacratam!
Hanc, plenam igne pio, manſuris viribus auge,
Et mihi ſiſte deam, tua quæ veſtigia carpat!
Hanc latebris gaudens, qua tu petis ima Iehouæ,
Armet, ſcrutator Flamen, ſapientia vinax!
Vt mihi pandantur nebulis arcana remotis,
Meſſiam ut dicar digno celebrare volatu.
Qui vos nobilitat, miſeri, ſi noſtis honorem,
Dum terras adiit ſaluatum conditor orbis,
Tendite vati animos. Huc tendite, parua caterua
Nobilium! Dulci queis non eſt carior alter
Fratre Deo, placido vultu quos læta fonantes
Opprimet vſque animis revolutus terminus ævi,
Hymnum audite meum! Vobis ſacra vita ſit Hymnus.
Haud procul urbe ſacra, quæ ſe caligine fœdans
Quaſſabat ſtupido delectus calce coronam,
Quondam ſede Dei, ſanctorum matre parentum,
Sacrilegis fuſi manibus nunc ſanguinis ara,
Haud procul hac, ſeſe Meſſias plebe remouit,
Tunc cultrice quidem, ſed non pietatis honore,
Quem ſine labe videt cordis penetralia ſcrutans.
Intrat feceſſus. Hic greſſibus obuia turba

Subſternit palmas! illic Hoſianna reſultat!
Fruſtra. Rex titulo, nec rex cognoſcitur ulli,
Nec, quod vibratum verbum patris ore benigno
Certa ſalus aderat, tenebris ſentitur operto.
Labitur ipſe Deus cœlo. Pollentia verba:
Denuo claratus clarabitur! æthere miſſa,
Integra præſentis Jouæ documenta miniſtrant.
Aſt qui te capiat, Numen, mens ſordida ſpectans?
Hæc inter propius Jeſus accedere patri,
Qui populo iratus, demiſſa voce per auras
Nequicquam attonito, ſuperas remearat ad oras,
Diuinam mentem nullo cogente nouatum,
Terrigenas, caram gentem, ſibi morte piandi.
Auroram verſus, ſanctam ſupereminet vrbem
Mons, qui culminibus diuinum ſæpe patronum
Condiderat, veluti templi penetralibus imis,
Sub patris aſpectu nocturna ſilentia longis
Ducentem precibus. Montem contendit in illum;
Nec comes ire negat vatum monumenta Ioannes
Viſurus, placidam, diuini imitator amici,
Vt noctem ſacris orans duraret in antris.
Illinc Meſſias ſuperat faſtigia. Flamma
Protinus en cinctum! veniens de monte Moria
Quæ placabat adhuc, vſti ſub imagine, patrem.
Spargit oliua gelu circum, dum mollior aura
Ora, velut Iouam prodenti murmure, lambit.
Meſſiæ famulans aulæ cœleſtis alumnus,
Aethereis dictus Gabriel, ſub tegmine cedri
Halantis ceſſans voluit ſecum ipſe ſalutem
Inſtauratam orbi cœlique tropæa, redemptor
Obuius vt patri tacito pede præterit illum.
Speratum Gabriel non neſcit ſurgere tempus;
Obſtupet, exultat; ſuavis vox excidit ore:
Num, diuine, patri ſupplex, elidere ſomnum
Gaudes, an feſſis mulcentem admittere membris?
Ibo immortali capiti, ſis, ſtrata paratum.
En viridans proles cedri ſua brachia tendit,

Ambroſiusque frutex tendit. Propullulat imo
Monte ſilens muſcus vatum monumenta pererrans.
Hic diuine tibi, concedas, ſtrata parabo.
Inſtantes operi quis languor colligat artus!
Quo mortale genus tolerans dignaris amore!
Dixit. Ad hunc Ieſus clementia lumina torquet,
Stans gravis in ſummo montis pulſantis Olympum.
Hic Deus. Hic orat. Terris iam magnus ab imis
Auditur clangor, voluentes infima plauſus
Antra ſtrepunt, pulſu vocis commota potentis.
Haud vocis, quæ dira polis trepidantibus, igne
Nubibus abrepto tonitruſque fragore, precatur;
Sed blandæ illius, quæ nil niſi ſpirat amorem,
Qua telluri olim paradiſi forma redibit.
Circuitu nigrant per amœna crepuſcula colles,
Non ſecus ac hilares hortus iam cingat Eous.
Quæ Jeſus, alta tantum vi numinis ipſe
Atque ſator penetrant. Homini datur iſta referre.
Tandem, ſumme parens, lux fœderis atque ſalutis
Aduenit: æternum ſacra lux maioribus orſis,
Orſo ipſo primo, ſocia quod prole patraſti.
Surgens illa mihi radiis reſplendet iisdem,
Queis olim vaſtam ſeriem penetrantibus æui
Reſplendens auidis oculis prærepta placebat.
Prima labe vias obſtructi pandere cœli,
Tunc tribus vnus erat, quod noſti, feruor amoris.
Regnantes per inane ſilens nudumque creatis,
Pulſi ardore ſacro, quod nondum traxerat auras,
Sede genus celſa contemplabamur egenum.
Heu miſeras gentes! Heu quondam morte carentem
Effigiem noſtri, nunc cuncto crimine fœdam!
Vidi infelices! Vidiſti me lacrymantem!
Tunc tu: rurſum homines formemus imagine diua!
Sanguinis hinc natum eſt fœdus penetrabile nulli,
Et typum ad æternum repetenda creatio mundi.
Scis diuine ſator, teſtantur ſidera cœli,
Huic operi immenſo quoties ego ſponte dicatus

Flagrarim, numen miseris involnere membris:
Heu, quoties tellus te multo sidere mixtam
Spectaui exultans! Et tu sacra terra Canæa,
In cliuo quoties, futuro sanguine sacri
Foederis homenti, rorantia lumina sisi!
Nunc quæ pertentant animum mihi dulce trementem
Gaudia! — —

Doch genug, mein Herr. Ich sollte meinen, daß hundert und mehr Verse zu einem Anbisse mehr als zu viel wären. Vielleicht werden Sie ihrer nicht zehne lesen. Ich bin ꝛc. W**. 1752 im Februar.

Zwanzigster Brief.

An den Herrn H.

Sie bekommen hier das Schreiben des Herrn Diderot über die Tauben und Stummen wieder zurück. Ein kurzsichtiger Dogmaticus, welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln; wird eine Menge Irrthümer aus demselben zu klauben wissen. Diderot ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als zu zerstreuen. Ueberall wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verlieret sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit:

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch ein solcher Weltweise wage es, Meinungen zu bestreiten, die wir gebilliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft eben so wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen.*) — — Es geht ja ohnedem nicht an. Wie viel Höflichkeiten, wie viel Wein ließ es sich der Hr.** nicht gestern kosten, daß wir seine Verse eben so vortreflich finden sollten, als er? — — Thaten wir es? Ich bin ꝛc. B** 1751.

*) Vergl. oben S. 231.

Einundzwanzigster Brief.

An den Herrn S.

Ich habe gestern von B** eine sehr traurige Nachricht erhalten. Der Freund, dessen ich so oft gegen Sie erwähnt habe, ist auf der Reise in sein Vaterland gestorben. Es geht mir nahe, wenn ich bedenke in was für Gesinnungen von mir er vielleicht gestorben ist. Nach einer langen ununterbrochnen Freundschaft mußte uns eine Kleinigkeit entzweyen, welcher meine Abwesenheit am meisten zu statten kam. Doch diese Kleinigkeit war es nicht allein die ihn wider mich aufbrachte. Wehe euch, die ihr mit Verleumdungen sein Bette umlagert hieltet! Euch müsse es nie gelingen, einen Freund zu finden; oder wann ihr ihn ja gefunden hättet, so müsse ihn auf einmal, ohne euer Verschulden, Haß und Rache wider euch erfüllen! Und in diesem Augenblicke müsse er sterben, um euch in jener Welt mit einem schrecklichen Gesichte zu erwarten! Ich würde die strengste Gerechtigkeit zwischen mir und ihm zum Richter haben nehmen können, und ich weis gewiß, sie würde für mich gewesen seyn. Doch er ist todt, und sein Tod macht ihn in meinen Augen von allen Vorwürfen frey, und mich allein schuldig. Ich mag ihn wirklich, oder nur seiner Einbildung nach beleidiget haben; genug er ist beleidigt. Er ist es, und ich muß ihn versöhnen. Aber wie? Möchten mir doch die Worte des Horaz: placantur carmine manes, nicht umsonst eingefallen seyn! Möchte es doch wahr seyn, daß dieses das Mittel wäre! Doch es sey es, oder sey es nicht; ich werde wenigstens eine Art des Trostes und der Beruhigung darinne finden. Schon sammle ich die traurigsten meiner Gedanken; und bald entwerfe ich sein Bild, das ich so reizend nicht würde entworfen haben, wenn wir uns nicht entzweyt hätten. Schon ist mein ganzer Geist dazu vorbereitet, und schon gestern hab ich ihm, oder wann Sie lieber wollen, meiner Muse, lange und schwere Harmonien befohlen.

Die ich dich nie dem Chor unschuldger Scherze raubte,
Und schwer beklemmt zu bangen Klagen rief,
Die Rosen heut, o Muse, von dem Haupte,
Das gestern noch im Schooß der frohen Jugend schlief;

Und aus der freyen Rechte
Den fürchterlichen Stab,
Den, als der Pindus jüngst in Libers Laube zechte,
Dir der vergnügte Wirth zum Freundschafts Pfande gab;
Reiß schnell, der Weste Spiel, das flatternde Gewand,
In schmutzig unachtsame Falten!
Und trenn mit ungestümer Hand
Die Perlenschnur, bestimmt das güldne Haar zu halten.

* * *

Nun nimm sie hin, die mir getreuen Saiten,
Und stimme sie zum Trauerton herab,
Zum Ton geschickt die Seufzer zu begleiten,
Und fromm zu schallen um ein Grab.

Sollten Sie nicht glauben, daß ich Sie für meine Muse hielte? Verzeihen Sie meiner Zerstreuung, und erlauben, daß ich von Ihnen auf einige melancholische Wochen, welche mir die süssesten von der Welt seyn sollen, Abschied nehmen darf. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Zwey und zwanzigster Brief.

An den Herrn D**

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß meine Reden einen solchen Eindruck haben könnten. Ich erinnere mich ganz wohl, daß man in der Gesellschaft, in welcher ich Sie das erstemal zu sprechen die Ehre hatte, und von welcher wir, wann es anders ihr Ernst ist, die Epoche unserer Freundschaft zu rechnen anfangen wollen, daß man, sage ich, damals das Gespräch auf die neuste Geschichte wandte, und daß ich in dem ganzen Umfange derselben keine Begebenheit anzutreffen erklärte, welche mich mehr gerührt habe, als die Enthauptung des Herrn Henzi in Bern. Ich konnte mich nicht enthalten den vortheilhaften Begrif zu verrathen, den ich mir von ihm, Theils aus den öffentlichen Nachrichten, Theils aus mündlichen Erzehlungen gemacht hatte. Ich behauptete sogar, daß er einen würdigen Helden zu einem recht erhabnen Trauerspiele abgeben könne; und ich hatte das Vergnügen, daß Sie mir, nach einigem Wortwechsel, beyfielen. Wie viel gröſſer aber ist das Vergnügen,

welches Sie mir durch Ihre Zuschrift gemacht haben? Ich finde den deutlichsten Beweis darinne, daß Sie mir nicht aus Höflichkeit, sondern aus Ueberzeugung beygefallen sind, und daß Sie meine Gesinnungen nicht so wohl gebilliget, als vielmehr angenommen haben. Als ein Geist, der sich gleich Anfangs mit etwas wichtigen zeigen will, übersenden Sie mir einen Plan, wie unser Held wohl am füglichsten auf die Bühne zu bringen sey. Er macht ihrer Critik und ihrem Genie Ehre; und wenn ich mich in die Beurtheilung desselben einlassen wollte, so würde ich überall nichts zu sagen finden, als: das ist schön, das ist regelmäßig, ob ich gleich dieses so, und jenes anders eingerichtet zu haben bekenne. Denn ich muß es Ihnen nur gestehen, daß ich mir einen gleichen Plan gemacht habe, und zwar noch ehe ich die Ehre hatte, mit Ihnen davon zu sprechen. Ich habe sogar angefangen, ihn auszuführen, und ich bin nicht übel Willens den ersten Aufzug meinem Briefe beyzulegen. Und warum nicht? Er wird mir die Mühe ersparen, meine Einrichtung weitläuftig zu erklären, und ich werde am Ende nichts nöthig haben, als einige allgemeine zu meiner Entschuldigung dienende Anmerkungen beyzufügen. Hier ist er; ich muß Sie aber ersuchen, daß Sie das Uebrige meines Briefes erst nach ihm lesen, weil ich mich durchgängig darauf beziehen werde — — —

Samuel Henzi.

Ein Trauerspiel.*)

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Henzi. Wernier.

Henzi. (kömmt in tiefen Gedanken und wendet sich plötzlich um.)

Wer folgt mir? — Liebster Freund, bist dus? — Wen suchst du? — — Mich?

Du folgst mir nach? — — Warum?

*) Karl G. Lessing setzt im theatralischen Nachlaß, wahrscheinlich aus seines Bruders Papieren, hinzu „Ελευθερίας ἓν μεν το εν μερει αρχεσθαι και αρχειν· ἓν δε το ζην, ὡς βουλεται τις. Arist. Resp. Lib. VI. c. 2. Berlin, 1749.“

Wernier.

Und warum wunderts dich?
Hat mich nicht Henzi stets mit ofnem Arm empfangen?
Nun jetzo fragt er mich, was ich ihm nachgegangen?
Ich sah erstaunt, daß er so früh aufs Rathhaus ging,
Sich mit sich selbst besprach, das Haupt zur Erde hing;
Ich sah, daß Zorn und Gram so Blick als Schritt verriethen,
Ob sie der Neugier gleich sich zu entfliehn bemühten.
Der Anblick drang ans Herz — — Was quält den edlen Geist?
Ich floh ihm nach, und seh — —

Henzi.

Was?

Wernier.

Daß es ihm verdreußt.
Ach! bin ich nicht mehr werth sein Unglück mit zu tragen?
Ist er nicht Freunds genug mirs ungefragt zu sagen?
Hab ichs an ihm verdient, daß er so grausam ist,
Und mir den süssen Weg zu gleichem Gram verschließt?
Bedenke, wie wir da uns brüderlich umfaßten,
Als wir, zu patriotisch, die hassenswerthen haßten,
Als unterdrücktes Recht, als unser Vaterland
Den zu bescheidnen Mund kühn, doch umsonst, entband.
Bern seufzet noch wie vor. Die Helden sind vertrieben;
Doch ist ihr bester Theil in dir zurück geblieben.
Bern sieht allein auf dich. Bern hofft allein von dir,
Freyheit, und Rach und Wohl. Drum Henzi, gönne mir
Das unermeßne Glück, wenn dich die Nachwelt nennet,
Daß sie mich als den Freund von ihrem Schutzgott kennet.
Wie aber? — — Schweigst du noch? — — Du siehst mich traurig an?
O daß mein schwacher Geist dich nicht errathen kann!
O könnt ich göttlich jetzt in deine Seele blicken,
Und was du mir verhöhlst dir unbewußt entrücken!
O stünde mir dein Geist so frey wie dein Gesicht,
Und schlöß ich dann daraus, was jede Mine spricht!
Ich gäbe, könnt es seyn, dein Mißtraun zu bestrafen,
Mein Leben zehnmal hin, dir Ruhe zu verschaffen.

Zu meiner Rache dann erführst du nimmermehr,
Wer dir den Dienst gethan, daß ich dein Freund es wär.
Ja, Henzi, könntest du dich nicht erkenntlich zeigen,
Ich weis, es schmerzte dich, wie mich dein Stillschweigen.
Erwäge, gestern schon wichst du mir listig aus,
Und flohst, mich nicht zu sehn — — o Gott! — — in Dücrets Haus.
So mußte Dücrets Haus dich von dem Freund befreyen?
So hattest du mich mehr, als dieses Haus zu scheuen?
Des Scheusals unsres Staats? Warum nahm Bern ihn ein?
Wird ihm Bern heiliger als Genf und Frankreich seyn?
Doch — — du kehrst dich von mir? Du willst mich — — auch nicht sehen.
Freund! — — Henzi! — — noch umsonst? — — Henzi! Vergebnes Flehen!
Sprich! Sage was dich quält? Warum beschwer ich dich?
Was suchst du hier so früh? Wie? Du verlässest mich?
Wie? Soll ich dich etwan — — soll ich dich kniend bitten?

Henzi.

O Gott! o welcher Kampf! Was hat mein Herz gelitten!
O Freund, dein edler Geist ist größres Glücke werth,
Als, daß zu seiner Pein, er meine Pein erfährt.
Was nutzt mirs, daß mein Freund mit mir gefällig weine?
Nichts, als daß ich in ihm mir zweyfach elend scheine.
Frey, fröhlich, ungequält hab ich dir sonst gedeucht;
Denn sich verstellen ist bey kleinen Uebeln leicht.
Warum hast du in mich jetzt tiefer blicken müssen,
Und mir der Freudigkeit erborgte Larv entrissen?
O wär es selbst vor mir, wornach du fragst, versteckt!
Liebt ich dich weniger, hätt ich dir mehr entdeckt.
Du weißt es Zeit genug, wenn du es dann wirst wissen,
Wann wir, steht Gott uns bey, die Frucht davon genieſſen.
O Bern! o Vaterland! — — — doch schon zu viel gesagt!
Freund, habe nichts gehört! — — Freund, habe nichts gefragt!
Noch warte bis der Tag — — nur dieser Tag vergangen,
Und morgen, liebster Freund — —

Wernier.

Wär ich für Gram vergangen.
O Bern? O Vaterland? Ja, ja, dein groſſer Geiſt,
Für Bern erzeugt, weis nicht, was mindre Sorge heißt.
Wie ſelig, Henzi, iſts, fürs Vaterland ſich grämen,
Und ſein verlaßnes Wohl freywillig auf ſich nehmen.
Doch ſey nicht ungerecht, und glaube, daß in mir
Auch Schweizer Blut noch fließt, und wirket wie in dir.
Theil deine Laſt mit mir. Kann ich gleich minder faſſen,
So kann ich doch wie du, für Bern mein Leben laſſen.
Nicht morgen, heute noch, eröfne mir die Bahn,
Worauf ich unter dir, Bern und dich rächen kann.

Henzi.

O ſage nichts von mir. Enterbt von Amt und Ehre,
Ertrüg ich mein Geſchick, wanns einzig meines wäre.
Wär jedes Amt im Staat mit einem Mann beſtellt,
Der dienen kann und will; ich ſpräch als jener Held:
Glückſelig Vaterland! du kanſt mich nicht verſorgen,
Der Helden ſind zu viel; und bliebe gern verborgen.
Allein, wenn Eigennutz den kühnen Rath belebt;
Und wenn den Grund des Staats die Herrſchſucht untergräbt;
Wann die das Volk gewählt zu ſeiner Freyheit Stützen,
Den anvertrauten Rang gleich ſtrengen Scepteren nützen;
Wann Freundſchaft ſtatt Verdienſt, wann Blut für Würde gilt;
Wann der gemeine Schatz des Geitzes Beutel füllt;
Wann man des Staates Flehn, der ſie aus Gunſt erkohren,
Der nur aus Nachſicht fleht, empfängt mit tauben Ohren;
Wann wer der Freyheit ſich das Wort zu reden traut,
Zum Lohn für ſeine Müh ein ſchimpflich Elend baut;
Freyheit! wann uns von dir, du aller Tugend Saame,
Du aller Laſter Gift, nichts bleibet als der Name:
Und dann mein weichlich Herz gerechten Zorn nicht hört,
So bin ich meines Bluts — — ich bin des Tags nicht werth.

Wernier.

Jetzt redte Henzi! Freund, ich fühl es, was er ſagte.
O wer gleich Bruto denkt, ſich auch gleich Bruto wagte.
Freund, du verſtehſt mich ſchon. Doch, ſieh hier meine Fauſt!

Gönn ihr den süssen Stoß, wann du vor Blut dich grauſt.
Glaub mir, noch heute kann ich hundert Brüder finden,
Wann du — — wann Henzi nur ſich will mit uns verbinden.
Du weißt, was jetzt den Rath mit bangen Warten quält.
Vielleicht, daß dieſer Streich geſchwind und glücklich fällt.
Vielleicht, daß das Geſchick, das noch den Wütrich ſtützet,
Zum Wohl des Vaterlands verſchworne Helden ſchützet.
Denn noch iſt nichts entdeckt, als was ein dunkles Blat
Von Mannſchaft und Gewehr kaum halb verrathen hat.
So bald man Freyheit! Bern! als ihre Löſung höret,
Ruß ich der erſte ſeyn, der das Geſchrey vermehret.
O hört ichs heute noch! Und Henzi rief mit mir!
Und Bern wär heut noch frey, und frey gehorcht es dir!
Warum kenn ich ſie nicht und trage gleiche Bürde,
Daß mir des Staates Wohl wie ihnen ſauer würde,
Daß ich auch einſt mit Ruhm zun Kindern ſagen kann:
„So ſauer ward es mir! mein Leben wagt ich dran,
„Daß ich euch, mein Geſchlecht, als Freye könnte küſſen.
„Seyd ſtark, und laßt dieß Glück auch euer Kind genieſſen.“

Henzi.

Du willſt ſie kennen?

Wernier.

Ja.

Henzi.

So kenn ſie dann in mir!

Wernier.

O redte Henzi wahr!

Henzi.

Kenn ſie in mir!

Wernier.

In dir?
Und haſt mir nichts geſagt? Mußt ich in deinen Augen
Der Freyheit ſonſt zu nichts, als ſie zu wünſchen taugen?
Freund, ungerechter Freund! — — Doch ich vergeß es ſchon,
Du haſt mirs noch entdeckt. Freund, hier nimm deinen Lohn!
(Er umarmt ihn)
Doch eile, lehre mich, wer? wo ſind deine Glieder?

Sind sie des Hauptes werth? Sinds meiner würdge Brüder?
Wie weit ists? Ist ihr Zweck mehr als Bern zu befreyn?
Doch, du regierst das Werk, wie kanns zu tadeln seyn?
Vergieb dem ekeln Stolz, der gern nichts wagen möchte,
Als was ihm Ruhm und Bern die alte Hoheit brächte.

Henzi.

Besorge nichts, auch uns ist nicht die Ehre feil.
Auch unser Endzweck ist nichts schlechters, als Berns Heil.
Der Gott des Vaterlands, der unsern Schwur vernommen,
Von dem, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreymal mächtge Gott straf uns, und unser Kind,
Wenn sein allsehend Aug uns eigennützig findt;
Wann wir die Tyranney nur darum rächen wollen,
Daß unsre Brüder sie in uns vertauschen sollen;
Wann nach vollbrachter That — — doch so weit komm es nie,
Sind wir so rasend frech, dann mehr zu seyn als sie.
Fuetter, Richard, Wyß, die ehrenvollen Namen,
Der unverfälschte Rest vom freyen Schweitzer Saamen,
Die weder Stand noch Glück zum Pöbel niederdrückt,
Den Freyheit kaum so lang, als sie neu ist entzückt,
Die sinds, und andre mehr, die heut im Rath es wagen,
Den ungerechten Dienst ihm drohend aufzusagen.
Sieh! darum bin ich hier. Ich führ für sie das Wort — —

Wernier.

Und morgen zieht ihr dann aus Bern vertrieben fort.
Wie? mehr vermögt ihr nicht? Ohnmächtiges Beschwören!
Euch, nur im Drohen stark, wird keine Otter hören!
Ja führe nur das Wort! donnre wie Cicero,
Du weißt es wie er starb, vielleicht stirbst du auch so.
Den Wütrichen das Recht keck unter Augen setzen,
Giebt unglückselgen Stoff, daß sies nur mehr verletzen.
Besinn dich, wie es ging, nun ists das fünfte Jahr — —
Nein, wenn der Nachdruck fehlt, so unterlasts nur gar.

Henzi.

Auch diesen haben wir. Bewehrt zum nahen Streite
Steht uns bey tausenden das Landvolk treu zur Seite.
Fuetter wacht am Thor, und läßt es heut noch ein;

Denn länger als den Tag, soll Bern nicht dienstbar seyn.
Ich selbst kann tausend Mann mit Flint und Schwerd bewehren,
Die bey dem ersten Sturm sich muthig zu uns kehren.
Und zweifelst du, wann uns der Ausbruch nur gelingt,
Daß nicht Berns bester Theil zu unsrer Fahne dringt?
Doch alles wird man eh, als dieses äußre wagen.
Den Fleck des Bürgerbluts kann kein Schwerd rühmlich tragen.
Drum wollte Gott, der Rath vernähm uns heute noch!
Denn heute noch ists Zeit, und linderte sein Joch,
Und gönnte sich den Ruhm, der keinen König zieret,
Daß er ein freyes Volk durch freye Wahl regieret.
Dieß macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht,
Kein Menschen ähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.
Freund, kann es möglich seyn, daß die sich glücklich schätzen,
Die unverschämt sich selbst an Gottes Stelle setzen?
Daß der vor Scham nicht stirbt, der überzeugt kann seyn,
Kein Herz räumt ihm die Ehr, die er sich raubet, ein?

Wernier.

So weit denkt kein Tyrann. Er schätzt sich gnug verehret,
Wann sich ein scheuer Blick vor ihm zur Erde kehret.
Doch, welche Lust, o Freund, erfüllt mein bebend Herz,
Empfindbar dem allein, der mit gerechtem Schmerz
Für Bern in Thränen floß, und flehte Gottes Rechte,
Daß sie uns einen Held zum Rächer rüsten möchte.
Hier steht er dann in dir. Aus Ehrfurcht nenn ich dich
Nun nicht mehr meinen Freund.

Henzi.

Freund, so beschämst du mich?

Wernier.

Nun wohl, komm, eile dann, den Helden mich zu zeigen.
Wo sind sie? — Komm! — Du bleibst? — Du schweigst? —
Was sagt das Schweigen?

Henzi.

Freund dieß verlange nicht.

Wernier.

Wie? Komm doch! Soll ich nun
Den Schwur, den sie gethan, nicht dir und ihnen thun?

Henzi.

Ich trau dir ohne Schwur.

Wernier.

Allein ich will sie sehen.

Henzi.

Du wirst, wenn du sie siehst, erzürnt von ihnen gehen.

Wernier.

Fuetter, Richard, Wyß — — die solltens, sprachst du, seyn.
Sind sie es nicht?

Henzi.

Sie sinds, doch sind sies nicht allein.
Es hat ein Ungeheur sich unter uns gedrungen,
Der flüchtge Rottengeist, verflucht von tausend Zungen.
Und nach Verdienst verflucht; den nicht die Sorg um Staat,
Den Rach und Grausamkeit uns zugeführet hat;
Der die Tyrannen haßt, nur um Blut zu vergiessen,
Und den, o hart Geschick, wir doch erhalten müssen.
Sieh! das macht meinen Gram. Ich scheu den tollen Geist,
Der uns vielleicht mit sich in sein Verderben reißt.

Wernier.

Wer ists?

Henzi.

Er, der wohin er kam die Ruhe störte,
Der jüngst mit frecher Stirn dein Kind zur Eh begehrte.

Wernier.

Wer? Ducret?

Henzi.

Eben der.

Wernier.

Der ehrenlose Mann?
Was geht Fremdlingen Bern, und unsre Freyheit an?
O speit ihn aus von euch! daß er die beste Sache,
Die besten Bürger nicht durch sich verdächtig mache.
O speit ihn aus von euch! Nehmt mich an seine Statt,
Der mindre Bosheit zwar, doch gleiche Kühnheit hat.
Wer wird sich lieber nicht zur Sclaverey bequemen,

Wenn er die Freyheit soll von Dücrets Händen nehmen?
O heute stoßt ihn noch — —

Henzi.

Und so verlangst du wohl,
Daß er uns heute noch mit Bern verrathen soll?
Sonst wär es längst geschehn — —

Wernier.

O dem ist vorzubeugen.
Mein Arm lehrt ihn geschwind ein ewig Stillschweigen.

Henzi.

Nur gleich getödtet! Freund, wenn wir selbst uneins sind — —
Doch, hör ich recht? Er kömmt. Verlaß mich! Geh! Geschwind!
Ich hab ihn her bestellt. Ich will dich wieder finden.
Geh! und laß deinen Zorn die Klugheit überwinden.

Andrer Auftritt.

Henzi. Dücret.

Henzi.

Er hat ihn doch gesehn.

Dücret.

Ha! alles steht uns bey.
Hat Henzi Muth genug, so sind wir morgen frey.

Henzi.

Ein Geist wie du, hat stets die Vorsicht ausgeschlagen.
Was wüßtest du auch mehr, als tollkühn dich zu wagen?
An Muthe fehlt mirs nicht. Doch an Bedacht fehlts dir.

Dücret.

O an Bedacht! Doch sprich, war Wernier nicht hier?
Vertraust du dich dem auch?

Henzi.

Kann ich mich dir vertrauen,
So kann ich doch wohl auch auf einen Berner bauen.

Dücret.

Trau, Henzi, traue nur, bis du verrathen bist.
Was hilfts ein Berner seyn, wenn man ein Sklave ist?
Ich kenn ihn mehr als du. Er ist dem Rath gewogen,
Sonst hätt er längst mit mir ein festes Band vollzogen.
Warum nimmt er mich nicht zu seinem Tochtermann?

Weil er den Feind des Raths in mir nicht lieben kann.
Denn so klein bin ich nicht, daß eine tolle Liebe
Den Haß der Tyranney aus meiner Brust vertriebe.
Er hebt vielleicht sein Kind für einen Rathsherrn auf — —

Henzi.

O laß der frechen Zung nicht allzusehr den Lauf.
Scheu mich in ihm! Er ist mein Freund.

Dücret.

Das kann man hören,
Die Wahrheit würdst du mir sonst nicht zu sagen wehren.

Henzi.

Er haßt den Rath und dich. Nur haßt er dich noch mehr.
Doch schweig davon — — Kommt bald Wiß und Fuetter her?
Ich habe vieles noch mit ihnen zu beschliessen — —

Dücret.

So wird auch dieser Tag wohl ungebraucht verfliessen.
Es ist gnug überlegt. Wag was man wagen muß,
Und kröne durch die That des langen Zauderns Schluß.
Komm mit mir aus der Stadt, das Landvolk zu verstärken,
Und zeige dich die Nacht mit blutgen Wunderwerken.
Erschrecke, morde, brenn, vertilge Kind und Haus,
Und lösch mit Feur und Schwerd Berns Schimpf und Knechtschaft aus.
Du schütterst? — — Feiger Mann — —

Henzi.

Nur feig zu Grausamkeiten.
Geh, Unthier, deine Wuth soll mich vom Recht nicht leiten.
Weißt du, ob Gott nicht selbst an unsre Freyheit denkt,
Er, der der Grossen Herz wie Wasserbäche lenkt,
Daß sich der harte Rath auf unser Flehn erweichet,
Und dann am gröstten wird, wann er dem Bürger gleichet?
Verdienen sie den Tod, so hat Gott seinen Blitz.

Dücret.

Auf so was kleines sieht er nicht vom hohen Sitz.
Er hat von Sorgen frey, Tyrannen zu bestrafen,
Empfindlichkeit und Wuth und Stahl und Faust erschaffen.

Henzi.

Schweig Läſtrer! Ich erweis an dir ſonſt mit der That
Warum er, was du nennſt, allein erſchaffen hat.
Biſt du nicht haſſenswerth?

Dücret.

Nun wohl, man mag mich haſſen,
Darf ſich mein freyer Geiſt nur nicht gebieten laſſen.
Ich bin ſchadlos genug. Sey du die Luſt der Welt,
Und dien, gerechter Mann, ſo lang es dir gefällt.

Henzi.

Fein höniſch! Dienſt du nicht, wenn du den Laſtern dieneſt?

Dücret.

Wie lehrreich! Dienſt du nicht, wenn du dich nichts erkühneſt?
Was ſoll dir dann die Macht?

Henzi.

Durch ſie Bern zu befreyn,
Den Rath zu nöthigen, groß und gerecht zu ſeyn.
Er bleibe, was er iſt, wann er uns nicht mehr drücket,
Wann Dienſt und Regiment zum gleichen Theil beglücket,
Wann er als ſeinen Herrn erkennt das Vaterland
Und iſt nur, was er iſt, des Volkes Mund und Hand.
Wie gern wird Bern alsdann in ihm ſich ſelber lieben — —

Dücret.

Und er die Tyranney nur etwas feiner üben.
Du haſt Verſtand genug zu einem Rädelsmann,
Doch Tugend allzuviel.

Henzi.

Die man nie haben kann.

Dücret.

Wer iſt je ohne Blut der Freyheit Rächer worden?
Wer ſich zu dienen ſcheut, der ſcheu ſich nicht zu morden.
Die Noth heißt alles gut. Sie hebt das Laſter auf;
Und bald wirds Tugend ſeyn, folgt Glück und Sieg nur drauf.
Wer Unkraut tilgen will, darf der die Wurzeln ſchonen?
Sie wird die gütge Hand mit neuer Mühe lohnen.
Drum ſoll die Nachwelt auch durch uns geborgen ſeyn,
Und wollen wir in uns auch unſer Kind befreyn,

So muß die Tyranney und der Tyrann erliegen,
Denn nur durch deſſen Tod iſt jene zu beſiegen.
So denkt Fuetter, Wyß, ſo denkt Richard und ich,
Und deine Gütigkeit ſcheint allen hinderlich.
Sieh, Henzi, dieſes Blat läßt dir die Namen wiſſen,
Die alle dieſe Nacht durch uns erkalten müſſen.
Nimm. Lies es. Folget mir, geht heute nicht in Rath;
Weil er ohndem Verdacht, obgleich auf uns nicht, hat.
Lies nur, doch laß dich nicht der Namen Menge ſchrecken.
Ihr ſchneller Tod wird uns die Freyheit auferwecken.
Was wagt man — —

Henzi. (lieſet.)

Steiger? Wie? Der ſoll der erſte ſeyn?
Der redlichſte des Raths? Das geh ich nimmer ein.
Soll das gerechte Haupt der Glieder Frevel büſſen?
Ihn hat Freundſchaft und Blut dem Vaterland entriſſen.
Er kann Berns Vater ſeyn. Bern ſeufzet noch um ihn.
Drum laß uns ihn dem Schimpf, ſein Herr zu ſeyn, entziehn.

Dücret.

Wohl! durch den Tod.

Henzi. (zerreißt das Blat.)

Da nimm die unglückſelge Rolle
Und ſage deiner Brut — — —

Dücret.

Daß Henzi dienen wolle?
Daß ihm des Feindes Blut wie ſeines koſtbar iſt?
Daß er des Staates Wohl um Steigers Wohl vergißt?

Henzi.

Ja Raſender! (geht zornig ab.)

Dritter Auftritt.

Dücret.

Er geht? Henzi! Henzi! Verräther!
Ha! deiner Weichlichkeit ſchien ich ein Miſſethäter?
Wer? Steiger? Steiger findt an Henzi ſeinen Freund?
Er ſoll dem Tod entfliehn? Er? Mein geſchworner Feind?
Aus Rache gegen ihn hat Dücret ſich verſchworen — —
Und ſollt er Henzis Bruſt mit ihm zugleich durchbohren — —

Die Rache sey vollführt! Und weh dem Hinderniß!
Ha! Steiger! nur Geduld! die Rach ist allzu süß.
(Geht ab.)

Zweyerley, mein Herr, werden Sie gleich Anfangs bemerkt haben; daß ich nehmlich die Bühne in einen Saal des Rathhauses verlege, und daß ich die Handlung mit dem Tage anfangen lasse. Jenes thue ich, die Einheit des Orts zu erhalten, wenn ich etwa kühn genug seyn sollte, in den folgenden Aufzügen die Rathsversammlung selbst, und meinen Helden vor ihr redend zu zeigen; man würde alsdenn nichts als den innern Vorhang aufziehen dürfen. Das andre habe ich deswegen für gut befunden, damit die Vorfälle einander nicht allzusehr drengen und dadurch unnatürlich scheinen möchten. Gewisse grosse Geister würden diese kleine Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen. Aber wird man nicht das schon für eine Uebertretung der Regeln halten, daß der Stof unsers Trauerspiels so gar zu neu ist? Hätte man nicht wenigstens die ganze Begebenheit unter fremde Namen einkleiden sollen, gesetzt diese Namen wären auch völlig erdichtet gewesen? Ich zweifle nicht, daß nicht einige dieses behaupten sollten; allein daß sie es mit Grunde behaupten werden, daran zweifle ich. Die Verbergung der wahren Namen, wird meines Erachtens nur alsdann nothwendig, wenn man in einer neuen Geschichte wesentliche Umstände geändert hat, und man durch diese Veränderungen die besser unterrichteten Zuschauer zu beleidigen fürchten muß. Sind wir aber in diesem Falle? Ich sollte nicht denken; wenigstens wie ich Knoten, Auflösung und Charaktere eingerichtet habe, glaube ich die Wahrheit nirgends beleidiget, und hin und wieder nur verschönert zu haben.

Lassen Sie uns das letzte zuerst betrachten. Ich will Ihnen sagen, was meine Absicht damit war. Sie war diese: den Aufrührer im Gegensatze mit dem Patrioten, und den Unterdrücker im Gegensatze mit dem wahren Oberhaupte zu schildern. Henzi ist der Patriot, Düeret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt, und dieser oder jener Rathsherr der Unterdrücker. Henzi,

als ein Mann, bey dem das Herz eben so vortreflich als der Geist war, wird von nichts, als dem Wohle des Staats getrieben; kein Eigennutz, keine Lust zu Veränderungen, keine Rache beseelt ihn; er sucht nichts als die Freyheit bis zu ihren alten Grenzen wieder zu erweitern, und sucht es durch die allergelindesten Mittel, und wann diese nicht anschlagen sollten, durch die allervorsichtigste Gewalt. Düret ist das vollkommne Gegentheil. Haß und Blutdurst sind seine Tugenden, und Tollkühnheit sein ganzes Verdienst.

Sie werden leicht sehen können, daß in diesen Charakteren der Knoten des Stücks gegründet ist. Henzi und seine Freunde kennen den Düret, verabscheuen ihn und suchen sich auf alle mögliche Art von ihm zu trennen. Dieser aber will selbst Oberhaupt seyn, und sucht den Henzi verdächtig zu machen, wozu er sich des Umstandes mit dem Wernier bedient. Setzen Sie nunmehr, daß ihm dieses nicht gelingt, und daß man ihn völlig vor den Kopf stößt, so ist nach seiner Gemüthsart nichts natürlicher, als daß er selbst seine Mitverschwornen verräth, und sich aus der Schlinge zu ziehen sucht. Es liegt wenig oder nichts daran, ob die Entdeckung wirklich so zugegangen, und ob Wernier erst an dem Tage der Entdeckung an dem Geheimnisse Theil genommen; genug daß beydes seyn konnte, und die Hauptsache darunter nichts leidet. Diese Entdeckung würde ich zu Ende des dritten Aufzuges vor sich gehen lassen, so daß sich die Charaktere der Gegenparthey erst in den beyden letztern entwickelten. Ich würde Steigern sich Henzis eben so eifrig annehmen lassen, als sich Henzi Steigers annimmt. Ich würde nur gewisse Glieder auf eine blutige Bestrafung dringen, und diese ohne jenes Vorwissen in der Geschwindigkeit geschehen lassen — —

Es thut mir leid, daß mir die Zeit nicht erlauben will, umständlicher zu seyn. Doch ich glaube nicht einmal, daß es nöthig ist. Halb so viel würde schon zureichend gewesen seyn, Ihnen meine Einrichtung zu entdecken, und weiter habe ich nichts gewollt. Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Drey und zwanzigſter Brief.

An ebendenſelben.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben meine Gedanken ſo vortreflich gefaßt, oder vielmehr Sie haben ſie ſo vortreflich verbeſſert, daß ich nichts mehr wünſchte, als daß es Ihnen gefallen möchte, ſie völlig als die ihrigen zu betrachten, und nach denſelben ein Werk zu vollführen, welches meinen Schultern beynahe zu ſchwer iſt. Ein Lied, ein kleines Lied von Lieb und Wein, o wie viel leichter iſt das! Es geht mir wie es dem Ovid ging, ohne ſonſt mit ihm viel ähnliches zu haben.

Vincor; & ingenium ſumtis revocatur ab armis?
Resque domi geſtas & mea bella cano.
Sceptra tamen ſumſi, — — — — —
— — — — — — — — — —
Riſit Amor, pallamque meam, pictosque cothurnos
Sceptraque privata tam cito ſumta manu.
Hinc quoque me Dominæ nomen deduxit iniquæ:
Deque cothurnato vate triumphat Amor.

Hier haben Sie alles, was ich noch auſſer dem erſten Aufzuge gemacht habe, und was Sie etwa brauchen können. Streichen Sie aus und verbeſſern Sie, was Ihnen nicht gefällt; ſetzen Sie hinzu, was Ihnen beliebt. Wann Sie das Stück zu Stande bringen, ſo werde ich keinen gröſſern Antheil daran haben, als an einer ſchönen Bildſäule derjenige hat, welcher den Marmor dazu gebrochen. Leben Sie wohl!

Andrer Aufzug.

Erſter Auftritt.

Dücret, Fuetter, Richard, Wyß.

Dücret.

Kommt Freunde! Uns vereint gemeinſchaftliche Rache.
Kämpft, wenn ihr kämpft, für Bern, doch auch für eure Sache.
Der Tag iſt endlich da. Und — — wär er ſchon vorbey!
Und ſtürzte Nacht und Tod die lange Tyranney!
Ich ſeh gerechte Scham durch eure Wangen dringen.

Doch kann die Scham allein die Freyheit wieder bringen?

(Fuetter sieht ihn zornig an.)

So! zeiget allgemach des Zornes edle Spur!

Fuetter.

Schweig! diesen edlen Zorn reitzt deine Frechheit nur.
Wahr ists; wir schämen uns der ungeerbten Ketten,
Doch schämen wir uns mehr, mit Schimpf uns zu erretten.
Des unterdrückten Staats großmüthge Rächer seyn;
Sich für das Vaterland, und nicht für sich, befreyn;
Verwegne Richter nur, nicht das Gericht abschaffen;
Den Mißbrauch ihres Amts, und nicht ihr Amt zu strafen,
Ist ein zu heilig Werk, als daß ein Geist wie du,
Voll Rach und Eigennutz, ein Feind gemeiner Ruh,
Ein Fremdling, der sich uns nur schrecklich sucht zu machen,
Es würdig unternähm —

Dücret.

Dein Stolz ist zu verlachen.
Denn gleichwohl braucht ihr mich.

Fuetter.

So braucht ein Arzt das Gift,
Das ausser seiner Hand nur hämsche Morde stift.

Dücret.

Das Gleichniß ist gewählt! Auch Henzi würd es loben,
Der nur von Tugend träumt und läßt Tyrannen toben.
Doch lieber sprich mit Ernst, als oratorisch schön,
Den Helden minder gleich, die auf der Bühne stehn,
Und auf des Sittenspruchs geborgte Stelzen steigen,
Dem Volk die Tugenden im falschen Licht zu zeigen.
Sprich ungekünstelt! Sprich! Was habt ihr bis anitzt
Der Freyheit eures Berns, auf das ihr trotzt, genützt?
Hab ich das schwerste nicht stets auf mich nehmen müssen?
Denn ihr könnt weiter nichts, als rathen, zweifeln, schliessen,
So tugendhaft ihr seyd, so durstig nach der Ehr;
Und eine Heldenthat erfordert etwas mehr.
Hab ich das Landvolk nicht zu unserm Zweck verlenket?
Hat euch nicht meine List manch mächtig Glied geschenket?
Vielleicht wär euer Muth zwar ohne mich gleich groß,

Doch wär er ohne mich, zum mindſten, waffenlos.
Zur Kühnheit in der Bruſt gehört auch Stahl in Händen,
Was dem entflieht muß dann ein donnernd Rohr vollenden.
Geht! ſchickt den kühnſten Held ohn dieſes in den Streit;
Die Feigheit zielt; er fällt. O weibiſch tapfre Zeit!
Jedoch, was brauch ich viel zu meinem Ruhm zu ſagen?
Wer ſeine Thaten rühmt, will keine gröſſern wagen.
Nur darum ſeht ihr mich mit neidſchem Hochmuth an,
Daß ich kein Bürger bin, doch mehr als er gethan.
Ein groſſes Herz muß ſich an keinen Undank kehren.
Beſchimpfet ihr mich gleich, und wünſcht mich zu entbehren,
Und nennt mich eures Ruhms gewiſſes Hinderniß;
Die Strafe wär zu hart, wann Dücret euch verließ.
Er kennet ſeinen Werth. O möchtet ihr ihn kennen,
Und ihm der Treue Lohn, euch zu erretten, gönnen.
Für alle ſeine Müh, für alle die Gefahr,
Verlangt er ſtatt des Danks; man ſtell ihn größrer dar.
Für Bern und ſeinen Schwur wünſcht er Glück, Blut und Leben,
Ja, dem dieß alles weicht, die Tugend aufzugeben.
Sie, die nur allzu oft den ihr geweyhten Geiſt,
Von groſſen Thaten ab, zu kleinen Scrupeln reißt;
Die ſelten Helden ſchaft, doch öfters ſie erſticket,
Noch eh der kühnen Fauſt ein nützlich Laſter glücket;
Die ſich für Blut entſetzt, auch wann es büſſend fließt,
Und der ein Heldenmord die größte Schandthat iſt:
Die opfr ich für euch auf. Was ihr abſcheulich ſchätzet,
Das überlaßt nur mir, der ſich für nichts entſetzet.
Folgt mir. Geht nicht in Rath; und ſpart euch auf die Nacht,
Eh das verlangte Recht euch ihm verdächtig macht.
Was ſollen Recht und Flehn bey einem Wütrich nützen,
Der ſeine Laſter muß mit neuen Laſtern ſtützen?
Gnug, daß er unbereut, zum Sterben unbeſchickt,
Sein Unrecht und den Tod in einem Nu erblickt.

Wyß.

Wahr iſts; wir ſind der Welt ein ſtrafend Beyſpiel ſchuldig.
Man dient ſchon halb mit Recht, murrt man blos ungeduldig,
Wagt ſich die feige Fauſt ſelbſt an den Feſſel nicht,

Der, wann er brechen soll, mit Blut gebeizt nur bricht.
Laßt, Freunde, länger nicht euch einen Fremdling treiben,
Und in des Mietlings Hand des Staates Wohlfahrt bleiben,
Sein Beyspiel schimpfet uns — —

Dücret.

Zwar ist der Schimpf sehr klein,
Doch, möcht er euch ein Sporn, mich so zu schimpfen seyn!

Richard.

Schweig Dücret! Gnug, wir sind aus unserm Schlaf erwachet.
Zorn, Rach und Wuth entbrennt. Du hast sie angefachet.
Dein Ruhm ist Neides werth; und dieser gnüge dir.
Des Werkes schwerern Theil, den übernehmen wir.
Von uns, von uns nur will sich Bern befreyen lassen.
Steh ab! Es möchte dich statt alles Dankes hassen.
Wir sind uns selbst genug. Es zeige diese Nacht,
Ob uns die Tugend nur zu feigen Bürgern macht;
Ob sie das Rachschwerd nie in fromme Hände fasset,
Ob sie des Wütrichs flucht und seinen Tod doch hasset.
Ihr wißt es, Blut und Glück verbindet mich dem Rath.
Doch Blut und Glück gehört zu allererst dem Staat.
Sein Wink, sein Wohl sey uns die heiligste der Pflichten,
Und soll man Faust und Stahl auf einen Vater richten.
Umsonst hegt ein Tyrann mit mir verwandtes Blut;
Ich thue das an ihm, was er am Staate thut!
Er unterdrückt sein Recht; ich will sein Blut verspritzen.
Flieht von entheiligten, sonst frommen Richtersitzen!
Kommt, Wyß, Fuetter, kommt!

Fuetter.

Wohin erhiztes Paar?

Richard.

Wohin die Freyheit ruft; in rühmliche Gefahr.
Kommt, lasset nur den Rath noch heute sicher wüten,
Des künftgen Morgens Glück soll alles froh vergüten.

Fuetter.

Hat Dücret doch gesiegt? Und werdet ihr ihm gleich?
Pflanzt er durch grobe List auch seine Wuth in euch?
Ihr seyd des Haupts nicht werth, das uns der Himmel schenket,

Das nur auf Freyheit sinnt, da ihr nur Rache denket.
Euch kennet Henzi nicht; und euch verkenn auch ich.
Nennt mich nicht euer Glied, dieß Bündniß schimpfte mich.
Geht! raset, mordet nur, und stürzet eure Brüder,
Sind es Tyrannen gleich, mit samt dem Staate nieder!
Doch wißt, ich werd es seyn, der euch dem Rath entdeckt,
Und eurer blinden Wuth gewißre Grenzen steckt.
Der Staat versprach in euch sich edle freye Bürger,
Und findet im Voraus leichtsinnge Brüder Würger?
Welch Bubenstück, hebt ihr die Freyheit also an,
Ist schrecklich gnug, das er von euch nicht fürchten kann?
Nein, ewig drücke den der Knechtschaft Schand und Bürde,
Der seine Freyheit nur zu Lastern brauchen würde.
O Freyheit, welcher Schimpf! o Henzi, welche Qual
Steht deiner Tugend vor — —

Dücret.

Spar auf ein andermal
Sein unschmackhaftes Lob. Vielleicht wirds bald geschehen,
Daß ihr ihn unverlarvt, wie ich ihn sah, könnt sehen.
Geschicht es nicht zu spät, so dankt es einzig mir.
Du drohst uns mit Verrath, doch — — zittre selbst dafür!
Vielleicht — — ich zweifle nicht — — Wir sind wohl schon verrathen.

Fuetter.

Ha! Einem Dücret träumt von lauter Missethaten.
Geh nur! steck andere mit deinem Mißtraun an.
Wer thäte so was? — — Doch, vielleicht hast dus gethan?
Du nur — —

Dücret.

Ist das mein Dank, wann ich euch hinterbringe,
Daß Steiger selbst vielleicht in eur Geheimniß dringe?
Daß ein treuloses Glied den schweren Schwur verlacht,
Und Mitgenossen sich, die ihr nicht kennet, macht;
Daß es mit jedermann den grossen Vorsatz theilet,
Der schon von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohren eilet;
Daß es der Strafe trozt, die es auf den Verrath
Mit euch selbst festgesetzt, mit euch beschworen hat.

Richard.

Er trozt der Strafe! Wie? Wer iſts? Du mußt ihn nennen.
Es ſoll nur eines ſeyn, ihn tödten und ihn kennen.
Er ſoll dem Himmel eh, als unſrer Straf entfliehn.
Wer iſt es?

Fuetter.

Wer?

Wyß.

Wer iſts?

Dücret.

Hier kömmt er! ſtrafet ihn!

(Geht ab.)

Andrer Auftritt.

Henzi. Fuetter. Richard. Wyß.

Henzi.

Bin ich noch euer Freund? — — Beſtürzt euch dieſe Frage,
So gönnt mir, daß ich euch als Freund die Wahrheit ſage.
Der groſſe Tag iſt da, der Bern und euer Wohl,
Mit Bitten oder Macht, ſtets billig, richten ſoll.
Doch wünſch ich blieb er nur ſo lange noch entfernet,
Bis ihr was Tugend ſey, was eure Pflicht, gelernet.
Noch kennt ihr beydes nicht. Und wünſchet frey zu ſeyn?
Wißt, Pflicht und Tugend nur muß dieſes Glück verleihn.
Ein Laſterhafter kann zwar ohne Herrſcher leben,
Stolz ohne Ketten gehn, vor keinem Richtſtuhl beben;
Doch alles dieſes iſt der Freyheit kleinſter Theil.
Nur gleichgetheilte Sorg um das gemeine Heil;
Nur fromme Sicherheit, rechtſchaffen ungezwungen,
Nicht unbelohnt zu ſeyn, und nie zur Lehr gedrungen,
Der Wahrheit die man fühlt, nicht die der Prieſter ſehn,
Und für uns ſehen will, freymüthig nachzugehn:
Nur unverfälſchtes Recht, wenn ärmre Bürger bitten;
Nur ungeſtörte Wahl gleichgültger Mod' und Sitten;
Nur unbeſchimpfte Müh, die nicht, ſtatt Lohns Genuß,
Der Groſſen faulen Bauch mit ſich ernähren muß;
Nur ſchmeichelhafte Pflicht fürs Vaterland zu ſtreiten,
Statt eines Königes herrſchſüchtgen Eitelkeiten,

Um die ein rasend Schwerd eh tausend Bürger frißt,
Als er ein einzig Wort in seinem Tittel mißt:
Nur dieses, Freunde, macht der Freyheit schätzbar Wesen,
Für die schon mancher Held den süssen Tod erlesen.
Sagt denn ob man bey ihr die Tugend missen kann,
Dir ihr so kühn verletzt, als kühner kein Tyrann?
Ist denn der Blutdurst auch zu einer Tugend worden?
Und ist es Bürgerpflicht, die Bürger zu ermorden?
Ein Vorsatz gleicher Art steht nur Rebellen an.
Seyd ihr Rebellen? Wohl! Geht, sucht euch euren Mann.
Für Helden hielt ich euch, die für den Riß sich stellen,
Von diesen ward ich Haupt, und kein Haupt von Rebellen.

Richard. (spöttisch)

Gewiß ein feiner Grif! hört und bewundert ihn!
Daß man Vorwürfe macht, Vorwürfen zu entfliehn.
Ist denn die Untreu auch zu einer Tugend worden?
Welch Laster ziert uns mehr, verrathen oder morden?

Henzi.

Was sagst du? — — Solchen Spott verstehet Henzi nicht.
Ich hör es allzuwohl, daß Dücret aus euch spricht.
Wars ihm noch nicht genug, ins Laster euch zu stürzen?
Müßt ihr, auf seinen Trieb, auch Henzis Ehre kürzen?
Scheint der, der für sich nichts, und alles für den Staat,
Und eure Rechte thut, euch fähig zum Verrath?
Wie? oder ist bey euch, wer sich ein Missethäter
Zu werden scheut — — ist der so gleich auch ein Verräther?
Noch reuet mich es nicht, was ich im Zorn gethan.
Der Zorn war tugendhaft. Er stünd euch allen an.
Die unglückselge Roll riß ich in hundert Stücken.
O möcht ein gleiches mir mit euren Herzen glücken!
Riß ich die Wuth heraus, noch eh sie Wurzel schlägt,
Noch weil der seichte Geist der Menschheit Spuren hegt.
Jedoch auch die sind hin. Sonst würdet ihr erblassen,
Und nicht den, der euch straft, das was er strafet hassen.
Wann eure Wuth nur Blut, nur Blut der Bürger sucht,
So sucht nur meines erst, der sie und euch verflucht.
Eh Steiger sterben soll — —

Fuetter.

Was Rolle? Steiger? Sterben? —
Versteht ihr was hiervon?

Wyß.

Genug uns zu verderben.
Welch schrecklicher Verdacht dringt mit Gewalt in mich.
Je mehr ich ihn bestreit, je mehr bestärkt er sich.
Hört ihr, wie Steiger ihm so sehr am Herze lieget — —

Fuetter.

Wie? Zweifl' ich länger noch, ob er, ob Dücret trieget?
Nein, deine Tugend, Freund, zerstreuet den Verdacht;
Dein Herz ward uns zum Glück, nicht zum Verrath gemacht.
Man mahlt die Unschuld oft in fürchterlichen Zügen.
Wo nichts zu tadeln ist, ist dennoch Stoff zum Lügen.
Allein erkläre dich. Wer dürst nach Bürger Blut?
Wir deine —?

Henzi.

Gütger Gott! So schöpf ich wieder Muth?
So sind ich noch in euch die tugendhaften Freunde?
Des Lasters Feinde zwar, doch stets menschliche Feinde.
So war es Dücret nur, der mit verfluchter Hand
Die blutgen Urthel schrieb, die mich auf euch entbrannt?
So hab ich Steigers mich vergebens angenommen? — — —
Mein Zorn verlöscht so schnell, so schnell er erst entglommen.
Erkennet nun, wie werth mir eure Tugend ist,
Erkennt es, und verzeiht — —

Fuetter.

Ha! welche Teufels List!
O Freunde! liessen wir so schimpflich uns betriegen? — —
Doch wie? — — Zorn und Verdacht scheint noch in euch zu siegen?
Seyd ihr noch nicht gewiß, daß Dücret Zwietracht spinnt,
Daß Henzi redlich ist, daß wir verrathen sind?

Richard.

Nicht der, deß böser Sinn am Unglück sich ergötzet,
Der Redlichkeit und Wort für nichts als Worte schätzet,
Nicht der allein verräth, auch der, dem Pflicht und Freund

Auf seine Heimlichkeit ein Recht zu haben scheint,
Der aus blöder Begier sich alle zu verbinden,
Auch alle läßt den Weg uns zu verderben finden.

Henzi.

Genug! ich höre schon, worauf dein Eyfer geht.
Wahr ists, ich war zu schwach. Ein Freund hat mich erfleht.
Ich hab ihm unsern Zweck — —

Fuetter.

Du hast — —

Wyß.

O Lasterthaten!

Henzi.

Hört mich!

Richard.

Wir hörens schon. Wir sind — —

Wyß.

Wir sind verrathen!

Fuetter.

So hast du Wort und Schwur — —

Henzi.

Die hab ich nicht verletzt,
Weil ihr dieß neue Glied selbst eurer würdig schätzt.
Ein Mann, von alter Treu, in Glück und Sturm geübet,
Der nur die Tugend mehr als seine Freyheit liebet,
Sonst alles für sie wagt, und für euch wagen wird — —

Fuetter.

Ja, wenn im Urtheil sich die Freundschaft nie geirrt,
So wär dein Fehl vielleicht — —

Wyß.

Kannst du ihn noch vertreten?

Henzi.

Wer so wie ich gefehlt, Freund, hat es nicht vonnöthen.

Wyß.

Wie? Nicht vonnöthen? Ey! du tugendhafter Mann,
Der schlechter als ein Weib den Mund regieren kann!
Verführer, was wirst du uns noch bereden wollen,
Wann du verrathen willst, und wir nicht murren sollen?

„Ein Freund hat mich erfleht!“ O träfe der Verrath,
Nur unser Glücke mehr und weniger den Staat,
So könnte noch dein Blut für deinen Frevel büssen,
So wär er grösser nicht, als wir die Strafe wissen.
Doch einem Feind des Staats wär dieß mehr Gnad als Pein,
Ein Leben voller Schimpf muß seine Strafe seyn.
Die Enkel werden dich noch mit Entsetzen nennen,
Für deren Freyheit wir nun nichts als sterben können.
Denn wer steht uns dafür, daß dein unwürdger Freund
Kein gleicher Schwätzer ist, daß er es treuer meint?

Henzi.

Er selber steht dafür! Jedoch, ich seh ihn kommen,
Und eurem Vorwurf ist zugleich die Kraft benommen.

Dritter Auftritt.

Wernier, und die vorigen.

Fuetter, Richard, Wyß zugleich voller Erstaunen.

Wie? Wernier? (Sie umarmen ihn.)

Henzi.

Wie nun? Umarmt ihr euren Feind?
Was ändert euch so schnell? Flieht ihn! Er ist mein Freund!
Flieht ihn, er ist wie ich ein Schwätzer und Verräther,
Ein Feind des freyen Staats, ein Schaum der Uebelthäter!
Flieht ihn! Er ist mein Freund; wie wär er tugendhaft?

Wyß.

O Henzi, quäl uns nicht, wir sind genug gestraft!
Die Tugend haben wir in dir und ihm gekränket.

Richard.

Sieh, wie man irren kann, wenn man zu eifern denket.
Das Feuer riß uns hin, und mit sich selbst entzweyt,
Sieht allezeit die Furcht, was sie zu sehen scheut ꝛc.

Vier und zwanzigster Brief.

An den Herrn F.

Sie müssen sich nothwendig noch erinnern, wie viel ich jeder Zeit aus den Horatzischen Oden und aus ihrem Verfasser dem Herrn Pastor Lange gemacht habe. Ich habe ihn allezeit als einen von unsern wichtigsten Dichtern betrachtet und seiner ver-

ſprochnen Ueberſetzung des Horatz mit dem unbeſchreiblichſten Verlangen entgegen geſehen. Endlich iſt ſie dieſe Meſſe erſchienen und meine Begierde hat ſie mehr verſchlungen als geleſen. Noch habe ich mich von dem Erſtaunen, in welches ſie mich geſetzt hat, nicht ganz erhohlt. Aber, guter Gott, wie unterſchieden iſt dieß Erſtaunen von dem, welches ich mir verſprach! Ein gehoftes Erſtaunen über unüberſchwengliche Schönheiten, hat ſich in ein Erſtaunen über unüberſchwängliche Fehler verwandelt. Gleich der erſte Blick, den ich hinein that, war entſetzlich, und beynahe hätte ich meinen eignen Augen nicht getrauet! Ich fiel auf die 14. Ode des fünften Buchs und las:

Als hätte ich mit dürren Schlund zweyhundertmal
Des ewgen Schlafes Becher durſtig getrunken.

Eine gewiſſe Ahndung ließ mich ſchnell in den Text ſehen, und was glauben Sie was ich entdeckte?

Pocula Lethæos ut ſi ducentia ſomnos
Arente fauce traxerim:

ſo ſagt Horatz; Herr Lange aber macht aus pocula ducentia ſomnos, aus ſchlaferweckenden Bechern, ducenta pocula zweyhundert Becher. O wahrhaftig er muß ihrer mehr als zwey hundert ausgeleeret haben, die ihm das innerſte der Bruſt ſo ſtark mit Vergeßlichkeit der erſten Anfangsgründe erfüllt haben! Ich zeigte dieſe Stelle ſo gleich einem Freunde, welcher wie ich und Sie nie aufhören wird, den Horatz zu leſen. Wir wurden einig, vorher das ganze Buch durch zu laufen, ehe wir den Ueberſetzer aus einem einzigen Fehler verdammten, welcher allenfalls, wenn er der einzige bliebe, auf die Rechnung der Menſchlichkeit zu ſchreiben ſey. Wir thaten es, und ſiehe, ich bekam dadurch ein Exemplar, welches auf allen Seiten Striche und Kreuze die Menge hatte. Das Reſultat dieſer Zeichen war dieſes, daß Herr Lange, welcher neun Jahre mit dieſer Arbeit zugebracht haben will, neun Jahre verloren habe, und daß es etwas unbegreifliches ſey, den Horatz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verſtehen. Es liegt mir und meinem Freunde daran, daß Sie unſer Urtheil nicht für übereilt halten. Sie werden uns alſo ſchon den Gefallen thun müſſen, ein klein Regiſter von Schulſchnitzern zu durchlaufen, um ſich ihrer Kindheit zu

erinnern. Ich nenne es ein klein Regiſter, das Sie allenfalls von ihrem jüngern Bruder, wenn Sie ſelbſt nicht Zeit haben, bis in das unendliche können vermehren laſſen.

1. B. Ode 1.

Sublimi feriam ſidera vertice.

Dieſes überſetzt Herr Lange

So rühre ich mit erhabnen Nacken die Sterne.

In meinem Cellario heißt vertex der Scheitel. Ein Wort das auch zwey Sylben hat.

1. B. Ode 2.

Galeae leves heiſſen dem Herrn Langen leichte Helme; hier müſſen es blanke Helme heiſſen, wie es aus der Quantität der erſten Sylbe in leves zu ſehen iſt. Der Gradus ad Parnaſſum iſt nicht zu verachten!

1. B. Ode 8.

— — — cur olivum

Sanguine viperino

Cautius vitat?

Warum flieht er den Oelzweig doch

Vorſichtiger als Gift der Ottern.

Wenn Horaz geſagt hätte: Olivam, ſo möchte Herr Lange Recht haben. Olivum aber heißt das Oel, womit ſich die Fechter beſchmierten, damit ſie deſto ſchwerer zu faſſen wären. Daß aber Horaz dieſes Oel und nicht den Oelzweig meint, kann man aus dem was er ihm entgegen ſetzt, dem Gifte der Ottern, ſehen.

1. B. Ode 11.

Horaz ſagt vina liques. Herr Lange überſetzt: zerlaß den Wein. Was heißt das, den Wein zerlaſſen? War der Wein gefroren? Vielleicht lernt er es aus einer Stelle des Martials verſtehen, was vina liquare heißt: 9. B. Sinnſchr. 3.

Incenſura nives Dominæ Setina liquantur.

2. B. Ode 1.

Graves Principum amicitiæ,

heißen unſerm Ueberſetzer, der wichtige Bund der Groſſen. Er hätte wenigſtens ſollen ſagen, der ſchädliche Bund.

2. B. Ode 4.

Cujus octavum trepidavit ætas
Claudere luſtrum.

Heißt in der Ueberſetzung: mein Alter iſt ſchon mit Zittern zu vierzig geſtiegen. Trepidare kann hier nicht Zittern bedeuten, weil man im 40ſten Jahre ſchwerlich ſchon zittert. Es heißt nichts als, eilen, ſo wie es Herr Lange ſelbſt an einem andern Orte, (3. B. Ode 27. Z. 17.) überſetzt hat.*)

2. B. Ode 5.

— — nondum munia comparis
Aequare. *(valet)*

Sie iſt noch der Huld des Gatten nicht gewachſen; ſagt Herr Lange. Aber wer wird mit ihm von Thieren die edlen Worte, Huld und Gatte zu brauchen wagen? Doch wenn auch; Horatz will das gar nicht ſagen, was ihn ſein Ueberſetzer ſagen läßt; er bleibt bloß in der Metapher vom Joche und ſpricht: ſie kann noch nicht mit der Stärke des Ochſen, welcher neben ihr geſpannt iſt, ziehen.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oſcula
Cervicem — —

Herr Lange ſagt, indem ſie den Hals den heiſſen Küſſen entziehet. Allein das iſt gleich das Gegentheil von dem, was Horatz ſagen will.

[*) In der nehmlichen Ode hat Herr Lange noch einen andern Fehler gemacht: er überſetzt:

Arſit Atreides medio in triumpho
Virgine rapta.
Erhitzte denn da, ſelbſt mitten in dem Triumphe
— — — nicht die beyden Söhne des Atreus
Die ſchöne Geraubte?

Die Conſtruktion, und die Geſchichte zeigt ja deutlich, daß hier nur von dem Agamemnon die Rede ſey, welcher dem Achill die Briſeis raubt. Und iſt es wohl der Sinn des Lateiniſchen:

Regium certe genus & penates
Moeret iniquus

wenn Herr Lange überſetzt:

Gewiß ſie beklagt das Unglück fürſtlicher Kinder
Und zürnende Götter?] Dieſen Zuſatz hat die Ausgabe von 1785.

3. B. Ode 6.

Horaz ſagt von einem verbuhlten Mägdchen in dieſer Ode:

— — — neque eligit
Cui donet impermiſſa raptim
Gaudia, luminibus remotis.

Was iſt deutlicher, als daß er durch luminibus remotis ſagen will, wenn man die Lichter bey Seite geſchaft hat. Der beſſere Herr Lange aber giebt es: mit abgewandten Blicke.

3. B. Ode 21.

Sollte man es ſich wohl einbilden können, daß Herr Lange priſci Catonis durch Priſcus Cato überſetzt? Welcher von den Catonen hat denn Priſcus geheiſſen?

3. B. Ode 27.

Noch ein gröſſerer Fehler!

Uxor invicti Jovis eſſe neſcis —

überſetzt Herr Lange, oder Gott weis welcher Schulknabe, dem er dieſe Arbeit aufgetragen: Du weiſts nicht, und biſt des groſſen Jupiters Gattin!

4. B. Ode 4.

Die vortreflichſte Strophe in dieſer Ode hat Herr Lange ganz erbärmlich mißgehandelt. So ſieht, ſagt der Dichter, das auf fette Weiden erpichte Reh, den von der ſäugenden Bruſt ſeiner gelben Mutter verſtoßnen Löwen, deſſen junger Zahn es zerfleiſchen ſoll. — —

Qualemve lætis caprea paſcuis
Intenta, fulvæ matris ab ubere
Jam lacte depulſum leonem
Dente novo peritura vidit.

Man ſehe nun, was der Ueberſetzer für ein elendes Gewäſche daraus gemacht hat.

— — — — Und wie Ziegen
Mit froher Weid allein beſchäftigt, den Löwen,
Von Milch und Bruſt der gelben Mutter vertrieben,
Sehn, und den Tod von jungen Ziegen wahrnehmen.

Und alſo heißt Dente novo von jungen Ziegen.

5. B. Ode 11.

Desinet imparibus
Certare summotus pudor.

Hier übersetzt Herr Lange imparibus durch nichtswürdige, da es doch offenbar ist, daß der Dichter solche versteht, welchen er nicht gewachsen ist; der 16. und 17. Vers dieser Ode zeigt es deutlich.

Bedanken Sie sich ja, daß ich nicht freygebiger gegen Sie mit solchen Sächelchen bin. Ich glaube aber, dieses wenige ist schon hinlänglich, über einen Mann den Kopf zu schütteln, welcher in der Vorrede recht darauf trotzet, daß er nichts als eine wörtliche und treue Uebersetzung habe liefern wollen. Ob sie stark, ob sie poetisch, ob sie rein sey, ob sie sonst eine andere Vollkommenheit besitze, das mögen andre entscheiden. Ich wenigstens wüßte nicht, wo ich sie finden sollte. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Fünf und zwanzigster Brief.

An den Herrn Fa**.

Ey, mein Herr! wie kommen Sie darzu, mir einen solchen Strafbrief zu schreiben, und mir so bittre Wahrheiten zu sagen? Es ist wahr, daß ich eine allgemeine Critik des Jöcherschen Gelehrten Lexicons unter Händen habe; es ist wahr, daß schon wirklich einige Bogen davon gedruckt sind. Allein was für Grund haben Sie, an meiner Bescheidenheit zu zweifeln? Was für Grund haben Sie, mich mit einem Dunkel oder Hauber zu vermengen? Wann ich Ihnen nun sagte, daß der Herr D. Jöcher selbst, in Ansehung des Vortrags, mit mir zufrieden ist, und daß er die falschen Nachrichten, die man auch ihm davon hat hinterbringen wollen, nichts weniger als gegründet befunden hat? Wann ich Ihnen nun sagte, daß ich durchaus nicht Willens sey, nach dem Exempel genannter Herren, einen Zusammenschreiber ohne Prüfung abzugeben? Wann ich nun hinzufügte, daß ich nichts weniger als jenes grosse Werk zu vermehren suche, sondern bloß nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darinne vermindern wolle? Was würden sie alsdenn sagen? Nicht wahr, wenn ich Ihnen alles dieses beweise, so

werden Sie ſich ſchämen, einen ſo übeln Begrif von mir gehabt zu haben? Und wie ſoll ich es Ihnen beſſer beweiſen als daß ich eine kleine Lage beylege, und Sie mit eignen Augen ſehen laſſe? Wenn Sie alsdann anfangen werden, von mir beſſer zu urtheilen, ſo will ich noch dieſes hinzuſetzen, daß vor der Hand meine Arbeit liegen bleibt, und daß ich das Verlangen des Herrn D. Jöchers billig gefunden habe, ihm meine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlaſſen.*) Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc. W** 1752.

Abaris.

Der Ausſpruch des Apollo wird ganz verfälſcht angeführt*. Iſt es Plutarch der das Wunderbare, welches man von dieſem ſcythiſchen Weiſen erzehlt, für Fabeln gehalten?†

* „Abaris, erzehlt der Herr D. J., wurde von ſeinen „Landsleuten, welche die Peſt hart beſchwerte, nach Athen „abgeſchickt, weil Apollo den Ausſpruch gethan, daß ſie „nicht eher aufhören würde, bis die Athenienſer ihm „deswegen für die Hyperboreer ein Gelübde gethan hät„ten.“ Ich weis nicht, wem der Herr Doctor hier nachgegangen iſt; das weis ich, daß er dem Harpokration hätte nachgehen ſollen, welcher von den Alten der einzige iſt, der dieſen Umſtand erzehlt. Λοιμου δε φασι, heißt es gleich im Anfange ſeines Wörterbuchs, κατα πασαν την οἰκουμενην

*) Aus drei Briefen von Jöcher (Leipzig, den 1. 11. 29. Oct. 1752), die Karl G. Leſſing vor dem vierten Theile der vermiſchten Schriften 1785 hat abdrucken laſſen, ergiebt ſich Folgendes. Es waren drei gedruckte Bogen (ohne Zweifel wohl dem Inhalte nach einerlei mit der Beilage dieſes Briefes), die Leſſing, nebſt einem Brief an Jöcher, der gleditſchiſchen Buchhandlung zuſchickte; wovon aber Jöcher erſt nach einigen Monaten auf Befragen etwas erfuhr. In dem Briefe ſchrieb Leſſing daß er unmöglich zurück könne, ſondern weiter fortgehen müſſe: Jöcher bedauert dies und wünſcht daß ſich Leſſing „manchmal weniger heftig, beiſſend und anzüglich ausgedrückt.“ — Hierauf unterſtrich Jöcher, auf Leſſings Verlangen, was ihm bedenklich ſchien: die künftigen Bogen verlange er nicht vorher zu ſehen, ſondern verlaſſe ſich auf ſeine Billigkeit. — In dem dritten Briefe freut er ſich daß Leſſing das Vorhaben freiwillig aufgegeben. Wenn er künftig Anmerkungen ſchicken wolle, werde guter Gebrauch davon gemacht werden. Endlich erbietet er ſich die Unkoſten des Druckes der drei Bogen, wenn ſie nicht der Verleger zu tragen habe, zu erſtatten. — Vergl. Leſſings Leben I, S. 149

γεγονοτος, ἀνειλεν ὁ Απολλων μαντευομενος Ελλησι και Βαρβαροις, τον των Αθηναιων δημιον ὑπερ παντων εὐχας ποιησασθαι. Πρεσβευομενων δε πολλων ἐθνων προς αὐτους, και Αβαριν ἐξ Υπερβορεων πρεσβευτην ἀφικεσθαι λεγουσιν. Die Peſt alſo, welche über die ganze bewohnte Welt ſoll gegangen ſeyn, ſchränkt der Herr Doctor auf die einzige Hyperboreiſche Gegend ein; und das Gelübde, welches Apollo von den Athenienſern für alle Völker, ſowohl Griechen als Barbaren, gefordert, läßt er allein auf die Landsleute des Abaris gehen. Ich für mein Theil würde dieſe Stelle auch nur denen zu gefallen recht treulich überſetzt haben, welche gerne ſo viel glauben als nur immer möglich ſeyn will. Eine allgemeine Peſt würde für ſie eine Kleinigkeit geweſen ſeyn.

† Ich frage; und ich werde allezeit nur fragen, ſo oft ich noch eine Möglichkeit' ſehe, daß der Herr Doctor Recht haben könnte. Ich habe die Stelle, wo Plutarch das, was von dem Pfeile des Abaris und von ſeinen Orakeln erzehlt wird, für ein Gedichte halten ſoll, vergebens geſucht. So lange alſo, bis man mir ſie zeigen wird, werde ich glauben, daß der Herr D. anſtatt Plutarch, Herodotus habe ſchreiben wollen, weil er ohne Zweifel bey dem Bayle geleſen: On en debitoit tant de choſes fabuleuſes, qu'il ſemble qu'Herodote même ſe fit un ſcrupule de les raporter - - - Il ſe contenta de dire, qu'on diſoit que ce barbare &c. Doch auch alsdann würde er zu tadeln ſeyn, weil er die Behutſamkeit und das Stillſchweigen des Herodotus für eine ausdrückliche Leugnung ausgegeben hätte.

Abaucas.

Eigentlich gehört dieſer Mann gar nicht in ein Gelehrtenlexicon*. Doch geſetzt: ſo muß er Abauchas und nicht Abaucas geſchrieben werden**. Er iſt kein arabiſcher Philoſoph.† Den Lucian hat man ſchlecht angeführt, und noch ſchlechter verſtanden††.

* Denn was für Recht hat er auf eine Stelle darinne? Iſt es genug, eine tugendhafte That zu begehen, einen artigen Ausſpruch zu thun, um in die Rolle der Gelehrten zu kommen? Aber er iſt ein arabiſcher Philoſoph. Das iſt eben

ein ganz beſondrer Fehler: man ſehe die Note†. Wenigſtens iſt ſeine Handlung eines Gelehrten ſehr würdig. Vollkommen; ob ſich gleich keiner die Mühe jemals nehmen wird, ihm gleich zu kommen. Wann aber das Gelehrtenlexicon zugleich ein Exempelſchatz ſeyn ſoll, warum findet man nicht eben ſowohl einen Siſinnes, einen Belitta, einen Dandamis, einen Demetrius, einen Zenothemis darinne? Was hat Abauchas für ein Vorrecht? Doch, mit einem Worte, Abauchas ſo gut wie die übrigen, die ich genannt habe, und noch mehrere, ſind Namen, und keiner von ihnen, wahrſcheinlicher Weiſe, hat jemals exiſtirt. Wie viel Millionen Menſchen würden in der Welt mehr geweſen ſeyn, wenn man die Namen der Moraliſten realiſiren wollte?

** Die Urſache ſieht ein jeder ein, wenn ich ihm ſage, daß ihn Lucian Αβαυχας und nicht Αβαυκας nennt.

† Je mehr ich herumſinne, je weniger begreife ich es, wie man den Abauchas zu einem arabiſchen Philoſophen hat machen können. Lucian iſt der einzige, welcher ſeiner gedenkt, oder vielmehr Lucian iſt ſein Schöpfer, und machte aus ihm nichts als einen Scythen. Die Gelegenheit iſt dieſe. Er führt einen Griechen mit Namen Mneſippus und einen Scythen mit Namen Toxaris auf, welche er von dem Vorzuge ihrer Nationen, in Beobachtung der Pflichten der Freundſchaft, ſtreiten läßt. Er läßt ſie eins werden, daß jeder fünf Beyſpiele aus ſeinem Volk erzehlen will, deren Vorzüglichkeit ihren Streit entſcheiden ſoll. Der Grieche fängt an, fünf Paar Griechiſcher Freunde aufzuführen; der Scythe folgt, und unter ſeinen Geſchichten iſt die Geſchichte des Abauchas die lezte. Iſt es alſo möglich, daß Abauchas ein Araber ſeyn kann? Oder iſt vielleicht Arabien eine Provinz in Scythien? Auch nicht einmal ein Philoſoph iſt er; denn wo giebt ihm Lucian dieſen Titel? Wollte man ihn aber ſeiner freundſchaftlichen Handlung wegen alſo nennen, ſo würde man der Philoſophen in Scythien beynahe ſo viele machen, als Scythen ſelbſt geweſen ſind, wenigſtens nach dem Zeugniſſe des Lucians; wenn anders ein Satyrenſchreiber bey hiſtoriſchen Wahrheiten ein Zeuge ſeyn kann. Seine Abſicht war weiter keine, als auf eine angenehme Art

zu lehren, wie weit die wahre Freundschaft gehen müsse, und was sie für ein weisser Rabe, nach den vollkommnen Begriffen, die man sich davon zu machen habe, sey. Diese konnte er eben so wohl durch erdichtete, als durch wahre Beyspiele erreichen. So lange man mir es also nicht durch das Zeugniß eines Geschichtschreibers beweisen kann, daß ein Abauchas wirklich in der Welt gewesen sey, so lange wird man mir es vergönnen, daß ich dem menschlichen Geschlechte diese Zierde absspreche, und glaube, Lucian habe eben das gethan, was noch heute die Sittenlehrer thun, wenn sie zeigen wollen, nicht wie die Freunde sind, sondern wie sie seyn sollten. Wenigstens hoffe ich nicht, daß mir jemand einwenden werde, Lucian lasse ausdrücklich den Scythen bey Wind und Schwerd schwören, daß er nichts als wahre Fälle erzehlen wolle.

†† Man sage mir, kann man nachläßiger citiren, als: Lucianus dialog? Man erwiedre nicht: der Gegenstand selbst zeige es leicht, daß man kein ander Gespräch des Lucians, als sein Gespräch von der Freundschaft, Toxaris, meynen könne. Derjenige, welcher es schon weis, daß Lucian ein dergleichen Gespräch geschrieben hat, kann die Citation ganz und gar entbehren. Doch es möchte citirt seyn, wie es wollte, wenn nur der richtige Verstand nichts gelitten hätte. „Er „wollte, sagt das Gelehrtenlexicon, lieber seinen Freund aus „dem Feuer erretten, als seine Frau und seine zwey Kinder, „von denen das eine nur sieben Jahr alt, das andere aber „noch ein Säugling war. Das letztere (der Säugling) kam „mit seiner Mutter davon; das erste aber mußte in den Flam„men sein Leben einbüssen.“ Man vergleiche dieses mit den Worten des Lucians: ἀνεγνωμενος ὁ Αβαυχας, καταλιπων τα παιδια κλαυθμυριζομενα, και την γυναικα ἐκκρεμαμενην ἀποσεισαμενος, και σωζειν αὐτην παρακελευσαμενος, ἁραμενος τον ἑταιρον, κατηλθε και ἐφθη διεκπεσας, καθο μηδεπω τελεως ἀπεκεκαυτο ὑπο του πυρος. ἡ γυνη δε, φερουσα το βρεφος, εἱπετο, ἀκολουθειν κελευσασα και την κορην. ἡ δε ἡμιφλεκτος, αφεισα το παιδιον ἐκ της ἀγκαλης, μολις διεπηδησε την φλογα, και ἡ παις συν αὐτη παρα μικρον ἐλθουσα κακεινη

ἀποθανειν. Die Frau, ſagt Lucian, ſey mit dem Kinde auf dem Arme dem Manne gefolgt, und habe dem Mägdchen ihr nachzufolgen befohlen. Halb verbrannt habe ſie das Kind fallen laſſen; und ſich kaum aus der Flamme retten können; und auch das Mägdchen habe beynahe das Leben einbüſſen müſſen. Hier iſt das Mägdchen, oder das Kind von 7 Jahren, welches der Herr D. Jöcher verbrennen läßt, glücklich gerettet. Für den Säugling aber iſt mir bange, denn der iſt der Mutter aus den Armen gefallen. Doch auch dieſer ſcheinet nicht umgekommen zu ſeyn, wann ich anders die folgende Worte des Abauchas recht verſtehe: ἀλλα παιδας μιεν, ἐφη, και αὐθις ποιησασθαι μοι ῥαδιον, και ἀδηλον εἰ ἀγαθοι ἐσονται οὑτοι. Φιλον δε οὐκ ἀν εὑροιμι ἀλλον ἐν πολλῳ χρονῳ τοιουτον, οἱος Γυνδανης (ſo hieß der aus dem Feuer gerettete Freund) ἐςι, πειραν μοι πολλην της εὐνοιας παρεσχημενος. In den Worten ἀδηλον εἰ ἀγαθοι ἐσονται οὑτοι, ſcheint mir die glückliche Entkommung beyder Kinder zu liegen. Man ſehe übrigens, wie entkräftet auch dieſe Stelle in der Ueberſetzung des GL. klingt: „Ich könnte wohl andere Kinder bekommen, aber einen der„gleichen Freund würde ich niemalen wieder gefunden haben."

George Abbot.

„Dieſer Abbot, ſagt Herr D. Jöcher, verurſachte ſonder„lich durch ſeine Schärfe gegen die Nonconformiſten, daß ſich „viele über ihn beſchwerten." Gleich das erſtemal, da mir dieſe Stelle ins Geſicht fiel, ſchien mir es ein wenig ſeltſam, daß man einem Erzbiſchof die Strenge gegen die Feinde ſeines Anſehens und ſeiner Kirche habe verdenken können. Nimmermehr aber hätte ich mir das träumen laſſen, was ich hernach fand; daß man nehmlich die deutlichen Worte des Bayle, worinne dem Abbot gleich das Gegentheil Schuld gegeben wird, ſo ſehr habe verfälſchen können. Hier ſind ſie: La ſeverité qu'il avoit pour les Miniſtres ſubalternes & ſa *connivence* ſur la propagation des Nonconformiſtes, etoient deux choses qui faiſoient parler contre lui. Was connivence heiſſe, iſt auch Leuten bekannt, welche kein Franzöſiſch verſtehen. Alles was man zu ſeiner Entſchuldigung vorbringen kann, iſt die Nachbar-

ſchaft des Worts ſeverité. Aber wer wird mit halben Augen leſen? Ich würde menſchlich genug ſeyn und glauben, ſeine eilende Feder habe für Schärfe, Nachſicht ſchreiben wollen, wenn er nicht gleich drauf fortführe: „Bey dem König Jacob I. „machte er ſich verhaßt, weil er die Heyrath des Prinzen von „Wallis mit der Infantin von Spanien nicht billigen, ſondern „die Geſetze wider die Nonconformiſten nach der Strenge exer„ciren wollte.“ Auſſer der Wiederhohlung eines Fehlers begeht der Herr Doctor noch einen neuen. In was für einer Verbindung ſtehen dieſe Heyrath und die Nonconformiſten? Hätte Abbot gegen dieſe nicht nach der Strenge verfahren können, wenn er in jene gewilliget hätte? Kurz; ich kann hierbey gar nichts denken. In der Note* zwey Kleinigkeiten, die man etwas genauer hätte angeben können.

* Unter ſeinen Schriften, heißt es, ſind die vornehmſten: — — *Quaeſtiones theologicae* — — Lieber gar keinen Titel angeführt, als ihn ſo angeführt, daß man mehr dabey denken kann, als man ſoll. Weil das Werk ſelbſt rar iſt, ſo will ich ihn ganz herſetzen: Quæſtiones ſex, 1) de mendacio, 2) de circumciſione & baptiſmo, 3) de aſtrologia, 4) de præſentia in cultu idololatrico, 5) de fuga in perſecutione, 6) an Deus ſit autor peccati: totidem prælectionibus in ſchola theologica Oxonienſi diſputatæ anno 1597. in quibus e ſacra ſcriptura et Patribus quid ſtatuendum ſit definitur. Per Georg. Abbatum. Oxoniæ 1598. in 4. Ferner ein Tractat von der ſichtbaren Kirche. Die wahre Aufſchrift heißt: von der beſtändigen Sichtbarkeit der wahren Kirche. Der Herr D. Jöcher iſt ein zu groſſer Theolog, als daß er nicht zugeben ſollte, daß dieſer Titel etwas ganz anders denken laſſe, als der ſeinige.

Abraham Usque.

Der Herr Doctor bekennt es ſelbſt, daß die rabbiniſchen Artikel ſehr ſchlecht gerathen ſind; und verſpricht in den Supplementen auf die Verbeſſerung derſelben Fleis zu wenden. Es war alſo billig, daß ich mir es gleich von Anfange vornahm, dasjenige zu übergehen, was der Herr Verfaſſer ſeiner eignen Feile vorzubehalten, für gut befunden hat. Nur bey dieſem ein-

zigen Artickel, weil er in die ſpaniſche Literatur mit einſchlägt, erlaube man mir eine kleine Ausnahme. Meine Erinnerungen ſind folgende. 1) Es iſt wahr, daß wir dieſem Abraham den Druck der ſpaniſchen ferrariſchen Bibel zu danken haben; doch hätte man die Einſchränkung nicht vergeſſen ſollen, daß es nur von derjenigen Ausgabe zu verſtehen ſey, welche dem Gebrauche der Chriſten beſtimmt war. Die Ausgabe zum Nutzen der Juden hat Duarte Pinel gedruckt. Beyde ſind von einem Jahre. 2) Daß ſie zum andernmale 1630 in Holland ſey gedruckt worden, iſt ein offenbarer Fehler. Dieſe Ausgabe iſt die dritte, wo nicht gar die vierte; die zweyte aber iſt 5371. (1611) zu Amſterdam in Folio gedruckt worden. Die zwey Ausgaben nach der von 1630 ſind von 5406 (1646) und von 5421 (1661) welcher ich unten * gedenken will. 3) Bey den Worten: Man hat angemerkt, daß die An. 1546 zu Conſtantinopel gedruckte ſpaniſche Bibel auch nicht in einem Worte von dieſer unterſchieden ſey, habe ich zu erinnern: a) Eine ſpaniſche Bibel iſt niemals zu Conſtantinopel gedruckt worden, ſondern nur der Pentatevchus. b) Und auch dieſer iſt nicht 1546. ſondern 5307, welches das Jahr 1547 iſt, herausgekommen. c) Wolf ſagt *fere* ad uerbum repetita eſt. d) Wenn man aus dem le Long, welcher die Vergleichung zwiſchen dieſem zu Conſtantinopel gedruckten ſpaniſchen Pentatevcho und der ferrariſchen Ueberſetzung angeſtellt hat, und aus dem Wolf etwa ſchlieſſen will, daß alſo die erſte ſpaniſche Ueberſetzung eines Stücks der Bibel zu Conſtantinopel herausgekommen ſey, ſo wird man ſich irren; denn eben dieſer ſpaniſche Pentatevchus iſt ſchon 5257 (1497) in Venedig gedruckt worden.

* Der Titel iſt dieſer: Biblia en lengua eſpañola traduzida palabra por palabra de la verdad Hebrayca por muy excelentes letrados. Viſta y examinada por el officio de la Inquiſition. Con privilegio del illuſtriſſimo Señor Duque de Ferrara. Ya ora de nuevo corregida en caſa de Joſeph Athias y por ſu orden impreſa. En Amſterdam Ao. 5421. in 8. Aus der Vorrede, welche Joſeph Athias dieſer Ausgabe vorgeſetzt, ſieht man, daß der Rabbi Samuel de Cazeres die Beſorgung davon gehabt habe. Er hat ſie nicht nur von al-

len Druckfehlern der vorigen Ausgabe befreyet, sondern auch die schweren und ungewöhnlichen Wörter und allzuharten Wortfügungen ausgemerzt, und bey den dunkeln Stellen einige kleine Erklärungen eingeschaltet, welche von dem Texte durch () abgesondert sind. Auf diese Ausgabe darf man es also nicht ziehen, wann das GL. sagt: „sie ist von Wort „zu Wort nach dem hebräischen Text gegeben, welches denn „sehr schwer und dunkel zu verstehen; zumahl, da es in „einer ungebräuchlichen spanischen Redensart, die meistens „nur in den Synagogen üblich, übersetzt ist.“ (Man bemerke hier im Vorbeygehen einen schönen deutschen Ausdruck: es ist dunkel zu verstehen.) Ich sollte vielmehr meinen, daß ein Theologe nur dieser Bibel zu gefallen Spanisch lernen müßte; indem die größten Gelehrten darinne übereinkommen, daß keine einzige andere Uebersetzung die natürliche und erste Bedeutung der hebräischen Worte so genau ausdrückt, als diese. CASP. LINDENBERGERI *Epist. de non contemnendis ex lingua hispanica utilitatibus theologicis* in den *Nouis Literariis maris Baltici A.* 1702.) Von dem Samuel de Cazeres muß ich noch gedenken, daß das GL. dieser seiner Arbeit auf eine sehr unverständliche und unvollständige Art erwehnet, wenn es in dem Buchstaben C weiter nichts von ihm sagt, als: „ein spanischer Rabbi in der andern Hälfte des „17ten Seculi, hat die Bibel ins spanische übersetzt zu Amsterdam 1661 in 8. edirt.“ Auch der Artikel des obigen J. Athias ist sehr trocken. Man gedenkt blos seiner zwey hebräischen Auflagen der Bibel, und auch dabey wird Leusdenius sowohl als die Vertheidigung des Athias gegen den Mareſius vergessen. Das Geschenke der Generalstaaten würde weniger befremden, wenn man dazu gesetzet hätte: für die an sie gerichtete Dedication der spanischen Bibel. Seine Ausgaben der deutschen, englischen und der gedachten spanischen Bibel, hätten eben so wenig sollen übergangen werden, als die Art seines Todes. Sonst darf man sich in den spanischen Bibeln der Juden über das häufige vorkommende A. nicht wundern. Es ist ihre Gewohnheit, den vierbuchstäbigen Namen des Höchsten nicht anders auszudrücken.

Johannes Abrenethius.

Von dieſem Manne weis das GL. weiter nichts als: hat 1654 eine geiſtliche Seelenarzeney und von der Krankheit der Seelen zu Hanau edirt. Wenn man nur wenigſtens noch geſagt hätte, ob er ein Franzoſe oder ein Ruſſe, ein Spanier oder ein Wende geweſen wäre. Doch wenn er ſein Buch deutſch und zwar zu Hanau herausgegeben hat, ſo wird er wohl ein Deutſcher ſeyn. Gefehlt! Er iſt ein Engländer, und das von ihm angeführte Buch iſt nichts als eine Ueberſetzung desjenigen, welches 1615 in London unter dem Titel a chriſtian and heavenly treatiſe containing phyſicke for the ſoul herausgekommen iſt.

Laurentius Abſtemius.

Es iſt verdrüßlich, wenn man dasjenige noch einmal anmerken ſoll, was man bey dem Bayle ſchon angemerkt findet. Er hat, ſagt der Herr D. Jöcher, dem Herzoge Guido Ubaldus einige Bücher obſcurorum locorum zugeſchrieben. Es ſind nicht einige Bücher, ſondern ein einziges, und noch dazu ein ſehr kleines, wie es Abſtemius ſelbſt in der Zueignungsſchrift zu ſeinem Hecatomythion ſagt. Sonſt hat er auch annotationes in obſcura loca veterum geſchrieben, von denen ein Stück in GRVTERI Theſauro critico ſtehet. Dieſe ſind mit dem vorhergehenden Buche obſcurorum locorum einerley, und hätten alſo unter einem andern Titel gar nicht dürfen wiederhohlet werden. Der Auszug daraus ſteht in dem erſten Theile des gedachten Theſauri, wo man an dem Rande dieſe Anmerkung des Gruterus findet ex libro obſcurorum locorum Venetiis in 4. Urbini Grammaticam docuit et Bibliothecæ Guidi Ubaldi Urbini ducis præerat. Valla in illum invectus, qui in omnes ſtylum amarulentum ſtrinxit adeoque ſere in Chriſtum. Von ſeinen Fabeln giebt weder Jöcher noch Bayle noch Geſner eine ältere Ausgabe an, als die von 1522 in Straßburg. Neveler, wie Bayle anmerkt, hat ſich noch einer jüngern bedient. Ich habe eine weit ältere vor mir, welche aber nur das erſte Hundert enthält, und zu Venedig 1499 in 4. unter der Aufſchrift: Fabulæ per latiniſſimum virum LAVRENTIVM ABSTEMIVM nuper compoſitæ gedruckt iſt. Dieſen ſind 30 Fabeln des Aeſopus, aus dem Griechiſchen durch den Laurentius Valla über-

setzt, beygefügt. Ich nenne diese letztern deswegen ausdrücklich mit, um den Zweifel des de la Monnoie zu bestärken, den er bey der obigen Randnote des Gruterus hat, daß nehmlich Laurentius Valla diesen Abstemius sehr unhöflich durchgezogen habe. Würde es wohl Abstemius, welcher damals noch lebte, oder würden es seine Freunde, die diese Ausgabe besorgt, zugegeben haben, daß man seinen Fabeln einige kahle Uebersetzungen seines Feindes mit so vielen Lobsprüchen, als sie daselbst bekommen, beyfügen dürfe?

Abudacnus.

Seine historia Iacobitarum ist zu Oxford 1675. nicht in 12 sondern in 4 gedruckt worden. Herr Clement sagt zwar auch in 12; doch beyde berufen sich auf den Herrn von Seelen, ohne diese erste Ausgabe vielleicht jemals gesehen zu haben. Herr Clement setzt noch hinzu: pag. 75. und nennt es gleichwohl un petit traité qui ne remplit que quatre feuilles. Hier hat er sich also noch dazu verrechnet; denn wenn es vier Bogen stark, und dennoch in 12 seyn sollte, so müßte es ja 96 und nicht 75 Seiten haben. Doch wie gesagt, es ist in Quart und nimmt nicht mehr als 30 Seiten, ohne das Titelblat und zwey Blätter Vorrede, ein. Uebrigens aber hüte man sich, die Geschichte der Jacobiten für das einzige Werk des Abudacnus zu halten. Ausser den Schriften die er im Manuscripte hinterlassen hat, und worunter sonderlich die arabische Grammatik gehöret, welche in der kayserlichen Bibliothek zu Wien aufbehalten wird, (LAMBECIVS Tom. I. Comment. S. 176.) hat man noch von ihm Speculum hebraicum, gedruckt zu Löwen 1615. Daß er in Löwen Professor der orientalischen Sprachen gewesen sey, ist ausgemacht. Der Herr D. Jöcher hätte also das soll und nach einiger Meinung ersparen können. Abraham Scultetus in seiner Lebensbeschreibung gedenkt seiner; desgleichen auch Eryc. Puteanus in dem 59ten Briefe des ersten Hunderts. Diese beyden Stellen habe ich den monatlichen Unterredungen des Herrn Tenzels zu danken; nach dessen Vermuthung der damalige Bischof, Johann Fell, die Ausgabe der Geschichte der Jacobiten soll besorgt haben.

Donat Acciajoli.

Er ist kein Plagiarius.* Er ist es nicht, welcher des Nic. Acciajoli Leben in das Italiänische übersetzt hat.** Dieses Leben hat kein Palearius sondern Matth. Palmerius geschrieben.*** Die Lebensbeschreibungen aus dem Plutarch hat er nicht italiänisch übersetzt. Bey Gelegenheit dieser Lebensbeschreibungen noch eine Unrichtigkeit. † Eines von seinen Werken, welches das geringste nicht ist, hätte man nicht vergessen sollen. †† Ein Umstand von ihm, welcher vielleicht der bekannteste nicht ist. †††

* Wenn wird man aufhören einen ehrlichen Mann der Nachwelt mit einem Schandflecke abzumahlen, den ihm die Gelehrtesten längst abgewischt haben? Doch was pflanzt man lieber fort als Beschuldigungen? Simon Simonius war der erste, welcher dem guten Acciajoli (epist. dedicat. comm. in lib. I. Eth. Nicom.) das Plagium gegen seinen Lehrer Schuld zu geben schien. Naude, welcher vielen Gelehrten ihren guten Namen wiedergegeben und vielen andern genommen hat, wiederhohlte diese Beschuldigung als eine Gewißheit. Voßius zweifelte daran, und Conring wiederlegte sie, und zwar durch Anführung einer Stelle, wo es Acciajoli selbst gestehet, daß er die Vorlesungen seines Lehrers mit seiner Arbeit verbunden habe. Alles dieses erzehlt Bayle weitläuftig. Was hilft es aber, daß billige Richter einen Ausspruch thun, wenn man dennoch die schimpflichen Vorwürfe der Ankläger fortdauern läßt? Wenn es nun jemanden einkäme, aus dem GL. die Exempel undankbarer Schüler zu sammeln; wie es denn schon zu vielen solchen schönen Sammlungen Gelegenheit gegeben hat: würde der Herr D. Jöcher nicht an der Beschimpfung dieses ehrlichen Italiäners Schuld seyn? Hätte man ihm aber ja einen gelehrten Diebstahl vorwerfen wollen, so würde man mit wenig Mühe einen andern haben finden können, dessen weder Bayle, noch sonst ein Criticus gedenkt, und weswegen ihn noch niemand ausdrücklich vertheidigt hat. Ich ziele hiermit auf das, was Friedrich Bessel in der Vorrede zu seinen animaduerſ. ad Eginhartum sagt: Circumfertur Caroli M. uita, quam in Hagiologiam ſuam tranſtulit GEORGIVS WICELIVS, ratus, antiqui alicuius eſſe ſcriptoris, aut plane a Plutarcho

conceptam, quo nomine riſum mouit Voſſio; ſed genuinus eius autor eſt DONATVS ACCIAIOLVS qui et ipſe Eginhartum *fere exſcribit* &c. Ich bin jetzo nicht im Stande, die Arbeit des Eginhartus mit der Arbeit des Acciajolus zu vergleichen, weil ich die letztere hier nicht bey der Hand habe; ich bin aber von ſeiner Ehrlichkeit ſo überzeugt, daß ich gleich im Voraus das Urtheil des Herrn Hofrath Buders unterſchreiben will, welcher in ſeiner Bibl. hiſt. ſelecta auf der 895. S. ſagt: Vitam Caroli M. DONATVS quoque ACCIAIOLVS Florentinus, compto ſtilo compoſuit, ſecutus quidem ſæpe Eginhartum, habet tamen quæ uel apud hunc minime, uel paulo aliter expreſſa inueniuntur.

** Wenn man ſich nur ein klein wenig näher um den Ueberſetzer der Lebensbeſchreibung des Nic. Acciajoli hätte bekümmern wollen, ſo würde man gefunden haben, daß er zwar mit unſerm Acciajoli gleichen Namen führe, daß er aber wenigſtens hundert Jahre nach ihm gelebt habe, und ein Rhodiſer Ritter geweſen ſey. Was aber das Vorgeben, als ob dieſer Acciajoli der Ueberſetzer dieſer Lebensbeſchreibung ſey, am allerlächerlichſten macht, iſt dieſes, daß in dem Anhange derſelben, welcher von der Familie des Acciajoli handelt, ſein eignes Leben nebſt ſeinem Tode erzehlt wird.

*** Daß kein Palearius der Verfaſſer gedachter Lebensbensbeſchreibung iſt, kann ich nicht beſſer beweiſen, als wenn ich den Titel derſelben aus dem XIII. Tome der Scriptor. rer. ital. des Muratori herſetze: Matthiæ Palmerii de uita et rebus geſtis Nicolai Acciaioli, Florentini, Magnæ Apuliæ Seneſcalli ab anno 1310 - 1366. Ob ich mich aber, oder der Herr D. Jöcher richtiger auf dieſe Sammlung berufen, werden die ſehen, die ſie ſelbſt nachſchlagen können. Die gedachte Italiäniſche Ueberſetzung dieſer Lebensbeſchreibung iſt ſchon 1588 an das Licht getreten; und damals als der Herr de la Monnoie bey dem Bayle derſelben gedenkt, war es wahr, daß das lateiniſche Original, wie er ſagt, noch nicht im Druck erſchienen ſey. Man hat es nicht eher, als in dem angeführten 13ten Tome des Muratori, welcher 1728 herauskam, zu ſehen bekommen.

† Ich glaube es selbst nicht, daß der Herr D. Jöcher dieses habe sagen wollen, gleichwohl aber sagt er es, und daran ist nichts Schuld, als seine verworrene Schreibart, welche gar zu viele und noch dazu verschiedene Sachen in einen Perioden bringen will. Er hat, sagt er, die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis, Scipionis, Alcibiadis und Demetrii aus dem Griechischen, ingleichen — ins Italiänische übersetzt. Ich habe diese Lebensbeschreibungen selbst niemals gesehen; Jovius aber sagt es ausdrücklich, daß sie lateinisch sind. Wem diese Unrichtigkeit zu geringe scheint, dem will ich eine vielleicht grössere in eben den angeführten Worten zeigen. Die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis und Scipionis. Hat es der Herr Doctor nicht bey dem Placcius und Bayle gelesen, daß Acciajoli diese beyden Stücke dem Plutarch müsse untergeschoben haben, weil man die Urschrift in seinen Werken nicht findet? Will man aber sagen, er könne wohl eine Handschrift besessen haben, die vollständiger gewesen wäre, als unsre jetzigen Abdrücke, so ist auch hierauf die Antwort leicht. Das Verzeichniß nämlich, welches Lamprias, der Sohn des Plutarchs, von den Schriften seines Vaters aufgesetzt, zeigt es augenscheinlich, daß Plutarch wenigstens niemals eine Lebensbeschreibung des Hannibals verfertiget hat. Dieses Verzeichniß hat Höschelius, der es von dem Andreas Schottus bekommen hatte, zuerst ans Licht gebracht; und wie wohl sagt er in seinem Briefe an den Raphelengius davon: Id genus indices cui usui sint non nescis. ψευδεπιγραφα multa produnt; de amissis et latitantibus eruditunt. Wenn man hieraus schliessen will, daß also Acciajoli, gesetzt, daß er auch kein Plagiarius gewesen ist, gleichwohl ein gelehrter Betrieger gewesen sey; so kann man sich gleichwohl noch übereilen. Vielleicht hat er es selbst zugestanden, daß er in diesen beyden Lebensschreibungen, den Plutarch nur nachgeahmt, nicht aber übersetzt habe.

†† Ich meine nehmlich seine italiänische Uebersetzung der florentinischen Geschichte des Leon. Bruni, welche drey Jahre nach seinem Tode in Venedig unter folgendem Titel ist ge-

druckt worden: Storia Fiorentina tradotta in volgare per DONATO ACCIAIOLI. Impreſſa in Vinegia per lo diligente huomo maeſtro JACOMO DI ROSSI, de natione Gallo 1476. in Folio. Der Herr Clement hat ſowohl dieſe, als eine neuere Edition von 1561. mit der Fortſetzung und den Anmerkungen des Franciscus Sanſovini, angeführt, und rechnet beyde unter die ſeltnen Werke.

††† Daß Acciajoli ſeiner Vaterſtadt wichtige Dienſte geleiſtet, findet man bey dem Bayle; daß ihm aber ſeine Dienſte ſehr ſchlecht ſind belohnt worden, und daß er einmal ſo gar ſeine Vaterſtadt habe räumen müſſen; findet man daſelbſt nicht, ſo wichtig auch dieſer Umſtand iſt. Ich habe die Nachricht davon einer Stelle aus des B. Accolti Geſpräche de præſtantia virorum ſui ævi zu danken. Hier iſt ſie: Fuit etiam in civitate iſta præcipuæ auctoritatis vir, DONATVS ACCIAIOLI equeſtris ordinis, prudentiæ, magnitudinis animi, continentiæ ſingularis, cujus conſiliis plurima in republica utilia decreta ſunt: nec tamen ob ejus egregia merita declinare invidiam potuit, quin inimicorum opera ex urbe pelleretur.

Zenobius Acciajoli.

Ueberhaupt merke ich bey dieſem Artikel als einen nicht geringen Fehler an, daß man die Schriften dieſes Gelehrten, welche gedruckt worden, von denen nicht unterſchieden hat, die niemals an das Licht gekommen ſind. Man ſehe, was der Herr de la Monnoie bey dem Bayle davon erinnert. Der Herr D. Jöcher redet von Briefen an den Picus de Mirandula. Ich finde aber unter den Briefen dieſes Gelehrten nicht mehr als einen einzigen von dem Zenobius und zwey Antworten an ihn. Seine Chronik eines Kloſters in Florenz iſt auch mit einem Schnitzer angeführet worden, indem das GL. dieſes Kloſter St. Mariæ anſtatt St. Marci genennt hat. Was endlich des ARISTOTELIS Ethicam ad Nicomachum cum ſcholiis et gloſſis interlinearibus anbelangt, ſo vermuthe ich nicht ohne Grund, daß hier Zenobius Acciajoli mit dem vorhergehenden Donatus ſey verwechſelt worden. Von ſeinem Sterbejahre eine Anmerkung* welche den Herrn de la Monnoie angeht.

* Ambroſius Altamura ſagt, Zenobius ſey im Jahre

1520 geſtorben. Dem Herrn de la Monnoie iſt dieſes verdächtig vorgekommen. Er ſagt daher, es hielten einige dafür, er könne nicht eher als im Jahre 1537 geſtorben ſeyn, weil Hieronymus Aleander, welcher ihm in dem Amte eines Bibliothekars im Vaticane gefolgt iſt, dieſe Stelle nicht eher als im gedachten 1537ten Jahre angetreten habe. Allein woher hat der Herr de la Monnoie dieſe Nachricht? Bayle ſagt: Aleandre fut d'abord placé chés le Cardinal de Medicis, auquel il ſervit de Secretaire: il eut enſuite la charge de Bibliothecaire du Vatican aprés la mort d'Acciajoli. Mais le grand theatre ou il commença de paroitre avec eclat fut l'Allemagne, au commencement des troubles que la Reformation y excita. Il y fut envoié Nonce du Pape l'an 1519. Iſt hieraus nicht zu ſchlieſſen, daß er ſchon vor dem Jahre 1519 die Aufſicht über die vaticaniſche Bibliothek müße gehabt haben? — — — Doch Bayle könnte vielleicht hier ein Hyſteronproteron begangen haben? Ich will alſo den Zweifel des Herrn de la Monnoie auf eine unwiederſprechlichere Art nichtig machen: durch die Anmerkung nehmlich, daß H. Aleander 1537 ſchon Kardinal geweſen, oder wenigſtens gleich das Jahr darauf geworden iſt. Iſt es alſo möglich, daß er dem J. Acciajoli erſt zu dieſer Zeit könne gefolgt ſeyn? Ich will es aber gleich entdecken, woher dieſer Irrthum des Herrn de la Monnoie entſtanden iſt. Daher nehmlich, daß er eben ſo wenig wie der Herr D. Jöcher, die Auffeher in der vaticaniſchen Bibliothek, von dem eigentlichen Bibliothekar, welches niemand anders als ein Kardinal ſeyn kann, unterſchieden hat. Als Acciajoli 1520, oder wie ich vermuthe noch eher, ſtarb, folgte ihm Aleander nur als Cuſtos, oder Magiſter Bibliothecæ Vaticanæ. Nach ſeiner Gelangung zur Kardinalswürde aber, welches gegen das Jahr 1538 geſchah, ward er eigentlicher Bibliothekarius. Ich muß mich wundern, wie ſich Bayle durch einen ſo leicht zu wiederlegenden Einwurf hat können irre machen laſſen. Doch es ſcheinet, als ob er dem Herrn de la Monnoie allzuviel Genauigkeit zugetraut hätte. Und nur daher iſt es vielleicht gekommen, daß er ſich verſchiedne Fehler von ihm hat aufheften

laſſen. Ich will es noch zum Ueberfluſſe durch ein Zeugniß beweiſen, daß Acciajoli ſchwerlich erſt 1537 könne geſtorben ſeyn. Leander Albertus ſagt in ſeiner Beſchreibung Italiens, welche ich nach der lateiniſchen Ueberſetzung anführen muß, von ihm folgendes: ZENOBIUS ACCIEVOLVS ex ordine prædicatorum, qui de græcis opera quædam in latinum convertit, nominatim Juſtinum Martyrem, et *annis ſuperioribus* Bibliothecæ Vaticanæ Magiſter exceſſit. Dieſe Stelle ſteht nicht weit vom Anfange eines Werks, welches der Verfaſſer ſchon 1537 völlig ausgearbeitet hatte, ob es gleich erſt einige Jahr drauf gedruckt worden. Wie hätte er annis ſuperioribus ſagen können, wann er in eben dem Jahre geſtorben wäre? Was die Ueberſetzung des Juſtinus, in dieſer Stelle des Albertus, anbelangt, ſo iſt ſie niemals gedruckt worden, welches denen bekannt ſeyn wird, welche wiſſen, daß wir nicht mehr als drey lateiniſche Ueberſetzungen des Juſtinus haben. Die erſte iſt von dem Joachimus Perionius; die zweyte von dem Sigiſ. Gelenius, und die dritte von Johann Langen.

Aus der Berliniſchen Staats- und gelehrten Zeitung von den Jahren 1752 und 1753.*)

Von gelehrten Sachen.

(12. Dec. 1752.) Satyriſche und lehrreiche Erzehlungen des Michel de Cervantes Saavedra, Verfaſſer der Geſchichte des Don Quiſchotts; nebſt dem Leben dieſes berühmten Schriftſtellers, wegen ihrer beſondern Annehmlichkeiten in das Teutſche überſetzt. Frankfurt und Leipzig. In der Knoch und Eßlingeriſchen Buchhandlung. in 8t. 1 Alphb. 13 Bogen. Der Name des Verfaſſers wird dieſes Werk mehr anpreiſen, als wir es mit aller Beredſamkeit zu thun im Stande wären. Es ſind Erzehlungen, oder,

*) Bei dieſen und den folgenden Jahrgängen iſt die Sicherheit, daß nur Echtes ausgewählt worden ſei, ſchon weit geringer als bei dem Jahrgang 1751. Indeß wird der Auswähler nur gelehrten, nicht aber bloß auf Gefühl beruhenden Gründen nachgeben dürfen.

wie sie Cervantes in seiner Sprache nennt, neue Beyspiele, in deren keinem man weder seinen feinen Witz, noch seine lachende Satyre vermissen wird. Wir wollten nur wünschen, daß diese Uebersetzung nach dem spanischen Originale wäre gemacht worden; anstatt daß man die ungetreue französische Uebersetzung übersetzt hat. Der Nutzen hiervon wäre nicht nur dieser gewesen, daß sich der Geist des Spaniers an unzählichen Orten in einer weit reitzendern Stärke würde gezeigt haben; sondern vornehmlich auch dieser, daß man keine fremden Werke dem Cervantes untergeschoben hätte, wie es gleich mit der ersten Erzehlung Ruis Dias und Quipaire, ergangen ist. Die übrigen, welche in diesem ersten Theile (ob man es gleich auf dem Titel nicht sagt daß es nur der erste Theil sey) enthalten sind, heissen 2) die berühmte Fregonne. 3) Der freygebige Liebhaber. 4) Die Egypterin (das ist französisch Deutsch; es sollte die Zigeunerin heissen) 5) Die Kraft des Geblüts. 6) Die betrügliche Heyrath. 7) Das Gespräch zweyer Hunde. Diese letztern sechse sind ohne Widerspruch von dem Cervantes und des Verfassers des Don Quischotts vollkommen würdig. Kosten in den Vossischen Buchläden 12 Gr.

(14. Dec.) *Amalie ou le Duc de Fois, Tragedie de Monsieur de Voltaire, Gentilhomme ordinaire de la chambre du Roi de France & Chambelan du Roi de Prusse. à Dresde* 1752. *chez G. C. Walther, Libraire du Roi,* in gr. 8v. auf 5 Bogen. Einen Voltaire loben ist eben so was unnöthiges, als einen Hancken tadeln. Ein grosser Geist hat nun einmal das Recht, daß nichts aus seiner Feder kommen kan, als was mit dem Stempel des Besten bezeichnet ist.

Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.

Sein glücklicher Geschmak ist der Geschmak der Welt.

Was für ein Dichter! welcher auch in seinem Alter das Feuer seiner Jugend beybehalten hat; so wie er in seiner Jugend die bedächtliche Critik des Alters gleichsam sich im voraus weggenommen hatte. Man besorge nur nicht, daß er wohl noch das Schicksaal des grossen Corneille haben könne. Und gesezt; was wäre es mehr? Sind nicht auch in den jüngsten Stücken dieses Dichters tausend Stellen, wovon eine einzige einen ganzen Colligny werth ist? . . Doch weit ist Amalie noch von diesem Falle entfernt, und wie gesichert ist sie, auch von dem partheylichsten Kunstrichter weder ein Helas noch ein Holla! zu hören.

Sie hat nicht nur schöne Stellen; sie ist durchaus schön, und die Thränen eines fühlenden Lesers werden unser Urtheil rechtfertigen. Der Stof ist aus der Geschichte der mittlern Zeit genommen. Es würde eine sehr trockene und überflüßige Untersuchung werden, das wahre und das erdichtete davon zu bestimmen. Wie leicht könnte es kommen, daß das letztere das erstere verschlänge? Noch thörigter würde es seyn, wenn wir den Innhalt hier verrathen wollten. Wir wollen den Lesern das Vergnügen das aus dem Unerwarteten entsteht ganz gönnen, und ihnen weiter nichts sagen, als daß es ein Trauerspiel ohne Blut, zugleich aber ein lehrendes Muster sey, daß das tragische in etwas mehr als in der bloßen Vergiessung des Bluts bestehe. Was für Stellungen! Was für Empfindungen! Lisois, was für ein Charakter! Es ist vielleicht verwegen zu sagen, der Dichter habe sich selbst darinne übertroffen. Doch es sey verwegen; giebt es nicht auch verwegene Wahrheiten? ** Kostet in den Vossischen Buchläden 6 Gr.

(19. Dec.) Idomeneus, ein Trauerspiel des Hrn. Crebillon. Stralsund und Leipzig bey Joh. Jacob Weitbrecht. 1752. Von dem Trauerspiele selbst ist nichts zu sagen. Wer kennt den blutigen Cothurn eines grausamen Crebillon nicht? Die Uebersetzung ist in reimlosen Zeilen, mit abwechselnder Versart. Warum der Uebersetzer den Reim verbannt habe, zeigt er in der Vorrede an: weil man mitten in dem Sturme der Leidenschaften stets durch sein widerliches und unnatürliches Geklapper erinnert werde, man sey nur auf dem Schauplatze. Vortrefliche Ursache! Hieraus würde folgen, daß man mit verbundenen Augen in den Schauplatz gehen müsse. Jedes Licht, jede Verzierung der Scenen, jede Verkleidung der Schauspieler, erinnert mich weit mehr, als der Reim, daß ich nur auf dem Schauplatze bin; indem alles, was ich mit den Augen sehe, einen weit schärfern Eindruck macht, als was flüchtig durch die Ohren rauscht. Warum ist man nun nicht aufrichtig mit der Welt? Warum sagt man ihr nicht gleich? ich hatte große Lust dieses Trauerspiel zu übersetzen, ich war aber zu faul oder zu ungeschickt, die Schwierigkeiten des Reims, so wie etwa Schlegel (siehe die Vorrede zu seinen theatralischen Werken) zu übersteigen; und habe also den Reim an Galgen heißen gehen. ** Ob er in der Wahl der jedesmaligen Versart, sagt der Herr Uebersetzer, glücklich gewesen oder nicht, werde die Aufführung dieses Stücks am besten zeigen können. Ins Ohr,

mein Herr! Ihre Uebersetzung möchte wohl nimmermehr aufgeführt werden; es müßte denn von einer Gesellschaft seyn, die sie ausdrücklich dazu erbeten. Fragen Sie nur einen Schauspieler, was für Dienste ihm der Reim bey dem memoriren leiste? Sie werden alsdann aus seiner Antwort schliessen können, ob sie ihm durch ihre Neuerung eine große Gefälligkeit erzeigt haben. Werffen sie mir nicht höniſch ein, er habe ihre Verse nur als Prosa zu lernen. Sie irren sich; in der Prosa kan er hier und da ein Wort, ohne Nachtheil der Stärke der Gedanken versetzen, welches er in ihren Versen unterlassen muß, wann sie anders Verse bleiben sollen. * * Kostet in den Vossischen Buchläden 4 Gr.

(23. Dec.) *Elemens de la Philosophie moderne, qui contiennent la Pneumatique, la Metaphysique, la Physique expérimentale, le Systéme du Monde, suivant les nouvelles decouvertes. Ouvrage enrichi de Figures. Par Mr. Pierre Massuet, Docteur en Medecine. en II Tomes.* in 12. 1 Alph. 16 Bogen, nebst 5 Bogen Kupfer. Der Herr Massuet ist zwar nicht der erste, welcher die neuere Weltweisheit nach dem Begriffe eines jeden vorzutragen sucht; er ist aber unwidersprechlich der glücklichste. Die übrigen alle haben einer gewissen Philosophie geschworen, und theilen ihren Lesern von den neuen Entdeckungen nur diejenigen mit, welche in ihr Lehrgebäude passen. Wie viel verliert man also nicht bey diesen Herren, welche die Natur nach ihren Ideen, nicht aber ihre Ideen nach der Natur einrichten wollen? Und wie viel aufrichtiger ist Herr Massuet, welcher in allen den Stücken, worinne die Weltweisen uneinig sind, auf keines Seite trit; die Gründe für und wieder in aller ihrer Stärke vorträgt, und es dem Leser überläßt, seinen Beyfall fest zu setzen, oder welches immer das beste ist, so lange zu verschieben, bis neue Erfahrungen ein größeres Licht, in der streitigen Sache, anzünden. Diese Entfernung von allen Sekten ist ein großer Vorzug gegenwärtiger Anfangsgründe; er ist aber bey weitem nicht der einzige. Die ungemeine Deutlichkeit, und die sorgfältige Vermeidung aller unnützen Spitzfindigkeiten, hätten wir zuerst rühmen sollen. Nach dem Eingange, welcher von der Weltweisheit überhaupt handelt, theilt Hr. Massuet die ganze Philosophie in nicht mehr als drey Bücher. In dem ersten handelt er die Pnevmatik, in dem andern die Metaphysik und in dem dritten die Experimentalphysik ab. Was werden aber un-

sere tiefsinnigen Terminologisten sagen, wann sie sehen werden, daß der Verfasser ihre Königin der Wissenschaften in zehen kleinen Hauptstücken abgefertiget, der Naturlehre hingegen ganzer 88 Kapitel gewidmet hat? Sie werden ohne Zweifel in der barbarischsten Sprache über Barbarey schreien, und aus Rache (wo es nur nicht auch aus Unwissenheit geschieht) in ihren nächsten Lehrbüchern der Physik die wenigsten Blätter einräumen; ja sie noch dazu so vortragen, daß man auch diese, wie gewöhnlich, ganz und gar wird überschlagen müssen. . . Sonst hat es dem Hrn. Massuet gefallen, sich der Methode durch Frag und Antwort zu bedienen; und hoffentlich wird man sich nicht daran stoßen, weil er diese Lehrart, weder von einem Hübner, noch von einem Reimann gelernt hat. Kostet in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thlr. 16 Gr.

(2. Jan. 1753.) *L'Esprit des Nations, en II Tomes. à la Haye* 1752 in 12. jeder Theil 12 Bogen. Die edelste Beschäftigung des Menschen ist der Mensch. Man kan sich aber mit diesem Gegenstande auf eine gedoppelte Art beschäftigen. Entweder man betrachtet den Menschen im einzeln, oder überhaupt. Auf die erste Art kan der Ausspruch, daß er die edelste Beschäftigung sey, schwerlich gezogen werden. Den Menschen im einzeln zu kennen; was kennt man? Thoren und Lösewichter. Und was nützt diese Erkenntniß? uns entweder in der Thorheit und Boßheit recht stark, oder über die Nichtswürdigkeit uns gleicher Geschöpfe melancholisch zu machen. Ganz anders ist es mit der Betrachtung des Menschen überhaupt. Ueberhaupt verräth er etwas grosses und seinen göttlichen Ursprung. Man betrachte, was der Mensch für Unternehmungen ausführt, wie er täglich die Grenzen seines Verstandes erweitert, was für Weisheit in seinen Gesetzen herrschet, von was für Emsigkeit seine Denkmähler zeigen. Das einfacheste und vollkommenste Bild von ihm auf dieser Seite zu erhalten, muß man es, auf eine Lucianische Art, aus den schönsten Theilen seiner Arten, das ist der Nationen, zusammen setzen, wozu aber eine sehr genaue Charakteristik derselben, erfordert wird. Noch hatte kein Schriftsteller sich diesen Gegenstand insbesondere erwehlet; so daß der Verfasser der gegenwärtigen Schrift mit Recht von sich rühmen kan: libera per vacuum posui vestigia princeps. Man begreift es leicht, daß er alle seine Anmerkungen auf die Geschichte gründen müsse, und daß, wann er nur das geringste von dem Charakter einer Nation,

ohne sich auf die Erfahrung zu stützen, behaupten wollte, er eben so lächerlich werden würde, als der Naturforscher, der uns neue Entdeckungen aufdringen will, ohne sie durch Experimente zu beweisen. Man muß ihm aber mit Recht den Ruhm lassen, daß er sich als einen eben so grossen Kenner der Geschichte, als einen scharfsinnigen Weltweisen erwiesen hat. In diesen beyden ersten Theilen, denen vielleicht noch einige folgen möchten, ist seine Beschäftigung diese, daß er die Ursachen der Verschiedenheit unter den Nationen untersucht, die vornehmsten alter und neuer Zeiten mit einander vergleicht, und ihren abwechselnden Vorzug bestimmt. Eigentlich zu reden hat man keine andere als physikalische Ursachen, warum die Nationen an Leidenschaften, Talenten und körperlichen Geschicklichkeiten so verschieden sind; denn was man moralische Ursachen nennt, sind nichts als Folgen der physikalischen. Die Erziehung, die Regierungsform, die Religion zu den Ursachen dieser Verschiedenheit zu machen, zeigt deutlich, daß man es entweder schlecht überlegt hat, oder einer von denjenigen Gelehrten ist, die zum Unglück in Ländern gebohren sind, von welchen man vorgiebt, daß sie den Wissenschaften weniger günstig, als etwa Frankreich und England, wären, und also sich selbst Unrecht zu thun glauben, wann sie den Einfluß des Clima auf die Fähigkeit des Geistes zugeben wollten. Unter den Beurtheilungen verschiedener Völker, welche der Verfasser angestellet, ist insbesondere die Beurtheilung der Chineser und der alten lacedämonischen Republik ungemein lesenswürdig. Er behauptet von der letztern, daß viele Gesetze des Lycurgs allzubesonders gewesen wären, und daß die Tugenden der Spartaner nicht allezeit aus den besten Grundsätzen geflossen wären. Es war, sagt er, allzuviel Kunst und Gezwungenheit dabey. Es war Schminke; freylich die schönste von der Welt, weil sie von Griechen und Philosophen war gemacht worden: aber es war doch Schminke. Kostet in den Voßischen Buchläden, hier und in Potsdam, 1 Rthlr.

(6. Jan.) Bald wird in Frankreich die Profeßion eines Sittenlehrers die Profeßion eines Wagehalses werden. Schon wieder eine Moral die man in Paris verbrannt hat! Hier ist der Titel: L'ecole de l'homme ou Parallele des portraits du siecle & des tableaux de l'Ecriture sainte. Ouvrage moral, critique & anecdotique en III Tomes, in 8. Der Verfasser hat sich seine glücklichen Vorgänger in moralischen Schilderungen nicht abschrecken lassen. Auch nach einem

Bruyere, Claville und Panage glaubt er etwas neues sagen zu können. Ihre Werke, behauptet er, hätten bloß die Kraft einen artigen Mann, oder aufs höchste einen ehrlichen Mann zu bilden; er aber wolle, nebst diesen, einen Christen zu bilden suchen. Und in der That, darinne geht er von allen jetztlebenden französischen Witzlingen ab; er zeigt es auf allen Seiten, daß er Religion habe, daß er sie seinen Lesern einzuflössen suche, daß er überführet sey, nur sie gäbe allen guten Eigenschaften den wahren Werth, nur durch sie allein könne man ein rechtschaffener Vater, ein rechtschaffener Sohn, ein rechtschaffner Ehemann, ein rechtschaffner Freund, ja sogar ein rechtschaffner Liebhaber seyn. Und das Werk eines solchen Schriftstellers, wird man sagen, ist verbrannt worden? Nicht allein; man hat sogar den Verfasser, welcher ein Soldat unter der königlichen Garde, Namens Gesnard, seyn soll, ins Gefängniß gesetzt, wo er sein Schicksal zu erwarten hat. Warum hat er mit aller Gewalt ein Lucil werden wollen, von welchem Horaz sagt:

Primores populi rapuit, populumque tributim,
Scilicet uni æquus virtuti atque ejus amicis.

Eine Menge satyrischer Schilderungen, in welchen man beynahe den ganzen pariſischen Hof, und wer weiß was noch für hohe Häupter finden will, sind die Ursache seines Unglücks. Aber soll denn ein Sittenlehrer nicht nach dem Leben schildern? Sollen denn alle seine Gemählde ohne Aehnlichkeit seyn? Und wann er auch niemanden zu treffen Willens hat, so darf er nur die aller groteſqueſten Figuren von Narren auf das Papier werfen, und die Anwendung dem Leſer überlaſſen; er wird gewiſſe Perſonen vor den Augen müſſen gehabt haben, wann er das Gegentheil auch beſchwören wollte. Derjenige alſo hätte das Unglück des Verfaſſers verdient, welcher ſeinem Werke einen Schlüſſel beygefügt hat, welcher der Verleumdung vielleicht die Geheimniſſe aufſchlieſſen ſoll, wo der Verfaſſer keine wiſſen will. Unterdeßen wird er gewiß mehr Leſer anlocken, als es die ſtrenge Moral des Verfaſſers würde gethan haben. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 16 Gr.

(16. Jan.) P. J. Hollanders Bibliothek für unſtudirte wahre Religionsliebhaber: oder auserleſene Schriften und Auszüge aus den alten ſowohl als neuern Zeiten, zur gnugſamen Beſtätigung der Wahrheiten des Seelenheils, wider die Ungläubigen, Juden und Schwärmer. *I. II.* und *III.* Theil. Frankfurt am Mayn 1752, zu finden in der Dürenſchen Buchhand-

lung. in 8v. Wenn es wahr ist, daß in den neuern Zeiten die fürchterlichsten Bestreiter unserer Religion aufgestanden sind, so ist es auch nicht minder wahr, daß zu eben den Zeiten diese bestrittene Religion die mächtigsten Vertheidiger gefunden hat. Allein das würde offenbar falsch seyn, wenn man behaupten wollte, daß die Schriften sowohl der einen als der andern auch gleiche Wirkungen gehabt hätten. Die erstern besitzen meistentheils die unseelige Geschicklichkeit dem Falschen alle Reitze der Wahrheit zu geben, die schwächsten Gründe durch witzige Einfälle aufzustützen, und sich so auszudrücken, daß man sie ohne Kopfbrechen verstehen kann. Die andern haben meistentheils ein allzugelehrtes Ansehen, und das ist pedantisch; sie bleiben immer ernsthaft, und das ist unerträglich; sie setzen Schlüsse auf Schlüsse, und wer wird gerne seine Gedanken anstrengen. Daher kommt es, daß diese nur diejenigen zu Lesern bekommen, die sich unterrichten wollen, jene aber alle die, welche zum Zeitvertreibe lesen; so daß allezeit das kritische Wörterbuch hundert Leser, und die Theodicee einen hat. Der Herr Hollander hat es versucht diesem Uebel dadurch abzuhelfen, daß er die berühmtesten Schriften für die Religion den Unstudirten, welche die Weitläuftigkeit und dehnende Gründlichkeit oder die fremde Sprache derselben abschreckt, durch deutliche Uebersetzungen, oder faßliche Auszüge, in die Hände liefre. So rühmlich sein Vorhaben war, so wohl hat er es auch ausgeführet; welches aus nichts deutlicher erhellen wird, als wenn wir die Stücke nennen, die in diesen drey ersten Theilen enthalten sind. ꝛc. Aus diesen Titeln wird man unschwer ermessen können, daß dieses Werk, wann die übrigen Theile diesen gleich werden, Unstudirten, welche eine nach ihren Umständen gründliche Erkenntniß von der Religion erlangen wollen, nicht genug wird können angepriesen werden. Kostet in den Voßischen Buchläden 2 Thlr.

(18. Jan.) Berlin. Die Liebe zur einzigen wahren Weltweisheit, zur Erkenntniß der Natur, scheint jetzt in Deutschland ein allgemeiner Geschmack geworden zu seyn. Hoffentlich wird das Publicum einen neuen Beweis mit so viel größern Vergnügen lesen, je gewisser es ist, daß es selbst am Ende den größten Nutzen davon haben wird. Verschiedne vornehme, gelehrte und neugierige Personen, welche überzeugt sind, daß es in den amerikanischen Ländern an sorgfältigen Beobachtern der Natur um so viel mehr fehlen müsse, je seltener es geschehe, daß man die Begierde sich zu bereichern, von welcher fast alle Euro-

päer in jene Gegenden getrieben werden, und die Begierde seine und des menschlichen Geschlechts Einsichten zu erweitern, beysammen fände, haben sich verbunden, einen Gelehrten auf ihre Unkosten eine physikalische Reise dahin thun zu lassen. Sie haben den Hrn. Mylius, Correspondenten der königl. großbrittanischen Akademie der Wissenschaften in Göttingen, dazu ausersehen, an dessen Fähigkeit man so wenig zweifelt, daß man gewiß glaubt, seine Erfahrungen werden bey den Naturforschern die Glaubwürdigkeit eigner Erfahrungen künftig haben. Er wird also in wenig Wochen von hier nach Holland abreisen, von dannen er im künftigen Monat März nach Surinam zu Schiffe gehen, und sich in den dortigen Gegenden ohngefehr ein Jahr aufhalten wird. Von Surinam wird er nach Carolina, und besonders nach Georgien, auch wann es die Zeit verstattet, nach Pensylvanien gehen, und auch in diesen Provinzen ein Jahr zubringen. Endlich wird er von Boston wieder nach den Antillischen Inseln segeln, und sich auf Befehl und Unkosten Sr. Königl. Majestät in Dännemark auf den beyden dänischen Inseln St. Thomas und St. Crux gleichfalls beynahe ein Jahr aufhalten, und von da über England und Dännemark nach Deutschland zurück kommen. Die Absicht dieser Reise, wie wir schon gesagt, ist physikalisch; nehmlich Beobachtungen und Versuche anzustellen, welche hier nicht können angestellt werden; Nachrichten von diesem und jenem einzuziehen, was in unsern Landen zur Aufnahme der Handlung, der Manufacturen, der Künste und Wissenschaften dienlich seyn kan; und endlich denjenigen, welche die Unkosten dieser Reise tragen, natürliche Seltenheiten aus allen Reichen der Natur zu sammeln.

(23. Jan.) **Gründliche Bemühungen des vernünftigen Menschen im Reiche der Wahrheit, den Verehrern des Wahren mitgetheilt von Christian Ernst Simonetti. Frankfurth an der Oder bey Joh. Chr. Kleyb. 1752. in 8vo. 1 Alphb. 3 Bogen.** Unter diesem Titel hat es dem berühmten Hrn. Verfasser gefallen, der Welt eine Vernunftlehre mitzutheilen. Er ist neu, wird man sagen, aber für das darinne abgehandelte viel zu weitläuftig. Hierauf wissen wir nichts zu antworten, weil er in dem Werke selbst nirgends gerettet wird; es müßte denn dieses seyn, was man dem Leser in der Vorrede zu verstehen giebt, daß nehmlich der Herr Verfasser den vernünftigen Menschen in seinen Bemühungen im Reiche der Wahrheit künftig weiter folgen wolle, das ist, daß er unter diesem Titel einen ganzen phi-

losophischen Cursum schreiben wolle. Und alsdann wird man weniger darwider einzuwenden haben. Von der Ausführung wird ein verständiger Leser dasjenige zu sagen gedrungen seyn, was man von allen Simonettischen Schriften schon längst gesagt hat, daß sie in einer schönen Schreibart, in einer ungezwungenen Lebhaftigkeit und in einer Ordnung abgefaßt sind, welche der Verfasser mehr in dem Kopfe als auf dem Concepte gehabt hat. Diejenigen welche viel neue Wahrheiten hier von ihm verlangen, sind sehr abgeschmackt. Das neue sollte uns in den speculativischen Theilen der Weltweisheit allezeit verdächtig seyn. Genug wann ein Schriftsteller, welchen seine äusserlichen Umstände in ein schon von vielen durchforschtes Feld nöthigen, zeigt, daß er nicht bloß nachbete, daß er es selbst durchgeforscht habe; gesetzt auch, er habe nicht mehr erforscht als seine Vorgänger. Die Wahrheit gewinnt nicht allein durch neue Entdeckungen, sondern auch durch die verschiedenen Arten sie vorzutragen. Kostet in den Voßischen Buchläden 9 Gr.

(27. Jan.) Sieg des Liebesgottes. Eine Nachahmung des Popischen Lockenraubes. Stralsund, Greifswald und Leipzig, bey J. J. Weitbrecht. 1753. Dieses comische Heldengedicht besteht aus vier Gesängen, und es ist schon ein sehr gutes Vorurtheil für den Verfasser, daß er niemand geringerm, als einem Pope nacheifert. Seine Poesie hat eine Schönheit, um die sich die wenigsten unserer jetzigen deutschen Dichter bekümmern; sie fließt mit einer reinen Leichtigkeit dahin, ohne daß sie von Gedanken leer ist. Mahlerey, Scherz und Satyre herrscht in allen Zeilen, und wenn der Verfasser nicht mit dem Verfasser des Renomisten und der Verwandlungen eine Person ist, so wird er dem Leser das Urtheil sehr schwer machen, welcher von beyden den Vorzug verdiene. Einige Zeilen aus dem Auftritte mit Lesbien und dem Dichter Cleanth, welcher von der Raserey vorzulesen besessen ist, mögen zur Probe dienen.

O Schande, fuhr sie fort, in abgelegnen Sträuchen
Begegnet mir Cleanth; ich such ihm auszuweichen.
Er tritt mich schmeichelnd an, und, Himmel was geschieht?
Nach einem apropos! liest mir Cleanth ein Lied.
Bis an den kalten Mond entfliegt in seiner Ode
Der Unsinn, dick umwölkt und scheckigt nach der Mode;
Der Henker flieg ihm nach! doch lob ich, was er schrieb:
Verfluchte Schmeicheley, die ihn zum Feral trieb!

Nun aber, fährt er fort und runzelt seine Stirne,
Bemüht ein Heldenlob mein kreisendes Gehirne:
Und schöne Lesbie! ich kenn ihr feines Ohr,
Wofern es nicht mißfällt, so les' ich etwas vor.
Er zieht mit voller Hand und vornehm sprödem Wesen,
Ein drohend Buch hervor, und alles will er lesen.
Ich flieh, er läuft mir nach, und liest, indem er läuft.
Warum wird ein Poet nicht eh er schreibt, ersäuft!
Ich fühlte da er las das Blut im Leib erkalten.
Ach! konnte mich Cleanth nicht süsser unterhalten?
Verdrießlicher Poet! wie artig schickt sich nicht
In schattiges Gebüsch ein episches Gedicht!

Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Gr. 6 Pf.

(30. Jan.) Ein aberwitziger Franzose schrieb im vorigen Jahre einen erbärmlichen Roman unter dem Titel la double Marotte ou l'Antipathie couronée par l'hymen.. Ein Deutscher welcher noch aberwitziger war, hat ihn sogleich in seine Muttersprache übersetzt. Die doppelte Narrenkappe, oder die mit dem Brautkranze gecrönte Antipathie, als eine der seltensten und ausserordentlichsten Liebesgeschichten, oder unter den neuen Zeitungen die neueste, wie auch das Bittere süsse werden kan; mit aufrichtiger Feder beschrieben und wegen ihres besondern Inhalts aus dem Französischen in das Deutsche übersetzt. Delitsch bey J. C. L. Vogelgesang 1752. in 8v. 11 Bogen. Der Franzose beklagt sich in der Vorrede, daß man nicht mehr wisse, wie man Leute, die gerne etwas lesen möchten, zufrieden stellen solle; er glaubt es gäbe nichts neues mehr, es sey alles abgenutzt, ausser der Neugierigkeit und dem Verlangen, beständig vergnügt zu seyn. * * Ein Schriftsteller der eine solche Sprache führt, kan der sich Leser versprechen? Und was ist ungegründeter als eine solche Sprache? In der Welt der Erdichtungen wird ein Genie noch immer ein Land finden, das seinen Entdeckungen aufbehalten zu seyn schien. Auch nicht einmal die Anlage zu dieser elenden Geschichte ist dem Verfasser; denn wer das Lustspiel des Herrn de l'Isle, Timon, gelesen hat, dem wird eine zur Liebe führende Antipathie nichts unerwartetes seyn; nur mit dem Unterschiede daß diese Erfindung dort mit aller Feinheit bearbeitet, und hier auf eine recht grobe Art übertrieben ist. Was sollen wir von der

Schreibart, von der eingestreuten Moral, von den Schilderungen sagen? Dieses, daß man weder Schreibart, noch Moral, noch Schilderungen darinne finden wird. Den Uebersetzer bittet die deutsche Sprache durch uns, ja nichts eher wieder zu übersetzen, bis er wenigstens den Unterschied zwischen mir und mich gelernet hat. Kostet in den Voßischen Buchläden 3 Gr.

(1. Febr.) **Abhandlungen zum Behuf der schönen Wissenschaften und der Religion von Carl Ludewig Muzelius, Diener am Worte Gottes in Prenzlow, Mitglied der deutschen Gesellschaft in Königsberg. Erster Theil. Stettin und Leipzig, bey J. Fr. Runkel 1752. in 8v. auf 10 Bogen.** Der Herr Verfasser fängt hiermit an seine zu verschiedenen Zeiten über verschiedene Gegenstände ausgearbeiteten Abhandlungen zu sammeln und der Welt theilweise zu schenken. Sie erhält vors erste folgende, welche alle lesenswürdig sind, und sowohl von der richtigen Art zu denken, als von der ungekünstelten Beredsamkeit ihres Urhebers deutliche Beweise ablegen: 1) Der Redner nach dem Muster der Natur. Sollte sich der Herr Verfasser nicht irren, wann er, wo nicht sich, doch den Hrn. Batteux, zu dem Erfinder des Grundsatzes in den schönen Wissenschaften: **ahme der Natur nach**, macht? Wir glauben ihn schon bey dem Aristoteles und Horaz gefunden zu haben, die ihn aber bey ihren Regeln in der allgemeinen Empfindung der Leser mehr voraussetzen, als erweisen. Ueberhaupt scheint er uns viel zu entfernt zu seyn, um in der Ausführung einem Anfänger nützlich seyn zu können. Was würde man von einem Schuster denken, welcher seinem Lehrjungen alle Handgriffe aus dem Grundsatze seines Handwerkes herleiten wollte: **jeder Schuh muß dem Fusse passen, für den er gemacht ist?** Der dümste Junge würde ihm antworten: das versteht sich. 2) Die Harmonie der Gesichtszüge mit den menschlichen Neigungen, versuchsweise erklärt. 3) Ein Brief über eine gewisse Linde, so die Eigenschaften eines Thermometers hat. 4) Die Harmonie der Sprache mit dem Charakter eines Volks. 5) Eine Predigt über das Gewitter. Kostet in den Voßischen Buchläden 3 Gr.

(10. Febr.) **Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unsterblichkeit. Englisch und Deutsch. Die vier ersten Nächte. Göttingen. Bey Joh. Wilh. Schmidt. 1752.** Da uns schon der Herr Ebert eine schöne Uebersetzung dieses Meisterstücks ei-

nes der ehrbarſten Dichter geliefert hat, ſo wird man vielleicht ſagen, daß eine neue Ueberſetzung unnöthig ſey, beſonders wann es wahr ſeyn ſollte, daß dieſe in reimloſen ſchlecht ſcandirten Verſen, und jene in einer ſtarken poetiſchen Proſe wäre. Wir können hierzu nicht völlig ja ſagen, da wir dem neuen Hrn. Ueberſetzer wenigſtens in der Abſicht vielen Dank ſchuldig ſind, daß er das engliſche Original unter uns durch ſeine Arbeit gemeiner macht; zumal wenn es ihm gefallen ſollte, ſie fortzuſetzen. Statt einer Vorrede findet man einige Nachrichten von dem Verfaſſer D. Young, aus einem Schreiben des Hrn. von Tſcharner an den Hrn. Hofrath von Haller. Die Umſtände welche zu Erläuterung ſeiner Nachtgedanken dienen können, ſind folgende: „Lucia war ſeine Gemahlin und Narciſſens Mutter; eine Schweſter „des Grafen von Litchfield, dem das fünfte Buch der Nachtgedanken „zugeſchrieben iſt, und eine Großtochter König Carls des zweyten von „mütterlicher Seite. Narciſſe heyrathete Philandern, einen Sohn „Mylord Palmerſtons. Dieſe Ehe und die Familie der Lucia verband „den D. Young mit einigen der vornehmſten Häuſer des Königreichs. „Philander und Narciſſe ſtarben beyde auf einer Reiſe, die ſie nach „Frankreich unternommen hatten, um ihre Geſundheit wieder herzu„ſtellen, und auf welcher ſie von ihrem würdigen Vater waren beglei„tet worden. Bald nach jenes Tode folgte ſie ihrem Ehgemahl: ein „doppelter Verluſt, der Young in die tiefſte Betrübniß verſetzte. Die„ſer wurde überdem auf der Reiſe von Calais nach Douvre mit einem „ſo ſtarken Fieber befallen, daß er ſich dem Tode nahe fand. Und „dieſes waren die traurigen Begebenheiten, die ihm die Gelegenheit „und den Vorwurf zu den Nachtgedanken gegeben hatten ‥ Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 6 Gr.

(15. Febr.) Seit dem Verfalle des römiſchen Reichs, verdient wohl die Geſchichte keines einzigen Volks mit mehrerm Rechte bekannt zu ſeyn, als die Geſchichte der arabiſchen Muſelmänner; ſowohl in Betrachtung der großen Leute welche unter ihnen aufgeſtanden ſind, und die wunderbarſten Veränderungen vielleicht in dem beträchtlichſten Theile der Welt gemacht haben, als in Anſehung der Künſte und Wiſſenſchaften, welche ganze Jahrhunderte hindurch den ſchönſten Fortgang unter einem Volke genoßen, welches uns unſre Vorurtheile gemeiniglich als ein barbariſches Volk betrachten laſſen. Man kan zwar nicht ſagen, daß die Gelehrten in dieſer Geſchichte gar nichts geleiſtet hätten;

oder man müßte, auſſer den arabiſchen Originalſcribenten, einen Pocock, einen Golius, einen Prideaux, einen Sale, einen Ockley, einen Gagnier, einen Herbelot, einen Renaudot, ganz und gar nicht kennen. Dieſes aber kan man ſagen, daß uns, nur noch vor einiger Zeit, ein Werk zu fehlen ſchien, welches auf eine unterrichtende und zugleich anmuthige Art alles, was uns genannte Gelehrte ſtückweiſe geliefert haben, zuſammen faßte, ohne mit ihrer fürchterlichen Gelehrſamkeit zu prahlen. Es ſcheint uns aber jetzo nicht mehr zu fehlen, ſeit dem wir des Herrn Abts Marigny Hiſtorie der Araber unter der Regierung der Califen, erhalten haben. Dieſer Schriftſteller hat ſich einen Rollin zum Muſter vorgeſtellt, und ſchon dieſes Muſter muß ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken. Da er, wie dieſer, bloß die Abſicht hat eine mittle Gattung von Leſern, und vornehmlich die Jugend zu unterrichten, ſo hat er ſich aller dunkeln Unterſuchungen entſchlagen, welche nur Gelehrten, die dieſe Geſchichte in allen ihren Theilen ergründen wollen, gefallen können. Sein ganzer Fleiß geht darauf, die häufigen Revolutionen, die umgeſtürzten Throne, die zum Glücksballe gewordenen Monarchien, die niedrigen Sklaven, die ſich zu dem Gipfel der Ehre geſchwungen, und mächtige Dynaſtien, die durch noch mächtigere zerſtöret worden, geſtiftet haben, auf eine Art zu beſchreiben, wodurch die Geſchichte allein zum Spiegel der Klugheit wird. Man kan alſo ſein Werk, welches aus vier Octavbänden beſteht, ſowohl dem innerlichen Werthe, als der äuſſerlichen Einrichtung nach, als eine Art von Fortſetzung der alten Geſchichte des Herrn Rollins anſehen, in welcher Betrachtung es auch einen allgemeinen Beyfall erhalten hat. Und eben dieſer Beyfall hat eine deutſche Ueberſetzung verurſacht, welcher es hoffentlich an einer guten Aufnahme nicht fehlen wird. Sie iſt bereits unter der Preſſe, ſo, daß künftige Oſtermeſſe der erſte Theil unfehlbar in der Voßiſchen Buchhandlung erſcheinen wird.

(20. Febr.) Drey Gebete eines Freygeiſtes, eines Chriſten und eines guten Königs. Hamburg, zu bekommen in Joh. Carl Bohns Buchhandlung, 1753. in groß 4t. auf 1 Bogen. Wann Worte und Redensarten, wobey gewiſſe große Geiſter vielleicht etwas gedacht haben, widerholen, denken heißt; wann kurze und nicht zuſammenhangende Perioden das einzige ſind, worinne der laconiſche Nachdruck beſtehet; wann in der bunten Reihe häufiger ? declamatoriſcher ! und geheimnißvoller . . . . das Erhabene ſteckt; wann verwegene

Wendungen Feuer, und undeutſche Wortfügungen Tiefſinnigkeit verrathen; kurz wann unſerer Witzlinge neueſte Art zu denken und ſich auszudrücken die beſte iſt: ſo wird man hoffentlich wider angezeigten Bogen nichts zu erinnern haben; es müßte denn die Kleinigkeit ſeyn, daß der Verfaſſer vielleicht nicht gewußt hat, was beten heiſſet. Zuerſt läßt er den Freygeiſt beten. Dieſes Gebet ſchließt ſich: „O könnte „ich mich aufmachen, und eilen und mit dieſen Thränen der Vernich„tung flehen: Erbarme dich über mich! Denn verflucht ſey der Mann, „der mich gezeugt, und das Weib, die mich gebohren hat!“ Heißt denn das auch beten, müſſen wir fragen, verzweifelnde Geſinnungen gegen ein Weſen ausſchütten, das man nicht kennet? Das folgende Gebet des Chriſten, welches der vorige nach einigen Jahren ſeyn ſoll, würde dem Unſinne eines Inſpirirten viel Ehre machen. Das erhabenſte Gebet, welches uns Chriſtus ſelbſt hinterlaſſen hat, iſt zugleich das einfältigſte, und nach dieſem Muſter iſt es wenigſtens nicht gemacht. Das Gebet endlich eines guten Königs, iſt ſo ſchön, daß man darauf wetten ſollte, es habe es kein König gemacht. Ein orientaliſcher Salomon hat dagegen ſehr kriechend gebetet. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden 1 Gr.

(1. März.) Zu der, oben in dem Artickel von Berlin, gemeldeten Abreiſe des Herrn Mylius, hat der Herr D. Lehmann, ſeinen Glückwunſch auf einen Bogen in 4t. drucken laſſen. Er handelt darinne vorläufig de aere ſub terra latente cauſa movente Vulcanorum vel montium ignivomorum, und trägt Gedanken vor, die ſeiner phyſikaliſchen Einſicht und bekannten Kenntniß des innern Baues der Erde Ehre machen. Herr Mylius ſelbſt hat einen Abſchied aus Europa drucken laſſen, den, ohne Zweifel, alle ſeine Freunde ſchon geleſen, und ihn mit Rührung geleſen haben. Eben da er Europa als ein Naturforſcher verläßt, hat er ſich noch erinnert, daß er ein eben ſo großer Dichter iſt.

(6. März.) Drey Gebete eines Anti-Klopſtockianers, eines Klopſtockianers und eines guten Criticus. 1753. auf einem Quartbogen. Dieſes iſt eine Parodie der drey Gebete eines Freygeiſtes, eines Chriſten und eines guten Königs, deren wir letzthin gedacht haben. Sie würde ſehr ſinnreich ſeyn, wenn ſie nicht ſo leichte geweſen wäre. Warum läßt man den Herrn Klopſtock die Ungereimtheit ſeiner Nachahmer entgelten? Wie kan man auf den Einfall kom-

men, ihn selbst zum Verfasser der parodirten Gebete zu machen? Er ist, aller Spötterey en, und aller unglücklichen Nachahmungen ungeachtet, eben so gewiß ein großer Dichter, als der Verfasser dieser Parodie kein Satyricus ist. Kostet 1 Gr.

(15. März.) *Erzaehlungen. Heilbronn bey F. J. Eckenbrecht.* 1752. in klein 4t. 17 Bogen. Vielleicht zeigen es sogleich die lateinischen Buchstaben an, daß der Verfasser dieser Erzählungen keiner aus dem gemeinen Hauffen der Dichter seyn will. Er ist es auch in der That nicht. Eine feurige und doch sittsame Einbildung, die Sprache der Natur, Schilderungen, die nicht in Eil entworffen sondern mit Fleiß ausgearbeitet zu seyn scheinen, geben ihm das Recht auf einen vorzüglichen Rang unter unsern Dichtern. Sollte aber einmal die Nachwelt sein Zeitalter nicht gleich aus gewissen transcendentalischen Ideen, aus der distillirten Zärtlichkeit, und einer mehr als thelematologischen Anatomie der Leidenschaften schliessen können? Vielleicht ist es so tadelhaft nicht, als allzustrenge Kunstrichter etwa denken, wenn man mit wesentlichen Schönheiten, die ihren Glanz durch alle Jahrhunderte behalten werden, gewisse Modeschönheiten, Geburthen eines flüchtigen Geschmacks, verbindet, um des Beyfalls so wohl der jetzigen als folgenden Zeiten gewiß zu seyn. Die richtigste Vorstellung, welche man von diesen Erzählungen machen kan, ist diese, wenn man sie Nachahmungen der Erzählungen des Thomsons nennt, deren Werth nach dem Werthe der Originale zu bestimmen ist. Es sind derselben sechse, welche folgende Aufschriften haben: Balsora, Zemin und Gulhindy, die Unglücklichen, der Unzufriedne, Melinde, Selim. Kosten in den Vossischen Buchläden 8 Gr.

(24. März.) Königsberg prangt jezo mit einem Dichter, welcher in dem vorigen Jahrhunderte zu Nürrenberg ein großer Geist hätte seyn können. Es ist derselbe Herr Johann Friedrich Lauson, wohlverdienter College bey der Kneiphöfischen Schule, J. V. C. und Verfasser eines unter der Preße schwitzenden Versuchs in Gedichten nach Königsbergischem Geschmacke, auf welchen man, nach Anzeige eines gedruckten Avertissements, 10 gute Gr. Vorschuß annimt. Dieser berühmte Mann hat bey dem am 24. May vorigen Jahres eingefallenen Gröbenschen Actu, im großen academischen Auditorio, von einem ihm daselbst versiegelt überreichten Themate, aus dem Stegreife, über eine Stunde eine Rede, (horresco referens!) in deut-

schen Versen gehalten. Eine so miraculöse Geschicklichkeit ist vielen, und endlich ihm selbst, so unglaublich vorgekommen, daß er nöthig befunden hat, sie mit einem Attestate des academischen Senats bewähren zu lassen, und dieses Attestat, aus Liebe zur Wahrheit, in der Welt herum zu senden. Was für Lobsprüche wird er nicht einsammeln! Was für Neider wird er nicht erwecken! Wir erinnern uns mit Erstaunen gelesen zu haben, daß es Kranke gegeben hat, welche bey phrenetischen Zufällen, in Reimen geredet; aber was sind diese Wahnwitzige gegen den Herrn Lauson, von welchem wir gewiß wissen, daß er ein gleiches frisch und gesund gethan hat? Nothwendig müssen die verfolgten Reime, bey jetzigen bedrengten Zeiten, ihre Zuflucht in den Mund dieses glückseligen Sterblichen genommen haben, um sich zur Beschämung ihrer Feinde, welche von ihrer Schwierigkeit so viel schreckhafte Begriffe machen, wetteifernd aus ihm zu ergiessen. Wir wünschen gedachte Rede mit unbeschreiblichem Verlangen unter seinen Gedichten zu finden, und werden uns des Vorschusses nicht entbrechen, sobald er noch ein Attestat auswirken wird, welches der Welt versichert, daß er seine Rede nicht nur in deutschen Versen, sondern auch in guten deutschen Versen gehalten hat. Doch im Ernste, die Auslassung dieses Worts, und das hinzugefügte angesuchter maaßen wird bey Vernünftigen den academischen Senat hinlänglich rechtfertigen, welcher es freylich nicht wohl hat abschlagen können, dem Herrn Lauson eine begangene Thorheit zu attestiren.

(5. April.) Braunschweig. Man sieht ein mit Beysetzung dieses Ortes gedrucktes Gedicht, unter dem Titel: Professor Johann Christoph, oder der Koch, und der Geschmack, ein episches Gedicht, des Vorspiels zweyter Theil. 1753. Da diese Schrift, in welcher die Personen mit Namen genennet sind, sehr beissend und spöttisch eingerichtet ist, so tragen wir billig Bedenken, mehr, als den Titel, davon anzuführen.

(12. April.) Staats und Liebesgeschichte der Durchlauchtigsten Prinzeßin Numerane von Aquitanien. Aus dem Französischen übersetzt. Frankf. u. Leipzig. 1752. in 8. 15 Bog. Wer sollte nicht Lust haben, die Geschichte einer Prinzeßin zu lesen, deren erstaunliche Schönheit allen denen Fesseln anlegte, welche die Augen auf sie warffen; einer Prinzeßin, deren Blicke gewiße Pfeile in aller Herzen schossen, so daß sich Junge und Alte, Könige und Helden,

Chilperich und Ramfroy, Froila und Miramalin in sie verlieben mußten; einer Prinzeßin, in die sich gewiß noch weit mehrere würden verliebt haben, wann ihr Geschichtschreiber mehr Mitbuhler, zur Verwirrung seines Romans, gebraucht hätte? Man trift alles darinne an, was man nur in einer Staats- und Liebesgeschichte suchen darf; schreckliche Kriege, Turniere, Verkleidungen, wunderbare Erkennungen, kostbare Gärten, Liebeserklärungen, Eyfersucht, Verzweiflung, Hochzeiten und Mörder; nur keine gesunde Vernunft, welche auch wahrhaftig in einem zum Zeitvertreibe geschriebnen Buche sehr entbehrlich ist. Dem Uebersetzer ist man ein sehr verbindliches Compliment schuldig, daß er etwas nach dem Geschmacke seiner Landsleute zu seyn geglaubt, wovor den Franzosen schon längst geeckelt hat. Kostet in den Vossischen Buchläden 4 Gr.

Irene, oder die von der Herrschsucht erstickte Mutterliebe, ein Trauerspiel, verfertiget von M. Johann Gottfried Bernhold, der Alumnorum und der Oekonomie auf der Altdorfischen hohen Schule Inspector, und der lateinischen Gesellschaft zu Jena Ehrenmitglied. Nürnberg bey Stein und Raspe. 1752. in 8v. 5 Bogen. Der einzige, welcher Deutschland einen Corneille zu versprechen schien, war der Hr. Prof. Schlegel; allein er starb, eben da seine Landsleute auf ihn stolz zu werden anfingen. Von dem Herrn Bernhold darf man sich wohl schwerlich die Hoffnung machen, daß er uns dieses Verlustes wegen schadlos halten werde. Sein Trauerspiel wird zu wenig mehr, als zu Vermehrung der Register des Herrn Prof. Gottscheds taugen. Nur sechs Zeilen wollen wir daraus anführen, woraus man sehen wird, daß es einer Reibehandischen Bühne vollkommen werth ist. Constantinus, nachdem ihn seine Mutter verdammt hat, daß er geblendet werden soll, spricht:

Nun gute Nacht o Welt! Ich habe gnug gesehn,
Wie ungerecht es pflegt, bey Menschen zuzugehn.
Die größten Lieblinge, die werden zu Verräthern!
Die Fürsten mischen sich selbst mit den Uebelthätern!
Der Unterthan empört sich ohne Furcht und Scheu!
Freund, Feind und Mutter sind in Falschheit einerley ꝛc. ꝛc.

Kostet 2 Gr.

(3. May.) Versuch einer Theorie von dem Menschen und dessen Erziehung. Nebst einer Vorrede Sr. Hochwürden des

Herrn Oberconsistorialraths und Inspector Baumgartens. Berlin, zu finden bey seel. Joh. Jac. Schützens Wittwe. 1753. in 8v. 14 Bogen. Ob wir gleich an guten Schriften von der Erziehung keinen Mangel haben, so ist doch auch die gegenwärtige nichts weniger als überflüßig, weil Herr Engel, welches der Name des Verfassers ist, hin und wieder in der That neue Wege geht. Sie hat zween Theile, deren einer von der allgemeinen Natur, der andre von der besondern Natur eines Kindes handelt. Man wird überall einen Schriftsteller wahrnehmen, welchem das Denken nicht fremd ist, und vielleicht denkt er für manche nur allzuviel. So viel wollen wir selbst gestehen, daß wir in dem Wahne sind, eine so gemeinnützige Materie müße etwas faßlicher abgehandelt werden. Er verbirgt sich oft in einem Rauche, in welchem man ihn ganz und gar verlieren würde, wann sein Geist nicht ruckweise in prächtigen Flammen hervorbräche. Und eben dieser Rauch ist es, welcher uns verhindert, einen ordentlichen Auszug aus seiner Theorie mitzutheilen. Einzele vortrefliche Gedanken daraus anzuführen, würde zwar sehr leicht seyn, aber eben deßwegen weil es leicht ist, wollen wir es nicht thun. Kostet in den Voßischen Buchläden 6 Gr.

(24. May.) Cenie oder die Großmuth im Unglück, ein moralisches Stück der Frau von Grafigny, und Cato, ein Trauerspiel des Herrn Addisons, übersetzt von Luisen Adelgunden Victorien Gottschedinn. Leipzig, verlegts B. Ch. Breitkopf 1753. in 8v. 12 Bogen. Cenie ist ein Meisterstück in dem Geschmacke der weinerlichen Lustspiele. Die Kunstrichter mögen wider diese Art dramatischer Stücke einwenden was sie wollen; das Gefühl der Leser und Zuschauer wird sie allezeit vertheidigen, wenn ihre Verfasser anders das sanftere Mitleiden eben so geschickt zu erwecken wissen, als die Frau von Grafigny. Sie hat an der Frau Gottschedin die würdigste Uebersetzerinn gefunden, weil nur diejenigen zärtliche Gedanken zärtlich verdollmetschen können, welche sie selbst gedacht zu haben fähig sind. Ihre Uebersetzung war in Wien sehr fehlerhaft abgedruckt worden, und es ist ein Glück, daß die Fr. Professorin böse werden kann, sonst würden wir diesen richtigern Abdruck nicht erhalten haben. Sie hat ihre Uebersetzung des Cato beygefügt, weil man sie nicht mehr haben können. Kostet in den Voßischen Buchläden 5 Gr.

(26. May.) Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens. Erstes Stück. Frankfurt und Leipzig bey Lan-

Kischens Erben. 1753. in 8v. 6 Bogen. Dieses ist der Anfang einer neuen periodischen Schrift, worinne die prosaischen Aufsätze mit den poetischen, die ernsthaften mit den anmuthigen abwechseln sollen. Es werden keine Uebersetzungen, wohl aber, doch nur selten, Nachahmungen darinne vorkommen; in welchem Stücke die Verfasser glücklich den Weg der Belustiger einschlagen. Und in der That, kann sich der, welcher nur ein wenig eifrig für die Ehre seiner Nation ist, wohl erniedrigen ein Uebersetzer zu werden, wenn er selbst ein Original werden kann? Und ist ein mittelmäßiges Original denn nicht immer leichter als eine gute Uebersetzung? Wir wollen den Innhalt dieses ersten Stücks anzeigen. Es kommen darinne vor 1. Der Jüngling, eine Ode. In einer Ode von siebzehn zehnzeiligen Strophen hat man es eben nicht nöthig, kurz, erhaben und mahlerisch zu seyn. 2. Der Geitz. 3. Von den Ordaliis oder Gottesurtheln der alten Deutschen. 4. Der Sturmwind, ein Gedicht. Die erste Strophe ist eben so schön als die andern mittelmäßig sind. 5. Der Knabe und der Spiegel. 6. Sendschreiben an den Herrn X. Buchhändlern in L. ob ein altes Buch unter veränderten Titel als neu zu verkauffen sey? 7. Das Bessere. 8. Leben Johann Drydens. Der Verfasser versichert uns, daß er mit den Schriften dieses englischen Dichters bekannter sey, als mit seinen Namen. 9. Die verschlagne Frau. Eine Erzählung. 10. Wein und Liebe. 11. An den Winter. 12. Das Seltene. 13. Das Gemeine. 14. Der tapfere Officier. 15. Verzeichniß einiger Schriften, welche künftige Messe in allen Buchläden zu haben seyn werden, sobald sich ein Verleger dazu gefunden. 16. Die Tugend. Alle Aergerniß zu vermeiden, werden diejenigen, welche sich jedes Stück dieser Erweiterungen etwa besonders heften lassen, wohl thun, wann sie diese letzte Seite an den Umschlag kleistern lassen. Das zweyte Stück von diesen Erweiterungen ist diese Messe auch erschienen, worinne eine gleiche Abwechselung, doch mit etwas mehr guten Stücken herrscht. Jedes Stück kostet in den Voßischen Buchläden 2 Gr.

(31. May.) Des Abts von Marigny Geschichte der Araber unter der Regierung der Califen. Aus dem Französischen. Berlin und Potsdam bey Chr. Friedr. Voß. 1753. in 8v. 1 Alph. 12 Bog. Manche sind in den Geschichten berühmt, und manche sollten es seyn. Die Araber gehören zu den letztern. Die Thaten dieses Volks, wenn man sie auch nur seit dem Zeitpunkte des Mahomets

betrachtet, geben den so gepriesenen Thaten der Griechen und Römer wenig oder nichts nach. Allein zu wie vieler Kenntniß sind sie wohl gekommen? Die vornehmste Ursache, warum sie so verborgen geblieben sind, und zum Theile noch bleiben, ist die Sprache in welcher sie hauptsächlich aufgezeichnet worden, und deren nur immer sehr wenige Gelehrte in Europa mächtig gewesen sind. Diese haben zwar verschiednes aus den Originalscribenten in die gelehrten Sprachen übergetragen, allein in wie viel Werken haben sie es nicht zerstreuet? Der Abt von Marigny hat sich die Mühe genommen, aus diesen zerstreuten Stücken ein Ganzes zu machen, und seine Mühe ist ihm so gut gelungen, daß er einer Uebersetzung gar wohl werth war. Er hat sich bloß auf die Regierung der Califen eingeschränkt, und in diesem Zeitraume, von etwas mehr als 600 Jahren, so viel merkwürdiges gefunden, als nur immer eine Geschichte aufweisen kann. Sein Werk bestehet aus 4 Theilen, welche man in der Uebersetzung auf drehe zu bringen für gut befunden hat. Dieser erste enthält die Regierung der vier ersten Califen, des Abubekers, des Omars, des Othmans und des Ali. Wann je große Geister unter einem Volke aufgestanden sind, welche die erstaunlichsten Veränderungen zu unternehmen und auszuführen im Stande waren, so sind sie damals unter den Arabern aufgestanden; und es wäre nicht möglich gewesen, daß sie ihre Eroberungen so weit hätten ausdehnen können, wenn nicht, so zu reden, jeder gemeine Soldat unter ihnen ein Held gewesen wäre. Man bilde sich aber nicht ein, daß sie sich bloß als tapfre Barbaren zeigten; auch die Tugend, und oft eine mehr als christliche Tugend, war unter ihnen bekannt, wovon man die Beyspiele gewiß mit einem angenehmen Erstaunen lesen wird. In der Vorrede des Uebersetzers zu diesem Theil, wird Marigny wegen einiger Vorwürfe vertheidigt, welche der berühmte Hr. D. Baumgarten ihm zu machen für gut befunden hat. Kostet in den Voßischen Buchläden 12 Gr.

(7. Aug.) *Le soldat parvenu ou Memoires & Avantures de Mr. de Verval dit Belleroſe par Mr. de M**. enrichi de figures en taille-douce en II Tomes. à Dresde chez G. C. Walther.* 1753. in 8v. 1 Alph. 15 Bogen. Der Herr von Marivaux schrieb einen Roman unter dem Titel der glücklich gewordene Bauer. Er fand Beyfall, weil er schön war, noch mehr aber, weil die letztern Theile desselben, wegen verschiedener darinne enthaltnen Per-

sönlichkeiten, das Glück hatten in Paris verbothen, oder gar, wie man sagt, verbrannt zu werden. Der Ritter Mouhy, ein nachäffender Geist, setzte bald darauf eine glücklich gewordene Bäuerin zusammen; ein Buch welches einem Langeweile machen kan, wenn man keine hat. Wir haben eine deutsche Uebersetzung davon, und auf dem Titel derselben wird, entweder aus einer albern Unwissenheit, oder aus einem sträflichen Betruge, der Herr von Marivaux als Verfasser angegeben. Wenn etwa der, der uns hier mit einem glücklich gewordenen Soldaten beschenkt, sich nur deswegen mit einem M** anfängt, damit er den Pöbel seiner Leser zu einer gleichen Vermengung verführen möge; so muß man gestehen, daß dieser Kunstgrif ein wenig zu grob ist. Wann er noch eben den ursprünglichen Witz, eben die Kenntniß der Welt, eben die Einsicht in die Geheimnisse des menschlichen Herzens, und eben die Geschicklichkeit im Erzählen und Schildern zeigte; so möchte es hingehen: allein wir besorgen, daß Leser von Geschmack, ihn eben so weit unter dem Mouhy finden werden, als Mouhy unter dem Marivaux ist. Er giebt seine Geschichte für eine solche aus, die auf einem wahren Grunde ruhet; und der Hauptinhalt ist auch in der That so gemein, daß man seinem Vorgeben nicht sehr widersprechen wird. Sein Held schwinget sich aus einem bürgerlichen und dunkeln Geschlechte bis zur Stelle eines Obersten unter den Ingenieurs; und dieses durch seine Verdienste. Er gelangt zu einem ansehnlichen Vermögen; und dieses durch seine gute Gestalt, und seine Liebshändel. Beydes ist ein Wunder, das noch ziemlich alltäglich zu seyn scheint. Doch wenn auch; es giebt eine Art auch die gemeinsten Umstände auf eine gewisse Art dem Leser so wichtig und so reitzend zu machen, daß er bey den ausserordentlichsten Zufällen nicht aufmerksamer seyn würde. Aber zum Unglücke weis der Verfasser von dieser Art gar nichts; wenigstens nichts mehr als ohngefehr genug ist, die allermüssigsten Leute mit Müh und Noth um ein Paar lange Stunden zu bringen. Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Thl. 8. Gr.

(18. Aug.) Die Fässer an den König von Preussen von dem Herrn von Voltaire, in 8vo ½ Bogen. Dieses Gedichte selbst ist in seiner Grundsprache bekannt. Der Uebersetzer, welcher sich R. Rohde nennt, sagt, er habe sich bemüht, des Herrn von Voltaire französische Verse in eben so viel deutsche zu bringen, ohne darüber einen Haupt- oder Nebenbegrif, worauf der Dichter einigen besondern Werth gelegt

hat, zu verlieren. Daß er sich darum bemüht habe, müssen wir ihm glauben: allein, daß es ihm nicht gelungen ist, wird er so gut seyn und uns glauben. Der Anfang lautet bey ihm folgender Gestalt:

Pascal, der fromme Thor, Heraclit unsrer Zeit,
Irrt, wenn er, da die Welt ihm, er ihr, stets verhaßter,
Meynt, alles sey darinn nur Elend oder Laster.
Mit Trauern sagt er uns: Ach, es ist ohne Streit,
Ein König dem man dient, selbst einer, den man liebt,
Sobald derselbe einsam ist,
Und ihn der Höfling nicht umgiebt,
Ist Mitleids werth und findt, daß nichts sein Unglück mißt.
Er ist der Glücklichste, wofern er schaft und denket.
Dieß zeigt dein Beyspiel an, erhabener Monarch.
Entfernt vom Hofe, wo dein Fleiß nicht gnug verbarg,
Durchforschst du, wenn dein Blick sich in die Tiefe senket,
Wohin wir kraftlos sehn, verborgner Dinge Grund. ꝛc. ꝛc.

Wir können es kühnlich wagen, diesen Zeilen eine andere Uebersetzung entgegen zu setzen, welche gleichfalls Zeile auf Zeile paßt, ob man sich gleich aus dieser Sklaverey kein Verdienst macht.

Ja, Blaise Pascal irrt; laßt uns die Wahrheit ehren!
Der fromme Misanthrop, der tiefe Heraclit,
Der hier auf Erden nichts als Noth und Laster sieht,
Behauptet kühn in schwermuthsvollen Lehren:
„Ein König, den man zu ergötzen strebt,
„Ja gar ein König, den man liebet,
„Sey, wenn ihn, fern vom Prunk, kein Höfling mehr umgiebet,
„Elender tausendmal, als der im Staube lebt."
Er ist der glücklichste, wofern er wirkt und denkt!
Das zeigest du, Monarch, den oft zu ganzen Tagen,
Der weisen Eule gleich, das Cabinet umschränkt,
Von da dein Adlerblick sich darf zur Tiefe wagen,
Wohin vor Blöden sich der Weisheit Licht gesenkt. ꝛc.

Kostet in den Voßischen Buchläden 1 Gr.

(21. Aug.) Hr. Peter Renatus le Bossu Abhandlung vom Heldengedichte, nach der neusten Französischen Ausgabe übersetzt, und mit einigen critischen Anmerkungen begleitet von D. Johann Heinrich J** nebst einer Vorrede Hrn. G. Friedrich

Meiers ꝛc. Halle bey Chr. Pet. Franken, in 8v. 1 Alph. 8 Bogen. Dieses vortrefliche Werk kam zu einer Zeit an das Licht, als Frankreich mit Heldengedichten recht überschwemmt war. Die Chapelains, die des Marets, die Perraults, die Saint Amants glaubten Meisterstücke geliefert zu haben, welche mit den ewigen Gedichten eines Homers und Virgils um den Vorzug stritten. Ihr Stolz und ihre Verdienste schienen so schlecht zusammen zu passen, daß sich die damals lebenden wahren Kunstrichter nicht einmal die Mühe nehmen wollten, sie zurechte zu weisen. Boileau selbst that nichts, als daß er sie dem Gelächter Preis gab, indem er ihnen mehr Satyre als Gründlichkeit entgegen setzte. Der einzige Bossu unterzog sich der Arbeit, die Regeln des Heldengedichts aus den Alten für sie aufzusuchen, und durch bloße Auseinandersetzung derselben sie stillschweigend ihre Schwäche sehn zu lassen. Die Aehnlichkeit, welche der Hr. D. Z** zwischen den damaligen und jetzigen Zeiten in Absicht auf den deutschen Parnaß findet, ist sehr in die Augen leichtend, und durch eben diese Aehnlichkeit rechtfertiget er seine Uebersetzung; wenn man anders die Uebersetzung eines vortreflichen Werks zu rechtfertigen braucht. Wir wollen zum Lobe desselben weiter nichts sagen, als daß es denjenigen, welche nur einigermassen von der allervollkommensten Art der Gedichte kunstmäßig reden wollen, unentbehrlich ist. Der Hr. Uebersetzer hat es ihnen durch verschiedene Anmerkungen, welche größten Theils nichts als kleine Anwendungen auf einige unserer neusten deutschen Heldendichter enthalten, noch brauchbarer gemacht. Sein Verfahren scheint uns übrigens sehr klug, daß er keinen tadelt als die Verfasser des Meßias und Noah, und sich für die Empfindlichkeit der andern so viel möglich in Acht nimt. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 18 Gr.

(23. Aug.) Aristoteles Dichtkunst ins Deutsche übersetzt, mit Anmerkungen und besondern Abhandlungen versehen von Michael Conrad Curtius, der Königl. deutschen Gesellschaft in Göttingen Mitgliede. Hannover verlegts Joh. Chr. Richter 1753. in 8v. 1 Alph. 5 Bogen. Unter allen Schriften des Aristoteles sind seine Dichtkunst und Redekunst beynahe die einzigen, welche bis auf unsre Zeiten ihr Ansehen nicht nur behalten haben, sondern noch fast täglich einen neuen Anwachs desselben gewinnen. Ihr Verfasser muß nothwendig ein großer Geist gewesen seyn; man überlege

nur dieses: kaum hörte seine Herrschaft in dem Reiche der Weltweisheit auf, als man durch diesen erloschenen Glanz einen andern in ihm entdeckte, den kein Araber, und kein Scholastiker wahrgenommen hatte. Man erkannte ihn als den tiefsten Kunstrichter, und seit der Zeit herrscht er in dem Reiche des Geschmacks unter den Dichtern und Rednern eben so unumschränkt, als ehedem unter seinen Peripatetikern. Seine Dichtkunst, oder vielmehr das Fragment derselben, ist der Quell aus welchem alle Horaze, alle Boileaus, alle Hedelins, alle Bodmers, bis so gar auf die Gottschede, ihre Fluren bewässert haben. Dieser hat uns schon seit vielen Jahren auf eine deutsche Uebersetzung derselben warten lassen; und warum er sich endlich doch einen andern damit hat zuvorkommen lassen, können wir nicht sagen, es müßte denn die Griechische Sprache und seine eigne Dichtkunst, welche keine weder über sich noch neben sich leiden will, daran Schuld seyn. Herr Curtius besitzt alle Eigenschaften, welche zu Unternehmung einer solchen Arbeit erfordert wurden; Kenntniß der Sprache, Critik, Litteratur und Geschmack. Seine Uebersetzung ist getreu und rein; seine Anmerkungen sind gelehrt, und erleutern den Text hinlänglich; und seine eigne Abhandlungen enthalten sehr viele schöne Gedanken von dem Wesen und dem wahren Begriffe der Dichtkunst; von den Personen und Handlungen eines Heldengedichts, von der Absicht des Trauerspiels, von den Personen und Vorwürfen der Komödie, von der Wahrscheinlichkeit, und von dem Theater der Alten. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(13. Sept.) Neue Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens. Sechstes Stück. Frankfurt und Leipzig bey F. Lankischens Erben 1753. Die Verfasser schliessen mit diesem Stücke den ersten Band, und wir nehmen uns bey dieser Gelegenheit die Freyheit ihnen zu sagen, daß sie noch nicht einmal der Schatten von den Belustigern sind. Ihre prosaische Stücke sind mittelmäßig, und das ist es alles was wir auch von denen sagen können, die wir wissen nicht was für ein gelehrtes Ansehen haben wollen. Ihre poetischen Aufsätze aber sind noch unter dem Mittelmäßigen und dem Elenden ziemlich nahe. Sie reimen ohne Erfindung, ohne Witz, ohne Sprachrichtigkeit die allertrivialsten Gedanken, wenn es anders Gedanken sind. Von Gott sagt einer von ihren Dichtern S. 489.

O nein, ſein Ohr iſt nicht zu dick,
Sein Arm iſt nicht zu kurz;
Er hört ihn, und er ſchaft ſein Glück,
Und wendet ſeinen Sturz.

Von dem Joſeph ſagt eben dieſer:

Die Brüder ſeine Peiniger,
Die ihm aus Neid geraubt,
Sehn nun den Bruder herrlicher
Als ſie vorher geglaubt.

Ein andrer ſingt

Kein Haushalt mehret meinen Kummer,
Kein böſes Weib ſtört meine Ruh.

Bey Beſchreibung ſeines Gartens ſagt er:

Kein Jupiter ſchwingt ſeine Blitze
Den hier des Künſtlers Hand geätzt.
Was iſt ein ſolcher Gott mir nütze,
Den erſt ſein Unterthan geſetzt?

Als wenn man Bildſeulen deswegen in die Gärten ſetzte, um ſie anzubeten. Solch Zeug wird man auf allen Seiten finden, wo die Herren ihre Proſe nach gereimten Zeilen abtheilen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 2 Gr.

(20. Sept.) Ausführliches Verzeichnis von neuen Büchern mit hiſtoriſchen und kritiſchen Anmerkungen in alphabetiſcher Ordnung verfaßt von Melchior Ludwig Widekind, Prediger zu Berlin. Erſtes und zweytes Stück. Berlin, verlegts A. Haude und J. C. Spener. 1753. in 8v. 1 Alph. Das neuſte und zum Theil vollſtändigſte Werk von einem der angenehmſten Theile der Gelehrtengeſchichte, von der Kenntniß ſeltner Bücher, iſt ohne Streit die Bibliothek des Hrn. Clement. Da ſie aber ein wenig koſtbar iſt, und ohne Zweifel einmal zu einer ziemlichen Anzahl von Bänden anwachſen muß, ſo verdient das Unternehmen des Herrn Prediger Widekinds, eine ins kurze gezogene Ueberſetzung davon zu liefern, allen Dank. Dieſe zwey Stücke, welche der Anfang ſind, gehen von A bis Ba und enthalten nicht nur alle ſeltne Bücher welche Herr Clement anführt, ſondern auch noch verſchiedne mehr, welche Theils aus der Saltheniſchen Bibliothek, Theils aus den Schriften des Herrn Freytags, Theils auch aus der eignen Kenntniß des Hrn.

Widekinds hinzugekommen ſind. Auch wird man das Beträchtlichſte aus den Anmerkungen des erſtern darinne finden, ob man gleich vielleicht wünſchen wird, daß man ein wenig mehr Prüfung dabey angewendet hätte. Hr. Clement iſt oft in ſeinen Urtheilen ein wenig zu geſchwind, und ſpricht dann und wann von Büchern, die er nicht geſehen hat, eben ſo zuverſichtlich als wenn er ſie geſehen hätte. Wir wollen nur ein einziges Exempel anführen: er macht unter andern den Jacobus Angelus, wegen ſeiner Lebensbeſchreibung des Cicero zu einem bloſſen Ueberſetzer des Plutarchs, und ſetzt ganz freudig hinzu: voila donc un Auteur reduit à la condition de ſimple Traducteur! Wann er auch nur den Titel dieſer Lebensbeſchreibung gekannt hätte, ſo würde er ſchon ein beſſers aus den Worten, die ſich darauf befinden: à Jacobo quodam cognomento Angelo non tam ex Plutarcho converſa quam denuo ſcripta, erſehen haben. Herr Widekind ſchreibt ihm dieſes, wie faſt alles nach, und giebt ſich wohl gar oft Mühe, wann ſein Vorgänger ſich übereilt hat, noch eine Ausflucht für ihn zu finden; wie es z. E. bey dem Nonnus des P. Abrahams geſchehen iſt, wo man es nicht allein aus dem Titel ſieht, daß er ihn niemals muß geſehen haben, ſondern auch aus der falſchen Anzahl der Verſe, die er uns mit den beſtimmteſten Zahlen angiebt. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 12 Gr.

(13. Nov.) G. E. Leßings Schriften. Erſter und zweyter Theil. Berlin bey Chriſt. Fr. Voß. 1753. in 12mo. 1 Alph. 3 Bogen. Der erſte Theil dieſer Schriften enthält zwey Bücher Lieder, Fabeln, Sinnſchriften und Fragmente ernſthafter Gedichte. Dieſe letztern hat der Verfaſſer ſeinen Leſern nicht ganz mittheilen wollen, vielleicht ihnen den Ekel zu erſparen, den er ſelbſt empfunden hat, wenn er um einige wenige ſchöne Stellen geleſen zu haben, zugleich nicht wenig ſchlechte, und ſehr viel mittelmäßige hat leſen müſſen. Der zweyte Theil beſtehet aus Briefen, die man, wenn man will, freundſchaftliche Briefe eines Pedanten nennen kan. Wenn es übrigens wahr iſt, daß verſchiedene von den in dieſer Sammlung enthaltenen Stücken, den Beyfall der Kenner, gedruckt oder geſchrieben, ſchon erhalten haben, ſo kan man vielleicht vermuthen, daß ihnen die Sammlung ſelbſt nicht zuwider ſeyn wird. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 16 Gr.

(27. Nov.) *Le Papillon qui mord; nouveau Lucien en*

douze Dialogues ſuivis d'une lettre à Mr. Ouf par Mr. Beryber. à Berlin chez Chr. Fr. Voss. 1753. in 12. 17 Bogen. Wann wir es darauf ankommen lieſſen, was ſich die Leſer unter dieſem Titel vorſtellen wollten, ſo zweifeln wir ſehr, ob viele auf den rechten Punct kommen würden. Es ſind zwölf Geſpräche, welche nach Art des kleinen Herodots, von ſehr wichtigen Materien handeln, und nichts geringers als die Vertheidigung der natürlichen und geoffenbarten Religion zum Zwecke haben. Der Verfaſſer hat darinne beſonders mit dem Marquis d'Argens, mit dem Hrn. von Voltaire, mit dem Verfaſſer der Sitten, dem Verfaſſer des Geiſtes der Geſetze und einigen andern zu thun, welche das Unglück gehabt haben, oft unter der Larve der Philoſophie ſehr unphiloſophiſche Sätze zu behaupten. Er iſt aber dabey ein wahrer Schmetterling, welcher von einem Gegenſtande auf den andern flattert, und dieſe Flatterhaftigkeit nur dadurch entſchuldigen kan, daß alle dieſe Gegenſtände Blumen ſind. So macht er zum Exempel bey Gelegenheit des Vorwurfs, daß die ſo genannten ſtarken Geiſter, ſehr kleine Helden in der Geſchichte zu ſeyn pflegten und oft die unſinnigſten hiſtoriſchen Fehler begingen, eine Ausſchweifung auf das Jahrhundert Ludewigs des vierzehnten, welche durch mehr als ein Geſpräch dauert, und in der That leſenswürdige Anmerkungen enthält. Die Geſpräche ſelbſt werden von einem Marquis und einem Weltweiſen geführt; und vielleicht wird mancher Leſer dabey wünſchen, daß der Verfaſſer dieſe Namen verwechſelt, und den Marquis zum Philoſophen, und den Philoſophen zum Marquis möchte gemacht haben, weil es ſich, nach der gemeinen Art zu denken, beſſer für einen Marquis als für einen Philoſophen ſchickt, die Sprache eines abgeſchmackten Freygeiſtes zu führen. Koſtet in den Voßiſchen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(8. Dec.) *Elvire Poeme par Mr. d'Arnaud, Conſeiller d'Ambaſſade de ſa Majeſté le Roi de Pologne &c. & Membre de l'Academie de Pruſſe. à Amsterdam* 1753. *chez Mortier.* in 8vo 6 Bogen. Der Stof zu dieſem Gedichte iſt eine Epiſode aus dem fünften Geſange der Luſiade des unſterblichen portugiſiſchen Dichters Camoens; die Geſchichte nehmlich des Don Manuel de Souze, welcher mit ſeiner Frau, Elvire, an den Klippen des Vorgebirges der guten Hoffnung Schiffbruch leidet, und auf eine wüſte Inſel geworfen wird, wo ſie dem Hunger eine erſchreckliche Beute werden. Was

Herr Arnaud für ein Dichter sey, weiß man schon. Die Reinigkeit der Sprache, das wohlklingende der Versification, und hier und da ein Meisterzug, den er aber, wie es scheint, mehr seinem Gedächtnisse, als seinem Genie zu danken hat: dieses sind seine Schönheiten: hinlängliche Schönheiten eine an sich selbst sehr rührende Geschichte so vorzutragen, daß sie ihren Eindruck nicht verlieret. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 4 Gr.

(25. Dec.) *Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde. Zyrich bei Orell. MDCCLIII.* in 4to 16 Bogen. Dieses ist eines von den Meisterstücken, mit welchen uns in vergangener Messe die Schweiz beschenken wollen, die sich lange genug mit trocknen Regeln beschäftiget hat, und nunmehr auch die Muster dazu geben will. Es ist aus der Feder des Hn. Wielands, eines so fruchtbaren Geistes, daß die Vielheit seiner poetischen Geburten beynahe ein Vorurtheil wider ihren innern Werth seyn könnte, wann ihm der Gott der Critik nicht stets zur Rechten stünde, der ihn durch sein cave faxis te quidquam indignum! immer bey gleicher Stärke zu erhalten weiß. Daß es Briefe aus dem Reiche der Todten sind, sieht man aus dem Titel; und daß diese Einkleidung keine Erfindung des Hn. Wielands ist, werden diejenigen wissen, welche die Briefe der Frau Rowe und andre dieser Art kennen. Es sind deren neune, welche alle voller Seligkeiten, Tugend und Freundschaft sind, so daß uns schon der Inhalt mit aller Achtung davon zu reden bewegen muß. Ueberall herrscht darinne das feinste der feinsten Empfindungen; und die Nachrichten, die uns von dem Himmel mitgetheilt werden, sind neu und curiös. Wem die Briefe selbst ein wenig zu lang vorkommen sollten, der mag überlegen, daß die Gelegenheiten aus jenem in dieses Leben jetziger Zeit sehr rar sind, und man also den Mangel des öftern Schreibens durch das viel Schreiben ersetzen muß. Sonst aber haben wir durch eine neuere Nachricht von dorther erfahren, daß man eine scharfe Untersuchung angestellt, die wahren Namen dieser Correspondenten, eines Junius, einer Lucinde, eines Teaners, und wie sie alle heissen, zu entdecken, um es ihnen ernstlichen zu verweisen, daß sie sich unterstanden haben, wider das; Sie haben Mosen und die Propheten ꝛc. zu handeln. Kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 10 Gr.

(27. Dec.) Gleich jetzo erhalte ich zwey Bogen in Octav welche

in Halle bey Gebauern unter folgender Aufschrift gedruckt sind: Samuel Gotthold Langens Schreiben an den Verfasser der gelehrten Artickel in dem Hamburgischen Correspondenten wegen der im 178 und 179sten Stücke eingedruckten Beurtheilung der Uebersetzung des Horatz. Der Herr Pastor Lange hat mir darinnen die Ehre angethan, auf meine Critik zu antworten; und sich die Schande, es auf eine so abgeschmackte Art zu thun, daß nichts darüber geht. Indem er seine Fehler entschuldigen will, macht er neue, einen über den andern. Sie scheinen mir unter sich zu wetteifern, welche ihn am lächerlichsten machen können; und es gelingt ihnen so gut, daß ich einige Tage Bedenkzeit haben muß, wenn ich den Ausspruch thun soll. Ein einziger Punkt ist es, über welchen ich mich nicht zeitig genug erklären kan. Was ich mir nie von einem vernünftigen Manne, geschweige von einem Geistlichen vermuthet hätte, muß ich von ihm erfahren, von ihm, der meine Vermuthung nicht das erstemal übertrift. Er greift meinen moralischen Charakter an, auf welchen es bey grammatikalischen Streitigkeiten, sollte ich meinen, nicht ankäme. Er giebt mir auf der 25ten Seite einen recht abscheulichen Anstrich; er macht mich zu einem critischen Breteur, welcher die Schriftsteller herausfordert, damit sie ihm die Ausfoderung abkaufen sollen. Ich weis hierauf nichts zu antworten als dieses: daß ich hier vor aller Welt den Herrn Prediger Lange für den boßhaftesten Verleumder erkläre, wenn er mir die auf der angeführten Seite gemachte Beschuldigung nicht beweiset. Ich lege ihm eine Unmöglichkeit auf; mir aber ist das Gegentheil zu erhärten eine Kleinigkeit; und zwar durch das schriftliche Zeugniß eben des dritten Mannes, auf welchen er sich beruft. Ich will es in meiner Antwort der Welt vorlegen, und man wird daraus erkennen, daß mir die angemuthete Niederträchtigkeit nie in den Sinn gekommen ist. Ich bin bis dahin sein Diener.

Gotthold Ephraim Leßing.

(29. Dec.) Zu dem instehenden neuen Jahre wird es wohl nicht undienlich seyn, eine Leipziger Galanterie bekannt zu machen, durch welche man eine kalte Mode wenigstens in einen Scherz verwandeln kan. Es sind satyrische und moralische Neujahrswünsche; an der Zahl vier Dutzend, zwey für Mannspersonen und zwey für Frauenzimmer. Sie sind in Form einer Spielkarte, aus der man sich ein Blatt nach Belieben zieht, und allenfalls den darauf enthaltenen Spruch als

eine Warnung des Himmels ansehen kan. Wir müssen gestehen, daß dieser fast durchaus eine ziemlich artige Sinnschrift ist, deren Verfasser ohne Zweifel auch etwas besseres machen können, als Neujahrswünsche. Zwey kleine Proben mögen es zeigen.

Für eine Mannsperson.

Dir wünsch ich, daß dies Jahr auf Erden
Nicht der Verwandlung Zeit erscheint.
Denn wie die kluge Frau gemeint,
So möchtest du zum Fächer werden.

Für ein Frauenzimmer.

Ihr Frauen von Triumph, ihr Fräuleins von Quadrille.
Das nächste Jahr geb euch in jedem Spiel Spadille!
Und stellt sich sonst kein Freyer ein,
So mags ein Kartenmahler seyn!

Ein jedes Spiel, welches sein besonderes Futeral hat, kostet in den Voßischen Buchläden hier und in Potsdam 9 Gr.

Ein VADE MECUM
für den Hrn. Sam. Gotth. Lange,

Pastor in Laublingen,

in diesem Taschenformate

ausgefertigt von Gotth. Ephr. Lessing.

1754.

Mein Herr Pastor,

Ich weis nicht, ob ich es nöthig habe, mich viel zu entschuldigen, daß ich mich mit meiner Gegenantwort ohne Umschweif an Sie selbst wende. Zwar sollte ich, nach Maaßgebung ihrer Politik, einem dritten damit beschwerlich fallen; wenigstens demjenigen Unbekannten, dem es gefallen hat, *meine* Kritik über ihren verdeutschten Horaz in dem Hamburgischen Correspondenten bekannter zu machen. Allein ich bin nun einmal so; was ich den Leuten zu sagen habe, sage ich ihnen unter die Augen, und wann sie auch darüber bersten müßten. Diese Gewohnheit, hat man mich versichert, soll so unrecht nicht seyn; ich will sie daher auch jezt beybehalten.

Um Ihnen, mein Herr Paſtor, gleich Anfangs ein vorläufiges Compliment zu machen, muß ich Ihnen geſtehen, daß es mir von Herzen leid iſt, Ihrer in dem zweyten Theile meiner Schriften erwähnt zu haben. Zu meiner Entſchuldigung muß ich Ihnen ſagen, was mich dazu bewog. Sie ſtanden, und ſtehen noch, in dem Rufe eines groſſen Dichters, und zwar eines ſolchen, dem es am erſten unter uns gelungen ſey, den öden Weg jenes alten Unſterblichen, des Horaz, zu finden, und ihn glücklich genug zu betreten. Da Sie alſo eine Ueberſetzung Ihres Urbildes verſprochen hatten, ſo vermuthete man mit Recht von Ihnen ein Muſter, wie man den ganzen Geiſt dieſes Odendichters in unſre Sprache einweben könne. Man hofte, Sie würden mit einer recht tiefen critiſchen Kenntniß ſeiner Sprache, einen untrüglichen Geſchmack, und eine glücklich kühne Stärke des deutſchen Ausdrucks verbinden. Ihre Ueberſetzung erſchien; und ich ſage es noch einmal, daß ich ſie in der Verſicherung, unüberſchwengliche Schönheiten zu finden, in die Hand genommen habe. Wie ſchändlich aber ward ich betrogen! Ich wußte vor Verdruß nicht auf wen ich erzürnter ſeyn ſollte, ob auf Sie, oder auf mich: auf Sie, daß Sie meine Erwartung ſo getäuſcht hatten; oder auf mich, daß ich mir ſo viel von Ihnen verſprochen hatte. Ich klagte in mehr als einem Briefe an meine Freunde darüber, und zum Unglücke behielt ich von einem, den ich ausdrücklich deswegen ſchrieb, die Abſchrift. Dieſe fiel mir bey Herausgebung des zweyten Theils meiner Schriften wieder in die Hände, und nach einer kleinen Ueberlegung beſchlos ich, Gebrauch davon zu machen. Noch bis jezt, dachte ich bey mir ſelbſt, hat niemand das Publicum für dieſe Mißgeburth gewarnet; man hat ſie ſogar angeprieſen. Wer weis in wie viel Händen angehender Leſer des Horaz ſie ſchon iſt; wer weis wie viele derſelben ſie ſchon betrogen hat? Soll Herr Lange glauben, daß er eine ſolche Quelle des Geſchmacks mit ſeinem Kothe verunreinigen dürfe, ohne daß andre, welche ſo gut als er daraus ſchöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache heraus? — — — Und kurz, mein Brief ward gedruckt. Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedruckt; Sie bekommen ihn da zu leſen;

Sie erzürnen sich; Sie wollen darauf antworten; Sie setzen sich und schreiben ein Paar Bogen voll; aber ein Paar Bogen, die so viel erbärmliches Zeug enthalten, daß ich mich wahrhaftig, von Grund des Herzens schäme, auf einen so elenden Gegner gestossen zu seyn.

Daß Sie dieses sind, will ich Ihnen, mein Herr Pastor, in dem ersten Theile meines Briefes erweisen. Der zweyte Theil aber soll Ihnen darthun, daß Sie noch ausser ihrer Unwissenheit, eine sehr nichtswürdige Art zu denken verrathen haben, und mit einem Worte, daß Sie ein Verläumder sind. Den ersten Theil will ich wieder in zwey kleine absondern: Anfangs will ich zeigen, daß Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben, und daß sie nicht zu retten sind; zweytens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — — Verzeihen Sie mir, daß ich in einem Briefe so ordentlich seyn muß!

Ein Glas frisches Brunnenwasser, die Wallung ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuschlagen, wird Ihnen sehr dienlich seyn, ehe wir zur ersten Unterabtheilung schreiten. Noch eines Herr Pastor! — — Nun lassen Sie uns anfangen.

1. B. Od. 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Ich habe getadelt, daß *vertex* hier durch Nacken ist übersetzt worden. Es ist mit Fleiß geschehen, antworten Sie. So? Und also haben Sie mit Fleiß etwas abgeschmaktes gesagt? Doch lassen Sie uns ihre Gründe betrachten. Erstlich entschuldigen Sie sich damit: Dacier habe auch gewußt, was *vertex* heisse, und habe es gleichwohl durch Stirne übersetzt. — Ist denn aber Stirn und Nacken einerley? Dacier verschönert einigermassen das Bild; Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernst, daß man mit dem Nacken in der Höhe an etwas anstossen kann, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? Dacier über dieses mußte Stirne setzen, und wissen Sie warum? Ja, wenn es nicht schiene, als ob Sie von dem Französischen eben so wenig verstünden, als von dem Lateinischen, so traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie also, Herr Pastor, was Ihnen in Laublingen freylich niemand lehren kann; daß die französische

Sprache kein eignes Wort hat, der Lateiner *vertex* oder unser Scheitel auszudrücken. Wenn sie es ja ausdrücken will, so muß sie sagen: sommet de la tête. Wie aber würde dieses geklungen haben, wenn es Dacier in einer nachdrücklichen Uebersetzung eines Dichters hätte brauchen wollen? Daß meine Anmerkung ihren Grund habe, können Sie schon daraus sehen, weil er nicht einmal in der wörtlichen Uebersetzung, die er bey abweichenden Stellen unter den Text zu setzen gewohnt ist, das sommet de la tête hat brauchen können, sondern bloß und allein sagen muß: de ma tête glorieuse je fraperai les astres. Sind Sie nun in gleichem Falle? Ist Nacken etwa kürzer, oder nachdrücklicher, oder edler als Scheitel? — — Lassen Sie uns Ihre zweyte Ursache ansehen. Ich habe, sagen Sie, mehr nach dem Verstande, als nach den Worten übersetzt, — — (in der Vorrede sagen Sie gleich das Gegentheil) — — und habe meinem Horaze auf das genauste nachfolgen wollen. Sie setzen sehr witzig hinzu: ich sollte mir ihn nicht als ein Cartesianisches Teufelchen vorstellen, welches im Glase schnell aufwärts fährt, oben anstößt, und die Beine gerade herunter hangen läßt. Wen machen Sie denn damit lächerlich, Herr Pastor? Mich nicht. Wenn Horaz nicht sagen will: Dann werde ich für stolzer Freude auffahren, und mit erhabnem Scheitel an die Sterne stossen; was sagt er denn? Wir sprechen in gemeinem Leben: für Freuden mit dem Kopfe wider die Decke springen. Veredeln Sie diesen Ausdruck, so werden Sie den Horazischen haben. Eine proverbialische Hyperbel haben alle Ausleger darinne erkannt, und Dacier selbst führt die Stelle des Theocritus:

Ες ουρανον ἀμμιν ἀλευμαι

als eine ähnliche an. Hat sich dieser nun auch den Horaz als ein Glaßmännchen vorgestellt? Doch Sie finden ganz etwas anders in den streitigen Worten, und sehen hier den Dichter, wie er an dem Sternenhimmel schwebet und herab schauet — — O daß er doch auf Sie herab schauen, und sich wegen seiner Schönheiten mit Ihnen in ein Verständniß einlassen möchte! — — Ich soll mir ihn nicht als ein Cartesianisches Teufelchen einbilden, und Sie, Herr Pastor, = = Sie machen ihn zu einem

Diebe am Galgen, oder wenigstens zu einem armen Terminusbilde, welches mit dem Nacken ein Gebälke tragen muß. Ich sage mit Bedacht tragen, weil ich jezo gleich auf einen Verdacht komme, der nicht unwahrscheinlich ist. Huy, daß Sie denken *feriam* heisse: ich will tragen; weil Sie sich erinnern von feram einmal ein gleiches gehört zu haben? Wenn das nicht ist, so können Sie unmöglich anders als im hitzigen Fieber auf den Nacken gekommen seyn.

1. B. Od. 2.

galeæque leves

Sie sind ein poßierlicher Mann, mein Herr Gegner! Und also glauben Sie es noch nicht, daß levis, wenn die erste Syllbe lang ist, allezeit glatt oder blank heißt? Und also meinen Sie wirklich, daß es bloß auf meinen Befehl so heissen solle? Wahrhaftig Sie sind listig! Die Gebothe der Grammatik zu meinen Gebothen zu machen, damit Sie ihnen nicht folgen dürfen! Ein Streich, den ich bewundere! Doch, Scherz bey Seite; haben Sie denn niemals gehört, wie lēvis nach der Meinung grosser Stylisten eigentlich solle geschrieben werden? Haben Sie nie gehört, daß alle Diphthonge lang sind? Ich vermuthe, daß in Laublingen ein Schulmeister seyn wird, welcher auch ein Wort Latein zu verstehen denkt. Erkundigen Sie sich bey diesem, wenn ich Ihnen rathen darf. Sollte er aber eben so unwissend seyn, als Sie; so will ich kommen und die Bauern aufhetzen, daß sie ihm Knall und Fall die Schippe geben. Ich weis auch schon, wen ich ihnen zum neuen Schulmeister vorschlagen will. Mich. Ihr Votum, Herr Pastor, habe ich schon. Nicht? Alsdann wollen wir wieder gute Freunde werden, und gemeinschaftlich Ihre Uebersetzung rechtschaffen durchackern. Vor der Hand aber können Sie, auf meine Gefahr, die leichten Helme immer in blanke verwandeln: Denn was Ihre Ausflucht anbelangt, von der weis ich nicht, wie ich bitter genug darüber spotten soll. — Horaz, sagen Sie, kehrt sich zuweilen nicht an das Syllbenmaaß, so wenig als an die Schönheit der Wortfügung. — — Kann man sich etwas seltsameres träumen lassen? Horaz muß Schnitzer machen, damit der Herr Pastor in Laublingen keine möge gemacht haben. Doch

ſtille! es ſteht ein Beweis dabey. In der 19ten Ode des zweyten Buchs, ſoll Horaz noch einmal die erſte Sylbe in levis lang gebraucht haben, ob es ſchon daſelbſt offenbar leicht heiſſe:

Disjecta non levi ruina.

— — Allein, wenn ich bitten darf, laſſen Sie den Staub weg, den Sie uns in die Augen ſtreuen wollen. Schämen Sie ſich nicht, eine fehlerhafte Lesart ſich zu Nutze zu machen? Es iſt wahr, wie Sie den Vers anführen, würde ich bey nahe nicht wiſſen, was ich antworten ſollte. Zum guten Glücke aber kan ich unſern Leſern ſagen, daß die beſten Kunſtrichter für *levi* hier leni leſen, und daß man ihnen nothwendig beyfallen muß. Ich berufe mich deswegen von Herr Langen dem Ueberſetzer, auf Herr Langen den Dichter. Dieſer ſoll mir ſagen, ob nicht *non levis ruina* ein nicht leichter Fall für den Horaz ein ſehr gemeiner Ausdruck ſeyn würde? Und ob das Beywort *non lenis* ein nicht ſanfter ihm nicht weit anſtändiger ſey? Sie ſetzen mir die beſten Handſchriften entgegen. Welche haben Sie denn geſehen, mein Herr Paſtor? War keine von denen darunter, von welchen Lambinus ausdrücklich ſagt, *leni* habent aliquot libri manuſcripti? Und wiſſen Sie denn nicht, daß auch in den allerbeſten die Verwechslung des n in u, und umgekehrt nicht ſelten iſt? Ueberlegen Sie dieſes, vielleicht ſagen Sie endlich auch hier: als ich recht genau zu ſahe, ſo fand ich, daß ich Unrecht hatte.

— — — Ich hatte hier die Feder ſchon abgeſetzt, als ich mich beſann, daß ich zum Ueberfluſſe Ihnen auch Autoritäten entgegen ſetzen müſſe. Bey einem Manne, wie Sie, pflegen dieſe immer am beſten anzuſchlagen. Hier haben Sie alſo einige, die mir nachzuſehen die wenigſte Mühe gekoſtet haben. Lambinus ſchreibt læves. Mancinellus erklärt dieſes Wort durch ſplendentes; Landinus durch politæ und ſetzt mit ausdrücklichen Worten hinzu: leve cum prima ſyllaba correpta ſine pondere ſignificat: ſin autem prima ſyllaba producta profertur ſignificat *politum*. Beruht dieſer Unterſchied nun noch bloß auf meinem Befehle? Hermannus Sigulus umſchreibt die ſtreitige Stelle alſo: qui horrendo militum concurrentium fremitu et formidabili armorum ſtrepitu ac *fulgore* delectatur. Laſſen Sie uns

noch ſehen, wie es Dacier überſetzt; er, der ſo oft ihr Schild und Schutz ſeyn muß: qui n'aimés à voir que l'eclat de casques. In der Anmerkung leitet er levis von λειος her und erklärt es durch polies und luiſantes. Habe ich nun noch nicht Recht? O ziſcht den Starrkopf aus!

1. B. Od. 11.

Vina liques.

Verlaß den Wein. Ich habe dieſen Ausdruck getadelt, und mein Tadel beſteht noch. Mein ganzer Fehler iſt, daß ich mich zu kurz ausgedruckt, und Sie, mein Herr Lange, für ſcharfſichtiger gehalten habe, als Sie ſind. Sie bitten mich die Ruthe wegzulegen. Vielleicht, weil Sie zum voraus ſehen, daß Sie ſie hier am meiſten verdienen würden. Ihre Antwort beruht auf vier Punkten; und bey allen vieren werde ich ſie nöthig haben. Man wird es ſehen.

1. Sie ſagen, liquare heiſſe zerlaſſen und zerſchmelzen; beydes aber ſey nicht einerley. Beydes aber, ſage ich, iſt einerley, weil beydes in dem Hauptbegriffe flüßig machen liegt. Ein Fehler alſo! Der andere Fehler iſt eine Boßheit, weil Sie wider alle Wahrſcheinlichkeit meine Critik ſo aufgenommen haben, als ob ich verlangte, daß Sie vinum liquare durch den Wein ſchmelzen hätten geben ſollen. Sie fragen mich, ob es in den Worten des Plinius alvum liquare auch ſchmelzen heiſſe? Ich aber thue die Gegenfrage: heißt es denn zerlaſſen? Die Hauptbedeutung iſt flüßig, und folglich auch, klar machen; wie ich ſchon geſagt habe.

2. Nun wollen Sie, Herr Paſtor, gar Scholiaſten anführen, und zwar mit einem ſo froſtigen Scherze, daß ich beynahe das kalte Fieber darüber bekommen hätte. Den erſten Scholiaſten nennen Sie: Acris. Acris? Die Ruthe her! Die Ruthe her! Er heißt Acron, kleiner Knabe! Laß doch du die Scholiaſten zufrieden. — — Den andern nennen ſie, Herr Paſtor, Landin. Landin? Da haben wirs! Merkts, ihr Quintaner, indem ich es dem Herrn Lange ſage, daß man keinen Commentator aus dem 16ten Jahrhunderte einen Scholiaſten nennen kann. Es wär eben ſo abgeſchmackt, als wenn ich den Joachim Lange zu einem Kirchenvater machen wollte.

3. Ich weis es, Herr Paſtor, daß bey liquefacere in dem Wörterbuche zerlaſſen ſteht. Es iſt aber hier von liquare und nicht liquefacere die Rede. Doch, wenn Sie es auch bey jenem gefunden haben, ſo merken Sie ſich, daß nur unverſtändige Anfänger ohne Unterſcheid nach dem Wörterbuche überſetzen. Bey vertex hätten Sie dieſes thun ſollen, und nicht hier; hier wo es, wenn Sie anders deutſch reden wollten, durchaus nicht anging.

4. Gut; Sanadon ſoll Recht haben; vinum liquare ſoll den Wein filtriren, oder ihn durchſäugen heiſſen; ob gleich noch etwas mehr dazu gehört. Ich weis es, daß es dieſes heißt, zwar nicht aus dem Sanadon, ſondern aus dem Columella und Plinius, von welchem letztern Sie, mein Herr Lange, nichts mehr zu wiſſen ſcheinen, als was alvum liquare heißt. Eine Beleſenheit, die einen Apothekerjungen neidiſch machen mag! — — Doch worauf ging denn nun meine Critik? Darauf, daß kein Deutſcher bey dem Worte zerlaſſen auf eine Art von Filtriren denken wird, und daß ein jeder, dem ich ſage, ich habe den Wein zerlaſſen, glauben muß, er ſey vorher gefrohren geweſen. Haben Sie dieſes auch gemeint, Herr Paſtor? Beynahe wollte ich das juramentum credulitatis darauf ablegen! Denn was Sie verdächtig macht iſt dieſes, daß die Ode, in welcher die ſtreitige Stelle vorkommt, augenſcheinlich zur Winterszeit muß ſeyn gemacht worden. Dieſen Umſtand haben Sie in Gedanken gehabt, und vielleicht geglaubt, daß Italien an Lappland grenzt, wo wohl gar der Brandewein gefrühret. — — In der Geographie ſind Sie ohnedem gut bewandert, wie wir unten ſehen werden. — — Sie laſſen alſo den Horaz der Leuconoe befehlen, ein Stück aus dem Faſſe auszuhauen, und es an dem Feuer wieder flüßig zu machen. So habe ich mir ihren Irrthum gleich Anfangs vorgeſtellt, und in der Eil wollte mir keine andre Stelle aus einem Alten, als aus dem Martial, beyfallen, die Sie ein wenig aus dem Traume brächte. Was ſagen Sie nun? Kann ich die Ruthe weglegen? Oder werden Sie nicht vielmehr mit ihrem Dichter beten müſſen:

— — — — neque
Per noſtrum patimur ſcelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

Zwar, das möchte zu erhaben ſeyn; beten Sie alſo nur lieber ihr eignes Verſchen.

O wie verfolgt das Glück die Frommen!
Hier bin ich garſtig weggekommen.

— — Bey Gelegenheit ſagen Sie mir doch, auf welcher Seite ihrer Horaziſchen Oden ſtehen dieſe Zeilen? Sie machen Ihnen Ehre!

2. B. Od. 1.

Gravesque principum amicitiæ.

Was ſoll ich von Ihnen denken, Herr Paſtor? Wenn ich Ihnen zeige, daß Sie der einzige weiſe Sterbliche ſind, der hier unter *graves* etwas anders als ſchädlich verſtehen will, was werden Sie alsdenn ſagen? Laſſen Sie uns von den franzöſiſchen Ueberſetzern anfangen; ſie ſind ohnedem, wie ich nunmehr wohl ſehe, ihr einziger Stecken und Stab geweſen. Ich habe aber deren nicht mehr als zwey bey der Hand; den Dacier und den Batteux. Jener ſagt vous nous decouvrés le ſecret des funeſtes ligues des Princes: dieſer ſagt faſt mit eben dieſen Worten: les ligues funeſtes des Grands. — — Betrachten Sie nunmehr alte und neue Commentatores. Acron ſezt für graves, pernicioſas aut inſidas; Mancinellus erklärt es durch noxias. Hermannus Figulus ſezt zu dieſer Stelle: puta ſocietatem Craſſi Pompeji & Cæſaris, qua orbis imperium occuparunt, afflixerunt atque perdiderunt. Chabotius fügt hinzu: amicitiæ Principum iſtorum fictæ et ſimulatæ erant, ideo & ipſis inter ſe & pop. Roman. *pernicioſæ* fuerunt. Rodellius endlich in ſeiner für den Dauphin gemachten Umſchreibung giebt es durch pernicioſas procerum coitiones — — Sagen Sie mir, iſt es nun noch bloß Leſſingiſch? Sie erweiſen einem jungen Critico, wie Sie ihn zu nennen pflegen, allzuviel Ehre, die Erklärungen ſo verdienſtvoller Männer nach ihm zu benennen. Laſſen Sie ſich noch von ihm ſagen, daß Horaz hier ohne Zweifel auf einen Ausſpruch des jüngern Cato zielet, nach welchem er behauptet: non ex inimicitiis Cæſaris atque Pompeji ſed ex ipſorum & Craſſi

ſocietate amica omnia Reipubl. profecta eſſe mala — — Ich bin des Auffſchlagens müde; wann Sie aber mehr Zeit dazu haben als ich, ſo fordre ich Sie hiermit auf, mir denjenigen Ausleger zu nennen, welcher auf ihrer Seite iſt. Ihre Entſchuldigung von der Beſcheidenheit des Horaz iſt eine Grille, weil der Dichter nicht das zweyte ſondern das erſte Triumvirat will verſtanden wiſſen. Daß gravis eigentlich ſchwer heiſſe, brauche ich von Ihnen nicht zu lernen, und ich würde es ſehr wohl zufrieden geweſen ſeyn, wenn Sie ſchwer geſetzt hätten. Allein Sie ſetzen wichtig und das iſt abgeſchmackt. Bey ſchweren Bündniſſen hätte man wenigſtens noch ſo viel denken können, daß ſie der Republick ſchwer gefallen wären; bey ihrem Beyworte hingegen, läßt ſich ganz und gar nichts denken. Ueberhaupt muß Ihnen das *gravis* ein ſehr unbekanntes Wort geweſen ſeyn, weil Sie es an einem andern Orte gleichfalls falſch überſetzen. Ich meine die zweyte Ode des erſten Buchs, wo Sie *graves Perſæ* durch harte Perſer geben. Dieſe Ueberſetzung iſt ganz wider den Sprachgebrauch, nach welchem die Perſer eher ein weichliches als ein hartes Volk waren. In eben dieſer Ode ſagt Horaz *grave ſeculum Pyrrhæ* welches Sie ein klein wenig beſſer durch der Pyrrha betrübte Zeit ausdrücken. Was erhellet aber aus angeführten Orten deutlicher als dieſes, daß es dem Dichter etwas ſehr gemeines ſey, mit dem Worte *gravis* den Begrif, ſchädlich, ſchreklich, fürchterlich zu verbinden? Ohne Zweifel glauben Sie dem Dacier mehr als mir; hören Sie alſo was er ſagt, und ſchämen Sie ſich auch hier ihres Starrkopfs: il apelle les Perſes *graves*, c'eſt à dire terribles, redoutables, à cauſe du mal qu'ils avoient fait aux Romains, comme ils a deja apellé le ſiecle de Pyrrha *grave*, par la même raiſon. An einem andern Orte ſagt eben dieſer Ausleger, daß gravis ſo viel als horribilis wäre; ein Beywort welches Horaz den Medern, ſo wie jenes den Perſern giebt.

2. B. Od. 4.

Cujus octavum trepidavit ætas
Claudere luſtrum.

Hier weis ich nicht, wo ich zuerſt anfangen ſoll, Ihnen alle ihre Ungereimtheiten vorzuzählen. Sie wollen mir beweiſen,

daß trepidare an mehr als einer Stelle, zittern heiſſe, und verlangen von mir, ich ſolle Ihnen die Ausgabe des Cellarius angeben, in welcher eilen ſtehe. Sagen Sie mir, Herr Paſtor, führen Sie ſich hier nicht als einen tückiſchen Schulknaben auf? Als einen Schulknaben, daß Sie verlangen, Ihnen aus dem Cellarius mehr zu beweiſen, als darinne ſtehen kann; als einen tückiſchen, daß Sie meine Worte verdrehen, als ob ich geſagt hätte, daß trepidare überall eilen heiſſe. Sehen Sie doch meinen Brief nach: wie habe ich geſchrieben? Trepidare, ſind meine Worte, kann hier nicht zittern heiſſen; es heißt nichts als eilen. Verſtehen Sie denn nicht, was ich mit dem hier ſagen will? Ein Quintaner weis es ja ſchon, wenn er dieſes Wörtchen lateiniſch durch h. l. ausgedrückt findet, daß eine nicht allzugemeine Bedeutung damit angemerkt werde. Doch was predige ich Ihnen viel vor? Sie müſſen mit der Naſe darauf geſtoßen ſeyn. Nun wohl! Erſt will ich Ihnen zeigen, daß trepidare gar oft, auch bey andern Schriftſtellern eilen heiſſe; und zum andern, daß es hier nichts anders heiſſe. Schlagen Sie alſo bey dem Virgil das neunte Buch der Aeneis nach; wie heißt der 114 Vers?

Ne trepidate meas, Teucri, defendere naves.

Was heißt es nun hier? Eilen. Haben Sie den Julius Cäſar geleſen? haben Sie nicht darinne gefunden, daß dieſer tredare und concurſare mit einander verbindet? Was muß es da heiſſen? Eilen. Drey Zeugen ſind unwiderſprechlich. Schlagen Sie alſo noch in dem Livius nach, ſo werden Sie, wo ich nicht irre, in dem 23ten Buche finden: cum in ſua quisque miniſteria diſcurſu trepidat. Trepidare kann alſo eilen heiſſen, und heißt auch nichts anders in der ſtreitigen Stelle des Horaz. Alle Ausleger, ſo viel ich deren bey der Hand habe, ſind auf meiner Seite. Acron erklärt es durch feſtinavit: Landinus durch properavit. Chabotius ſetzt hinzu verbum eſt celeritatis: Lambinus fügt bey: uſus eſt verbo ad ſignificandum celerrimum ætatis noſtræ curſum aptiſſimo. Noch einen kan ich anführen, den Jodocus Badius, welcher ſich mit dem Scholiaſten des Worts feſtinavit bedienet. Wollen Sie einen neuern Zeugen haben, ſo wird Ihnen vielleicht Dacier anſtatt aller ſeyn kön-

nen. Sie scheinen seine Uebersetzung nur immer da gebraucht zu haben, wo sie zweifelhaft ist. Hätten Sie doch auch hier nachgesehen, so würden Sie gefunden haben, daß er es vollkommen nach meinem Sinne giebt: un homme dont l'age s'eſt haté d'accomplir le huitieme luſtre — — Hier könnte ich abbrechen, und meine Critik wäre erwiesen genug, wenn ich nicht noch auf ihre seltsame Entschuldigungen etwas antworten müßte. Ich hatte gesagt, es müsse deswegen hier eilen heissen, weil man in dem 40ten Jahre schwerlich schon zittere. Hierauf aber antworten Sie ganz eifrig: Was? ist das so etwas seltsames, daß ein Trinker, wie Horaz, der auch nicht keusch lebte, im 40ten Jahre zittert? — — Mit ihrer Erlaubniß, Herr Pastor, das ist nicht ihr Ernst. Oben lachte ich schon über Sie, daß Sie, sich zu entschuldigen, den Horaz zu einem Dichter machen, welcher sich weder um das Syllbenmaß, noch um die Wortfügung bekümmert. Was soll ich nun hier thun, hier, wo Sie ihn, sich zu retten, gar zu einem Trunkenbolde und Hurer machen, welcher in seinem vierzigsten Jahre die Sünden seiner Jugend büssen muß? Wann Sie von dem guten Manne so schlecht denken, so ist es kein Wunder, daß er Sie mit seinem Geiste verlassen hat. Daß dieses wirklich müsse geschehen seyn, zeigen Sie gleich einige Zeilen darauf, indem Sie auf eine recht kindische Art fragen: Was denn das eilen hier sagen könne? Ob Horaz schneller 40 Jahr alt geworden, als es von Rechts wegen hätte seyn sollen? Ob sein achtes Lustrum weniger Wochen gehabt, als das siebende? Wahrhafte Fragen eines Mannes, bey dem die gesunde Vernunft Abschied nehmen will! Sind Sie, Herr Pastor, in der That noch eben der, welcher in seinen Horazischen Oden so vielen leblosen Dingen Geist und Leben gegeben, so manchem nothwendigen Erfolge Vorsatz und Absicht zugeschrieben, so manchen Schein für das Wesen genommen, kurz alle poetische Farben so glücklich angebracht hat? Wie kann Sie jezt ein Ausdruck befremden, der wenn er auch uneigentlich ist, doch unmöglich gemeiner seyn kann? Das Jahr eilt zu Ende; die Zeit eilt herbey; sind Redensarten, die der gemeinste Mann im Munde führet. Aber wohin verfällt man nicht, wenn man sich, in den Tag hinein, ohne Ueberlegung vertheidigen will! Die

Rechthaberey bringt Sie so gar so weit, daß Sie sich selbst an einem andern Orte eines Fehlers beschuldigen, um ihren Fehler nur hier gegen mich zu retten. Was ich tadle muß recht seyn, und was ich lobe muß falsch seyn. Ich hatte nehmlich ihre eigene Uebersetzung der Stelle:

Sed vides quanto trepidet tumultu
Pronus Orion

wider Sie angeführt, wo Sie das trepidare schlecht weg durch eilen übersetzt haben. Allein Sie wollen lieber das Zittern weggelassen haben, als mir Recht geben. Pronus trepidat, sagen Sie, heißt: er eilt zitternd hinunter. Ich habe das Wort pronus — — (Hier mag ich mich in Acht nehmen, daß ich für Lachen nicht einen Kleks mache) — — durch eilen ausgedrückt, das Zittern habe ich weggelassen, weil ich zu schwach war das schöne Bild vollkommen nachzumahlen. Und also haben Sie in der That pronus durch eilen ausgedrückt? Ich denke dieses heißt hier zum Untergange? Sagen Sie es nicht selbst?

Doch siehst du nicht mit was vor Brausen Orion
Zum Untergang eilet.

Wahrhaftig Sie müssen jetzt ihre Augen nicht bey sich gehabt haben; oder ihre Uebersetzung hat ein anderer gemacht. Sie wissen ja nicht einmal was die Worte heissen, und wollen das durch eilen gegeben haben, was doch wirklich durch zum Untergange gegeben ist. — — Ich will nur weiter gehen, weil es lächerlich seyn würde, über einen Gegner, der sich im Staube so herum winden muß, zu jauchzen.

2. B. Od. 5.

Nondum munia comparis
Aequare (valet.)

Dieses hatten Sie, mein Herr Pastor, durch: sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen, übersetzt. Ich tadelte daran, theils daß Sie hier ganz an der unrechten Stelle, allzu edle Worte gebraucht, theils daß Sie den Sinn verfehlt hätten. Auf das erste antworten Sie: Horaz brauche selbst edle Worte, welches auch Dacier erkannt habe. Allein verzeihen Sie mir, Horaz braucht nicht edle sondern ehrbare Worte, und wenn Dacier sich erkläret c'est un mot honête, so kann nur einer

2. B. Od. 12.

Dum flagrantia detorquet ad oſcula
Cervicem.

Auch hier wollen Sie noch ſtreiten? Ihr den Hals den heiſſen Küſſen entziehen ſoll alſo nicht das Gegentheil von dem ſeyn, was Horaz ſagen will? Ich bitte Sie, betrachten Sie doch die Stelle mit kaltem Blute, wann ſie es fähig ſind, noch einmal.

Dum flagrantia detorquet ad oſcula
Cervicem, aut facili ſævitia negat
Quæ poſcente magis gaudeat eripi &c.

Finden Sie, der Sie ſonſt ein Mann von Geſchmack ſind, denn nicht, daß Horaz hier durch das aut einen kleinen Gegenſatz macht? Jetzt, will er ſagen, dreht ſie den Hals ſchmachtend den heiſſen Küſſen entgegen; jetzt verſagt ſie das mit verſtellter Grauſamkeit, was ſie ſich doch nur allzugern rauben läßt. — — Doch Sie wollen keine Gründe annehmen; Sie wollen alles nur durch Zeugniſſe berühmter Ausleger beygelegt wiſſen. Auch mit dieſen könnte ich Sie überſchütten, wenn mich die Mühe des Abſchreibens nicht verdröſſe. Ich muß Ihnen aber ſagen, daß ſie alle auf meiner Seite ſind, nur die zwey nicht, welche Sie anführen. Und wer ſind die? Den einen nennen Sie Acriſius und den andern Porphyr. Was iſt das für ein Mann, Acriſius? — — Endlich werde ich Erbarmung mit Ihnen haben müſſen, Herr Paſtor. Sie wollen abermals Acron ſagen. Ich hätte Ihr obiges Acris gerne für einen Druckfehler gehalten, wann mir nicht dieſe noch falſchere Wiederholung ſo gelinde zu ſeyn verwehrte. Wiſſen Sie denn aber, mein lieber Herr Gegner, warum die beyden Scholiaſten Acron und Porphyrio auf ihrer und nicht auf meiner Seite ſind? Deßwegen, weil ſie, wie es aus der Anmerkung des erſtern offenbar erhellt, eine andre Lesart gehabt, und anſtatt detorquet ad oſcula, detorquet ab oſculis gefunden haben. Haben Sie denn auch dieſe Lesart? Sie haben ſie nicht, und ſind ihr auch nicht gefolgt, weil Sie es ſonſt in ihrer Antwort würden erinnert haben. Die Anmerkung die Dacier zu dieſer Stelle macht iſt ſehr gründlich; und nur Ihnen ſcheinet ſie nicht hinlänglich. Aber

warum denn nicht? Etwa weil sie Ihnen widerspricht? Oder haben Sie sie nicht verstanden? Das kann seyn, ich will also ein Werk der Barmherzigkeit thun und sie Ihnen übersetzen, weil sie ohnedem die beste Rechtfertigung meiner Critik seyn wird. „Es läßt sich, sagt er, nichts galanters und nichts besser aus„gedrücktes, als diese vier Verse, erdenken. Den ersten aber „hat man nicht wohl verstanden, weil die Ausleger geglaubt, „Horaz wolle sagen, daß Licinia ihren Mund den Küssen des „Mäcenas entziehen wolle; allein sie haben nicht überlegt, daß „er, wenn dieses wäre, nothwendig hätte sagen müssen detor„quet ab osculo und nicht ad osculum. Horaz sagt also, daß „Mäcen von Liebe gleich stark entflammt sey, Licinia möge nun „mit ihrem Munde seinen Küssen begegnen wollen, oder auch „auf eine nicht abschreckende Art seiner Liebe widerstehen. De„torquet cervicem ad oscula sagt man von einem Mägdchen, das, „indem es thut als ob es den Küssen ausweichen wolle, seinen „Hals so zu wenden weis, daß ihr Mund mit dem Munde „ihres Geliebten zusammen kömmt. Man wird gestehen, daß „diese Erklärung gegenwärtiger Stelle eine ganz andre Wendung „giebt." — — Ich bin hier mit dem Dacier vollkommen zufrieden, nur daß er mir ein wenig zu stolz thut, gleich als ob dieser Einfall bloß aus seinem Gehirne gekommen sey, da ihn doch alle gehabt haben, und nothwendig haben müssen, welche ab osculis lesen. So gar der Paraphrast Lubinus sagt: dum roseam suam cervicem ad oscula tua, *ut tibi gratificetur, inclinat* & detorquet.

3. B. Od. 21.

Nun komm ich auf einen Punkt, der Ihnen, Herr Pastor, Gelegenheit gegeben hat, eine wahrhafte Bettelgelehrsamkeit zu verrathen. Ich habe in dieser Ode getadelt, das Sie prisci Catonis durch Priscus Cato übersetzt haben. Ich habe dazu gesetzt, daß man sich diese Ungereimtheit kaum einbilden könne, und endlich die Frage beygefügt, welcher von den Catonen Priscus geheissen habe? Erstlich also muß ich Ihnen zeigen, daß Sie ihrer Rechtfertigung ungeachtet dennoch falsch übersetzt haben; und hernach muß ich selbst meine eigene Frage rechtfertigen. Doch ich will das letztere zuerst thun, weil ich alsdann etwas

kürzer seyn kann. Welcher von denen Catonen hat Priscus geheissen? Wider diese Frage führen Sie mir, grundgelehrter Herr Pastor, das Zeugniß des Dacier, und des Mancinelli an, welche beyde sagen, daß der ältere Cato Priscus geheissen habe. Ey! Dacier und Mancinelli! Mancinelli und Dacier! Sind das die Leute, mit welchen man etwas Streitiges aus den Alterthümern beweiset? Keine bessern wissen Sie nicht? Wahrhafte Bettelgelehrsamkeit, um es noch einmal zu wiederhohlen! Wann ich nun behauptete, Dacier habe den Mancinelli ausgeschrieben, und Mancinelli rede ohne Beweis; was würden Sie wohl thun? Sie würden diese ihre Fontes noch einmal zu Rathe ziehen; Sie würden sehen, ob sie keine andre Fontes anführen. Allein sie führen keine an; was nun zu thun? Das weis GOtt! Doch, Herr Pastor, ich will Sie in diese Verlegenheit nicht setzen. Was hätte ich davon mit etwas zurückzuhalten, welches im geringsten nicht wider mich ist. Lernen Sie also von mir, was ich weder von dem Mancinelli noch dem Dacier habe lernen dürfen, daß diese ihre beyden Helden ohne Zweifel auf eine Stelle des Plutarchs in dem Leben des ältern Cato zielen. Εκαλειτο δε, heißt es auf meiner 336 Seite der Wechelschen Ausgabe, τῳ τριτῳ των ὀνοματων προτερον οὐ Κατων ἀλλα Πριοκος, ὑςερον δε τον Κατωνα της δυναμεως ἐπωνυμιον ἐσχε. Ρωμαιοι γαρ τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν. Wann es Ihnen, mein lieber Herr Pastor, mit dem Griechischen etwa so gehet, wie mit den algebraischen Aufgaben, die zu verstehen, nach der 4ten Seite ihres Schreibens, es sehr viel kosten soll, so schlagen Sie die Uebersetzung des Herrn Kinds, die 520 Seite des 3ten Theiles auf, wo Sie folgendes finden werden: „im Anfange hieß sein dritter Name „Priscus, und nicht Cato, welchen man ihm wegen seiner Klug„heit beylegte, weil die Römer einen klugen und erfahrnen „Mann Cato heissen.“ — — Ey, mein Herr Lange! Mache ich Ihnen hier nicht eine entsetzliche Freude! Ich gebe Ihnen den Dolch selbst in die Hand, womit Sie mich ermorden sollen. Nicht? Ehe Sie aber zu stossen, bitte ich, so sehen Sie die griechische Stelle noch einmal an. Liegen folgende Sätze nicht deutlich darinnen? Der ältere Cato hat niemals mehr als drey

Namen gehabt; er hieß Priſcus bis er anfieng Cato zu heiſſen: ſo bald er Cato hieß, verlohr er den Namen Priſcus; und nie hat er zuſammen Priſcus Cato geheiſſen, welches vier Namen ausmachen würde, die er nach dem Zeugniſſe Plutarchs nie geführt hat. Wann ich alſo gefragt habe: welcher von den Catonen Priſcus genennet worden; ſo hat nur Herr Paſtor Lange, der ſeinen Gegner für ſo unwiſſend hält, als er ſelbſt iſt, glauben können, als ob ich ſo viel fragen wolle, welcher von den Catonen, ehe er Cato geheiſſen, den Namen Priſcus geführt habe? Was würde dieſes zu der Stelle des Horaz helfen, wo nicht von einem Manne geredet wird, der zu verſchiednen Zeiten, erſt Priſcus und hernach Cato geheiſſen, ſondern von einem, welcher beyde Namen zugleich, wie Herr Lange will, geführet haben ſoll? Meine Frage ſcheinet durch die Auslaſſung eines einzigen Worts ein wenig unbeſtimmt geworden zu ſeyn. Ich hätte nehmlich, um auch den Verdrehungen keine Blöſſe zu geben, mich ſo ausdrücken ſollen: Welcher von den Catonen hat denn Priſcus Cato geheiſſen? Auf dieſe Frage nun iſt unmöglich anders zu antworten als: keiner. Mancinelli und Dacier ſelbſt unterſcheiden die Zeiten, und ſagen nicht, daß er Priſcus Cato zugleich geheiſſen habe. Sie begehen folglich einen Schnitzer, wann Sie nach ihrer Art recht witzig ſeyn wollen, und im Tone der alten Weiber ſagen: es war einmal ein Mann, der hieß Priſcus, und bekam den Zunamen Cato. Nein, mein altes Mütterchen, das iſt falſch; ſo muß es heiſſen: es war einmal ein Mann, deſſen Zuname Priſcus durch einen andern Zunamen, Cato, verdrungen ward. — — Doch laſſen Sie uns weiter gehen. — — Da es alſo hiſtoriſch unrichtig iſt, daß jemals ein Priſcus Cato in der Welt geweſen iſt, ſo könnte es, wird man mir einwenden, gleichwohl dem Dichter erlaubt ſeyn, dieſe zwey Namen zuſammen zu bringen. Gut! und das iſt der zweyte Punkt, auf den ich antworten muß; ich muß nehmlich zeigen, daß Horaz hier gar nicht Willens geweſen iſt, eine Probe ſeiner Kenntniß der Catoniſchen Familiengeſchichte zu geben, und daß ein Herr Lange, der dieſes glaubt, ihn gelehrter macht, als er ſeyn will. Dieſes zu thun will ich, um mir bey Ihnen ein Anſehen zu machen, alte und neue Ausleger

kürzer seyn kann. Welcher von denen Catonen hat Priscus geheissen? Wider diese Frage führen Sie mir, grundgelehrter Herr Pastor, das Zeugniß des Dacier, und des Mancinelli an, welche beyde sagen, daß der ältere Cato Priscus geheissen habe. Ey! Dacier und Mancinelli! Mancinelli und Dacier! Sind das die Leute, mit welchen man etwas Streitiges aus den Alterthümern beweiset? Keine bessern wissen Sie nicht? Wahrhafte Bettelgelehrsamkeit, um es noch einmal zu wiederhohlen! Wann ich nun behauptete, Dacier habe den Mancinelli ausgeschrieben, und Mancinelli rede ohne Beweis; was würden Sie wohl thun? Sie würden diese ihre Fontes noch einmal zu Rathe ziehen; Sie würden sehen, ob sie keine andre Fontes anführen. Allein sie führen keine an; was nun zu thun? Das weis GOtt! Doch, Herr Pastor, ich will Sie in diese Verlegenheit nicht setzen. Was hätte ich davon mit etwas zurückzuhalten, welches im geringsten nicht wider mich ist. Lernen Sie also von mir, was ich weder von dem Mancinelli noch dem Dacier habe lernen dürfen, daß diese ihre beyden Helden ohne Zweifel auf eine Stelle des Plutarchs in dem Leben des ältern Cato zielen. Εκαλειτο δε, heißt es auf meiner 336 Seite der Wechelschen Ausgabe, τῳ τριτῳ των ὀνοματων προτερον οὐ Κατων ἀλλα Πρισκος, ὑστερον δε τον Κατωνα της δυναμεως ἐπωνυμιον ἐσχε. Ρωμαιοι γαρ τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν. Wann es Ihnen, mein lieber Herr Pastor, mit dem Griechischen etwa so gehet, wie mit den algebraischen Aufgaben, die zu verstehen, nach der 4ten Seite ihres Schreibens, es sehr viel kosten soll, so schlagen Sie die Uebersetzung des Herrn Kinds, die 520 Seite des 3ten Theiles auf, wo Sie folgendes finden werden: „im Anfange hieß sein dritter Name „Priscus, und nicht Cato, welchen man ihm wegen seiner Klug„heit beylegte, weil die Römer einen klugen und erfahrnen „Mann Cato heissen.“ — — Ey, mein Herr Lange! Mache ich Ihnen hier nicht eine entsetzliche Freude! Ich gebe Ihnen den Dolch selbst in die Hand, womit Sie mich ermorden sollen. Nicht? Ehe Sie aber zu stossen, bitte ich, so sehen Sie die griechische Stelle noch einmal an. Liegen folgende Sätze nicht deutlich darinnen? Der ältere Cato hat niemals mehr als drey

dinus, scheinet so gar eine andre Lesart gehabt und an statt prisci prisca, welches alsdenn mit virtus zu verbinden wäre, gefunden zu haben. Er setzt hinzu: *prisca virtus*, quæ talis fuit qualis olim in priscis hominibus esse consuevit. Ich gestehe, daß mir diese Abweichung ungemein gefallen würde, wann sie nicht offenbar wider das Sylbenmaaß wäre. — — Doch was suche ich ihre Widerlegung so weit? Ihre zwey Wehrmänner, Mancinellus und Dacier sind Ihnen ja selbst zuwider; und wenn es nicht jedem Leser in die Augen fällt, so kömmt es nur daher, weil Sie ihre Zeugnisse minder vollständig angeführet haben. Ich will diesen kleinen Betrug entdecken. Bey dem Dacier hätten Sie nicht bloß einen Theil der Anmerkung, sondern auch die Uebersetzung selbst, beyfügen sollen. Doch das war Ihnen ungelegen, weil diese ausdrücklich für mich ist. Wann Dacier fest geglaubt hat, daß priscus den erstern Zunamen des Cato bedeute, so sagen Sie mir doch, warum giebt er es gleichwohl durch la vertu du *vieux* Caton? Scheint er dadurch nicht erkannt zu haben, daß seine Anmerkung, so gelehrt sie auch sey, dennoch nicht hierher gehöre? Was vollends den Mancinelli anbelangt, so hätten Sie nur noch einen Perioden mehr hinzusetzen dürfen, um sich lächerlich zu machen. Sagt er denn nicht ausdrücklich: poeta abusus est nomine, man muß den jüngern Cato und nicht den Sittenrichter verstehen? Oder meinen Sie etwa, daß der Widerpart des Cäsars auch Priscus einmal geheissen habe. Wenn Sie dem Mancinelli ein Factum glauben, warum auch nicht das andere? — — Doch ich will mich nicht länger bey Zeugnissen der Ausleger aufhalten, sondern will nur noch durch den Parallelismum, die wahre Bedeutung des priscus unwidersprechlich bestimmen. Ich finde zwey Stellen bey dem Horaz, von welchen ich mich wundre, daß sie kein einziger von den Auslegern, die ich habe zu Rathe ziehen können, angeführet hat. Sie entscheiden alles. Die erste stehet in dem 19 Briefe des ersten Buchs. Horaz versichert gleich Anfangs den Mäcenas, daß keine Gedichte lange leben könnten, welche von Wassertrinkern geschrieben würden; er macht diese Wahrheit zu einem Ausspruche des Cratinus und sagt:

anführen, und zugleich die Gründe untersuchen, welche sie etwa mögen bewogen haben, so wie ich zu denken. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß ich unter mehr als dreyßig beträchtlichen Ausgaben keine einzige finde, die das priſcus mit einem großen P. schreibet, welches doch nothwendig seyn müßte, wenn ihre Besorger es für einen Zunahmen angesehen hätten. Nennen Sie mir doch, Wunders halber, diejenige die in diesem Punkte so etwas besonders hat. Ihr eigner Text, welchem es sonst an dem Besondern, wenigstens in Ansehung der Fehler, nicht mangelt, hat die gemeine Schreibart beybehalten; so daß ich schon entschuldiget genug wäre, wann ich sagte, ich habe Sie beurtheilt, so wie ich Sie gefunden. Denn weswegen läßt ein Uebersetzer sonst sein Original an die Seite drucken, wenn er es nicht deswegen thut, damit man sehen soll, was für einer Lesart, was für einer Interpunction er gefolgt sey? Geschieht es nur darum, damit das Buch einige Bogen stärker werde? Umsonst sagen Sie: es sey mit Fleis geschehen, und die Ursache gehöre nicht hieher. Sie gehört hierher, Herr Pastor, und nicht sie, sondern ihr unzeitiges Siegsgeschrey hätten Sie weglassen sollen — — Lassen Sie sich nun weiter lehren, daß alle Ausleger bey dieser Stelle sich in zwey Klassen abtheilen. Die einen verstehen den ältern Cato, den Sittenrichter, darunter; die andern den jüngern, welchen sein Tod berühmter als alles andre gemacht hat. Jene, worunter Acron, Badius, Glareanus, Lubinus und wie sie alle heissen, gehören, erklären das priſci durch antiquioris oder veteris, und lassen sich es nicht in den Sinn kommen, das Vorgeben des Plutarchs hierher zu ziehen, ob es ihnen gleich, ohne Zweifel, so wenig unbekannt gewesen ist, als mir. Diese, welche sich besonders darauf berufen, daß man den Sittenrichter wohl wegen der aller ausserordentlichsten Mäßigung gelobt, nirgends aber wegen des übermäßigen Trunks getadelt finde; da man hingegen von seinem Enkel an mehr als einem Orte lese, daß er ganze Nächte bey dem Weine gesessen und ganze Tage bey dem Bretspiele zugebracht habe: diese, sage ich, Lambinus, Chabotius ꝛc. verstehen unter *priſcus* einen solchen, welcher seinen Sitten nach aus der alten Welt ist, und nehmen es für severus an. Einer von ihnen, Lan-

binus, scheinet so gar eine andre Lesart gehabt und an statt prisci prisca, welches alsdenn mit virtus zu verbinden wäre, gefunden zu haben. Er setzt hinzu: *prisca virtus*, quæ talis fuit qualis olim in priscis hominibus esse consuevit. Ich gestehe, daß mir diese Abweichung ungemein gefallen würde, wann sie nicht offenbar wider das Sylbenmaaß wäre. — — Doch was suche ich ihre Widerlegung so weit? Ihre zwey Wehrmänner, Mancinellus und Dacier sind Ihnen ja selbst zuwider; und wenn es nicht jedem Leser in die Augen fällt, so kömmt es nur daher, weil Sie ihre Zeugnisse minder vollständig angeführet haben. Ich will diesen kleinen Betrug entdecken. Bey dem Dacier hätten Sie nicht bloß einen Theil der Anmerkung, sondern auch die Uebersetzung selbst, beyfügen sollen. Doch das war Ihnen ungelegen, weil diese ausdrücklich für mich ist. Wann Dacier fest geglaubt hat, daß priscus den erstern Zunamen des Cato bedeute, so sagen Sie mir doch, warum giebt er es gleichwohl durch la vertu du *vieux* Caton? Scheint er dadurch nicht erkannt zu haben, daß seine Anmerkung, so gelehrt sie auch sey, dennoch nicht hierher gehöre? Was vollends den Mancinelli anbelangt, so hätten Sie nur noch einen Perioden mehr hinzusetzen dürfen, um sich lächerlich zu machen. Sagt er denn nicht ausdrücklich: poeta abusus est nomine, man muß den jüngern Cato und nicht den Sittenrichter verstehen? Oder meinen Sie etwa, daß der Widerpart des Cäsars auch Priscus einmal geheissen habe. Wenn Sie dem Mancinelli ein Factum glauben, warum auch nicht das andere? — — Doch ich will mich nicht länger bey Zeugnissen der Ausleger aufhalten, sondern will nur noch durch den Parallelismum, die wahre Bedeutung des priscus unwidersprechlich bestimmen. Ich finde zwey Stellen bey dem Horaz, von welchen ich mich wundre, daß sie kein einziger von den Auslegern, die ich habe zu Rathe ziehen können, angeführet hat. Sie entscheiden alles. Die erste stehet in dem 19 Briefe des ersten Buchs. Horaz versichert gleich Anfangs den Mäcenas, daß keine Gedichte lange leben könnten, welche von Wassertrinkern geschrieben würden; er macht diese Wahrheit zu einem Ausspruche des Cratinus und sagt:

Priſco ſi credis, Mæcenas docte, Cratino.

Priſco Cratino. Ey, Herr Paſtor; Sie ſehen, es iſt hier auch vom Weintrinken, wie in unſrer ſtreitigen Stelle die Rede; ſollte wohl Cratinus auch einmal mit dem Zunahmen Priſcus geheiſſen haben? Schlagen Sie doch geſchwind den Dacier oder Mancinelli nach! — — Die andre Stelle werden Sie in dem zweyten Briefe des zweyten Buchs finden, wo Horaz unter andern ſagt, daß ein Dichter, die alten nachdrücklichen Worte, um ſtark zu reden, wieder vorſuchen müſſe:

Obſcurata diu populo bonus eruet atque
Proferet in lucem ſpecioſa vocabula rerum
Quæ priscis memorata Catonibus atque Cethegis.

Hier haben Sie nun gar priscis Catonibus. Wenn in der Ode prisci der Zunahme geweſen iſt, warum ſoll er es auch nicht hier ſeyn? Ohne Zweifel haben alle Catone, nicht der Sittenrichter allein, Priſcus geheiſſen. Nicht Herr Paſtor? Den Dacier nachgeſehen! hurtig! — — Als den letzten Keil, will ich noch das Zeugniß eines noch lebenden Gelehrten anführen,

noſtrum melioris utroque.

Es iſt dieſes der Herr Prof. Geſner, welcher in der Vorrede zu ſeinen ſcriptoribus rei ruſticæ das *priſcus* ausdrücklich zu nichts als einem Horaziſchen Epitheto macht, ob ihm ſchon die Stelle des Plutarchs bekannt war, und ob er ſchon in andern alten Schriften gefunden hatte, daß man dieſes Priſcus mit unter die Namen des Cato ſeze. Er redet nehmlich von dem Buche dieſes alten Römers über den Ackerbau, und nennt es, ſo wie wir es jezt aufzuweiſen haben, congeriem parum digeſtam *oraculorum* quæ Plinius vocat veri et *Priſci* Catonis, und ſetzt hinzu: Horatianum illud epitheton tribuunt illi etiam inter nomina libri antiqui. Dieſes aber ohne Zweifel auf keine andre Art, als ihn dadurch von dem jüngern Cato, durch das Beywort des Aeltern, zu unterſcheiden. — — Was meinen Sie nun? Haben Sie noch richtig überſetzt? Müſſen Sie nun nicht geſtehen, daß ich mit Grund getadelt habe? Werden Sie noch glauben, daß ich von Ihnen etwas lernen kann? Wenn Sie der Mann wären, ſo würde ich weiter gehen; ich würde Ihnen über die Stelle des Plutarchs ſelbſt, ob ſie mir gleich,

wie Sie oben gesehen haben, nicht widerspricht, einige Zweifel machen; Zweifel, die mir nicht erst seit gestern und heute beygefallen sind. Doch, wahrhaftig ich will sie hersetzen. Wann ich schon von Ihnen keine Erleuterung zu erwarten habe; so sind doch die Leute eben so rar nicht, welche mehr als ich und Sie kennen. Vielleicht lieset uns einer von diesen, und nimmt des Geschichtschreibers Parthey gegen mich, welches mir sehr angenehm seyn wird. Sie aber, Herr Pastor, überhüpfen Sie nur Eine kleine Ausschweifung über obige Stelle des Plutarchs.

Der Griechische Schriftsteller meldet uns in dem angeführten Zeugnisse dreyerley. Erstlich daß Marcus Porcius der erste aus seiner Familie gewesen sey, welcher den Zunahmen Cato geführt; Zweytens, daß er diesen Zunahmen wegen seiner Klugheit bekommen; Drittens, daß er vorher den Zunamen Priscus geführet habe. — — Nun will ich meine Anmerkungen nach Punkten ordnen.

I. So viel ist gewiß, daß Plutarch der genaueste Geschichtschreiber nicht ist. Seine Fehler, zum Exempel, in der Zeitrechnung sind sehr häufig. Alsdann aber kan man ihm am allerwenigsten trauen, wenn er Umstände anführt, welche eine genauere Kenntniß der Lateinischen Sprache erfordern. Diese, wie bekannt ist, hat er nicht besessen. Er sagt in dem Leben des ältern Cato von sich selbst, daß er die Reden des Sittenrichters nicht beurtheilen könne, und die Art, wie er die lateinische Sprache erlernt zu haben vorgiebt, ist bekannt: aus griechischen Büchern nehmlich, welche von der römischen Historie geschrieben. Grundes also genug, ihn allezeit für verdächtig zu halten, so oft er sich in die römische Philologie wagt, die er wenigstens aus keinem griechischen Geschichtschreiber hat lernen können.

II. Daß unser Sittenrichter der erste aus der Porciusischen Familie gewesen sey, welcher Cato geheissen habe, muß ich dem Plutarch deswegen glauben, weil man auch andre Zeugnisse dafür hat. Eines zwar von den vornehmsten, wo nicht gar das einzige, ich meine das Zeugniß des Plinius, (B. 7. Kap. 27.) ist sehr zweydeutig. Er sagt Cato primus Porciæ gentis. Kann dieses nicht eben sowohl heissen, Cato v

der erſte war, der den Namen Porcius führte; als es nach der gemeinen Auslegung heiſſen ſoll: derjenige aus dem Porciusiſchen Geſchlechte, welcher den Namen Cato bekam? Doch es mag das letzte heiſſen, ſo kann ich doch wenigſtens

III. die Plutarchiſche Ableitung mit Grunde verdächtig machen. Er ſagt Ρωμαιοι τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν. Dieſes iſt offenbar falſch, und er hätte anſtatt Κατωνα, nothwendig Κατον ſchreiben ſollen; weil das Adjectivum der Lateiner nicht cato ſondern catus heißt. Sein lateiniſcher Ueberſetzer Hermannus Cruſerus ſcheint dieſen Fehler gemerkt zu haben, und giebt deswegen die angeführten Worte: romani experientem Catum vocant. Doch, wird man ſagen, ungeachtet dieſes Fehlers kan die Ableitung dennoch richtig ſeyn; das Adjectivum mag catus heiſſen; vielleicht aber iſt es in cato verwandelt worden, wann es die Römer als einen Zunamen gebraucht haben — — Allein auch dieſes vielleicht iſt ungegründet. Man ſieht es an dem Beyſpiele des Aelius Sextus, welcher eben dieſen Zunamen bekam; und gleichwohl nicht Cato ſondern Catus genennet ward. Ein Vers, welchen Cicero in dem 1ten Buche ſeiner Tusculaniſchen Streitunterredungen anführt, und der ohne Zweifel von dem Ennius iſt, ſoll es beweiſen:

Egregie cordatus homo Catus Aeliu' Sextus.

Das Catus kann hier nicht als ein bloſes Beywort anzuſehen ſeyn, weil cordatus das Beywort iſt, und die lateiniſchen Dichter von Häufung der Beywörter nichts halten. Es muß alſo ein Zunahme ſeyn, und wann es dieſer iſt, ſo ſage man mir, warum iſt er auch nicht hier in Cato verwandelt worden, oder warum hat nur bey dem Porcius das catus dieſe Veränderung erlitten? Wollte man ſagen, jenes ſey des Verſes wegen geſchehen, ſo würde man wenig ſagen; oder vielmehr man würde gar nichts ſagen, weil ich noch ein weit ſtärkeres Zeugniß für mich aufbringen kann. Das Zeugniß nehmlich des Plinius, welcher (7 B. Kap. 31) mit ausdrücklichen Worten ſagt: præſtitere ceteros mortales ſapientia, ob id Cati, Corculi apud Romanos cognominati. Warum ſagt Er, welcher den alten Cato bey aller Gelegenheit lobt, Cati

und nicht Catones, wenn er geglaubt hätte, daß die letzte Benennung eben dieſe Abſtammung habe?

IV. Ich will noch weiter gehen, und es auch durch einen hiſtoriſchen Umſtand höchſt wahrſcheinlich machen, daß er den Zunamen Cato nicht ſeines Verſtandes und ſeiner Weisheit wegen bekommen habe. Ich berufe mich deswegen auf das, was Cicero de ſenectute anführt; er berichtet uns nehmlich, daß Cato erſt in ſeinem Alter den Zunamen Sapientis, des Weiſen, erhalten habe. Nun ſage man mir, wenn man hieran nicht zweifeln kan, iſt es wohl wahrſcheinlich, daß man ihm aus einer Urſache zwey Zunamen ſolle gegeben haben? daß man ihn ſchon in ſeiner Jugend den Klugen genennt, erſt aber in ſeinem Alter für würdig erkannt habe, den Zunamen der Weiſe zu führen? Denn dieſes iſt aufs höchſte der Unterſcheid, welchen man zwiſchen catus und ſapiens machen kann. Wenn mir jemand dieſen Zweifel heben könnte, ſo wollte ich glauben, daß auch die andern zu heben wären. Die Ausflucht wenigſtens, catus für acutus anzunehmen, ſo wie es Varro bey dem Aelius Sextus haben will, und zu ſagen, unſer Porcius ſey in ſeiner Jugend acutus, das iſt verſchmitzt, und in ſeinem Alter erſt weiſe genennt worden, wird ſich hierher nicht ſchicken, weil das Verſchmitzte ganz wider den Charakter des alten Sittenrichters iſt, der in ſeinem ganzen Leben immer den geraden Weg nahm, und mit der falſchen Klugheit gerne nichts zu thun hatte.

V. Weil nun Plutarch in den obigen Stücken höchſt verdächtig iſt, ſo glaube ich nunmehr das Recht zu haben, über das Priſcus ſelbſt eine Anmerkung zu machen. Da der ältere Cato von verſchiedenen Schriftſtellern mehr als einmal Priſcus genennt wird, theils um dadurch die Strenge ſeiner Sitten anzuzeigen, welche völlig nach dem Muſter der alten Zeiten geweſen waren, theils ihn von dem jüngern Cato zu unterſcheiden: da vielleicht dieſes Beywort auch in den gemeinen Reden, ihn zu bezeichnen, üblich war, ſo wie etwa in den ganz neuern Zeiten, einer von den allertapferſten Feldherren beynahe von einem ganzen Lande der Alte, mit Zuſetzung ſeines Landes, genennt ward; da, ſage ich, dieſe P

2. B. Od. 12.

Dum flagrantia detorquet ad oſcula
Cervicem.

Auch hier wollen Sie noch ſtreiten? Ihr den Hals den heiſſen Küſſen entziehen ſoll alſo nicht das Gegentheil von dem ſeyn, was Horaz ſagen will? Ich bitte Sie, betrachten Sie doch die Stelle mit kaltem Blute, wann ſie es fähig ſind, noch einmal.

Dum flagrantia detorquet ad oſcula
Cervicem, aut facili ſævitia negat
Quæ poſcente magis gaudeat eripi &c.

Finden Sie, der Sie ſonſt ein Mann von Geſchmack ſind, denn nicht, daß Horaz hier durch das aut einen kleinen Gegenſatz macht? Jetzt, will er ſagen, dreht ſie den Hals ſchmachtend den heiſſen Küſſen entgegen; jetzt verſagt ſie das mit verſtellter Grauſamkeit, was ſie ſich doch nur allzugern rauben läßt. — — Doch Sie wollen keine Gründe annehmen; Sie wollen alles nur durch Zeugniſſe berühmter Ausleger beygelegt wiſſen. Auch mit dieſen könnte ich Sie überſchütten, wenn mich die Mühe des Abſchreibens nicht verdröſſe. Ich muß Ihnen aber ſagen, daß ſie alle auf meiner Seite ſind, nur die zwey nicht, welche Sie anführen. Und wer ſind die? Den einen nennen Sie Acriſius und den andern Porphyr. Was iſt das für ein Mann, Acriſius? — — Endlich werde ich Erbarmung mit Ihnen haben müſſen, Herr Paſtor. Sie wollen abermals Acron ſagen. Ich hätte Ihr obiges Acris gerne für einen Druckfehler gehalten, wann mir nicht dieſe noch falſchere Wiederholung ſo gelinde zu ſeyn verwehrte. Wiſſen Sie denn aber, mein lieber Herr Gegner, warum die beyden Scholiaſten Acron und Porphyrio auf ihrer und nicht auf meiner Seite ſind? Deßwegen, weil ſie, wie es aus der Anmerkung des erſtern offenbar erhellt, eine andre Lesart gehabt, und anſtatt detorquet ad oſcula, detorquet ab oſculis gefunden haben. Haben Sie denn auch dieſe Lesart? Sie haben ſie nicht, und ſind ihr auch nicht gefolgt, weil Sie es ſonſt in ihrer Antwort würden erinnert haben. Die Anmerkung die Dacier zu dieſer Stelle macht iſt ſehr gründlich; und nur Ihnen ſcheinet ſie nicht hinlänglich. Aber

warum denn nicht? Etwa weil sie Ihnen widerspricht? Oder haben Sie sie nicht verstanden? Das kann seyn, ich will also ein Werk der Barmherzigkeit thun und sie Ihnen übersetzen, weil sie ohnedem die beste Rechtfertigung meiner Critik seyn wird. „Es läßt sich, sagt er, nichts galanters und nichts besser aus„gedrücktes, als diese vier Verse, erdenken. Den ersten aber „hat man nicht wohl verstanden, weil die Ausleger geglaubt, „Horaz wolle sagen, daß Licinia ihren Mund den Küssen des „Mäcenas entziehen wolle; allein sie haben nicht überlegt, daß „er, wenn dieses wäre, nothwendig hätte sagen müssen detor„quet ab osculo und nicht ad osculum. Horaz sagt also, daß „Mäcen von Liebe gleich stark entflammt sey, Licinia möge nun „mit ihrem Munde seinen Küssen begegnen wollen, oder auch „auf eine nicht abschreckende Art seiner Liebe widerstehen. De„torquet cervicem ad oscula sagt man von einem Mägdchen, das, „indem es thut als ob es den Küssen ausweichen wolle, seinen „Hals so zu wenden weis, daß ihr Mund mit dem Munde „ihres Geliebten zusammen kömmt. Man wird gestehen, daß „diese Erklärung gegenwärtiger Stelle eine ganz andre Wendung „giebt." — — Ich bin hier mit dem Dacier vollkommen zufrieden, nur daß er mir ein wenig zu stolz thut, gleich als ob dieser Einfall bloß aus seinem Gehirne gekommen sey, da ihn doch alle gehabt haben, und nothwendig haben müssen, welche ab osculis lesen. So gar der Paraphrast Lubinus sagt: dum roseam suam cervicem ad oscula tua, *ut tibi gratificetur, inclinat* & detorquet.

3. B. Od. 21.

Nun komm ich auf einen Punkt, der Ihnen, Herr Pastor, Gelegenheit gegeben hat, eine wahrhafte Bettelgelehrsamkeit zu verrathen. Ich habe in dieser Ode getadelt, das Sie prisci Catonis durch Priscus Cato übersetzt haben. Ich habe dazu gesetzt, daß man sich diese Ungereimtheit kaum einbilden könne, und endlich die Frage beygefügt, welcher von den Catonen Priscus geheissen habe? Erstlich also muß ich Ihnen zeigen, daß Sie ihrer Rechtfertigung ungeachtet dennoch falsch übersetzt haben; und hernach muß ich selbst meine eigene Frage rechtfertigen. Doch ich will das letztere zuerst thun, weil ich alsdann etwas

kürzer seyn kann. Welcher von denen Catonen hat Priscus geheissen? Wider diese Frage führen Sie mir, grundgelehrter Herr Pastor, das Zeugniß des Dacier, und des Mancinelli an, welche beyde sagen, daß der ältere Cato Priscus geheissen habe. Ey! Dacier und Mancinelli! Mancinelli und Dacier! Sind das die Leute, mit welchen man etwas Streitiges aus den Alterthümern beweiset? Keine bessern wissen Sie nicht? Wahrhafte Bettelgelehrsamkeit, um es noch einmal zu wiederhohlen! Wann ich nun behauptete, Dacier habe den Mancinelli ausgeschrieben, und Mancinelli rede ohne Beweis; was würden Sie wohl thun? Sie würden diese ihre Fontes noch einmal zu Rathe ziehen; Sie würden sehen, ob sie keine andre Fontes anführen. Allein sie führen keine an; was nun zu thun? Das weis GOtt! Doch, Herr Pastor, ich will Sie in diese Verlegenheit nicht setzen. Was hätte ich davon mit etwas zurückzuhalten, welches im geringsten nicht wider mich ist. Lernen Sie also von mir, was ich weder von dem Mancinelli noch dem Dacier habe lernen dürfen, daß diese ihre beyden Helden ohne Zweifel auf eine Stelle des Plutarchs in dem Leben des ältern Cato zielen. Εκαλειτο δε, heißt es auf meiner 336 Seite der Wechelschen Ausgabe, τῳ τριτῳ των ὀνοματων προτερον οὐ Κατων ἀλλα Πριοκος, ὑςερον δε τον Κατωνα της δυναμεως ἐπωνυμιον ἐσχε. Ρωμαιοι γαρ τον ἐμπειρον Κατωνα ὀνομαζουσιν. Wann es Ihnen, mein lieber Herr Pastor, mit dem Griechischen etwa so gehet, wie mit den algebraischen Aufgaben, die zu verstehen, nach der 4ten Seite ihres Schreibens, es sehr viel kosten soll, so schlagen Sie die Uebersetzung des Herrn Kinds, die 520 Seite des 3ten Theiles auf, wo Sie folgendes finden werden: „im Anfange hieß sein dritter Name „Priscus, und nicht Cato, welchen man ihm wegen seiner Klug„heit beylegte, weil die Römer einen klugen und erfahrnen „Mann Cato heissen.“ — — Ey, mein Herr Lange! Mache ich Ihnen hier nicht eine entsetzliche Freude! Ich gebe Ihnen den Dolch selbst in die Hand, womit Sie mich ermorden sollen. Nicht? Ehe Sie aber zu stossen, bitte ich, so sehen Sie die griechische Stelle noch einmal an. Liegen folgende Sätze nicht deutlich darinnen? Der ältere Cato hat niemals mehr als drey

Namen gehabt; er hieß Priſcus bis er anfieng Cato zu heiſſen: ſo bald er Cato hieß, verlohr er den Namen Priſcus; und nie hat er zuſammen Priſcus Cato geheiſſen, welches vier Namen ausmachen würde, die er nach dem Zeugniſſe Plutarchs nie geführt hat. Wann ich alſo gefragt habe: welcher von den Catonen Priſcus genennet worden; ſo hat nur Herr Paſtor Lange, der ſeinen Gegner für ſo unwiſſend hält, als er ſelbſt iſt, glauben können, als ob ich ſo viel fragen wolle, welcher von den Catonen, ehe er Cato geheiſſen, den Namen Priſcus geführt habe? Was würde dieſes zu der Stelle des Horaz helfen, wo nicht von einem Manne geredet wird, der zu verſchiednen Zeiten, erſt Priſcus und hernach Cato geheiſſen, ſondern von einem, welcher beyde Namen zugleich, wie Herr Lange will, geführet haben ſoll? Meine Frage ſcheinet durch die Auslaſſung eines einzigen Worts ein wenig unbeſtimmt geworden zu ſeyn. Ich hätte nehmlich, um auch den Verdrehungen keine Blöſſe zu geben, mich ſo ausdrücken ſollen: Welcher von den Catonen hat denn Priſcus Cato geheiſſen? Auf dieſe Frage nun iſt unmöglich anders zu antworten als: keiner. Mancinelli und Dacier ſelbſt unterſcheiden die Zeiten, und ſagen nicht, daß er Priſcus Cato zugleich geheiſſen habe. Sie begehen folglich einen Schnitzer, wann Sie nach ihrer Art recht witzig ſeyn wollen, und im Tone der alten Weiber ſagen: es war einmal ein Mann, der hieß Priſcus, und bekam den Zunamen Cato. Nein, mein altes Mütterchen, das iſt falſch; ſo muß es heiſſen: es war einmal ein Mann, deſſen Zuname Priſcus durch einen andern Zunamen, Cato, verdrungen ward. — — Doch laſſen Sie uns weiter gehen. — — Da es alſo hiſtoriſch unrichtig iſt, daß jemals ein Priſcus Cato in der Welt geweſen iſt, ſo könnte es, wird man mir einwenden, gleichwohl dem Dichter erlaubt ſeyn, dieſe zwey Namen zuſammen zu bringen. Gut! und das iſt der zweyte Punkt, auf den ich antworten muß; ich muß nehmlich zeigen, daß Horaz hier gar nicht Willens geweſen iſt, eine Probe ſeiner Kenntniß der Catoniſchen Familiengeſchichte zu geben, und daß ein Herr Lange, der dieſes glaubt, ihn gelehrter macht, als er ſeyn will. Dieſes zu thun will ich, um mir bey Ihnen ein Anſehen zu machen, alte und neue Ausleger

anführen, und zugleich die Gründe untersuchen, welche sie etwa mögen bewogen haben, so wie ich zu denken. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß ich unter mehr als dreyßig beträchtlichen Ausgaben keine einzige finde, die das priſcus mit einem großen P. schreibet, welches doch nothwendig seyn müßte, wenn ihre Besorger es für einen Zunahmen angesehen hätten. Nennen Sie mir doch, Wunders halber, diejenige die in diesem Punkte so etwas besonders hat. Ihr eigner Text, welchem es sonst an dem Besondern, wenigstens in Ansehung der Fehler, nicht mangelt, hat die gemeine Schreibart beybehalten; so daß ich schon entschuldiget genug wäre, wann ich sagte, ich habe Sie beurtheilt, so wie ich Sie gefunden. Denn weswegen läßt ein Uebersetzer sonst sein Original an die Seite drucken, wenn er es nicht deswegen thut, damit man sehen soll, was für einer Lesart, was für einer Interpunction er gefolgt sey? Geschieht es nur darum, damit das Buch einige Bogen stärker werde? Umsonst sagen Sie: es sey mit Fleis geschehen, und die Ursache gehöre nicht hieher. Sie gehört hierher, Herr Pastor, und nicht sie, sondern ihr unzeitiges Siegsgeschrey hätten Sie weglassen sollen — — Lassen Sie sich nun weiter lehren, daß alle Ausleger bey dieser Stelle sich in zwey Klassen abtheilen. Die einen verstehen den ältern Cato, den Sittenrichter, darunter; die andern den jüngern, welchen sein Tod berühmter als alles andre gemacht hat. Jene, worunter Acron, Badius, Glareanus, Lubinus und wie sie alle heissen, gehören, erklären das priſci durch antiquioris oder veteris, und lassen sich es nicht in den Sinn kommen, das Vorgeben des Plutarchs hierher zu ziehen, ob es ihnen gleich, ohne Zweifel, so wenig unbekannt gewesen ist, als mir. Diese, welche sich besonders darauf berufen, daß man den Sittenrichter wohl wegen der aller ausserordentlichsten Mäßigung gelobt, nirgends aber wegen des übermäßigen Trunks getadelt finde; da man hingegen von seinem Enkel an mehr als einem Orte lese, daß er ganze Nächte bey dem Weine gesessen und ganze Tage bey dem Bretspiele zugebracht habe: diese, sage ich, Lambinus, Chabotius ꝛc. verstehen unter *priſcus* einen solchen, welcher seinen Sitten nach aus der alten Welt ist, und nehmen es für severus an. Einer von ihnen, Lan-

Pinus, ſcheinet ſo gar eine andre Lesart gehabt und an ſtatt priſci priſca, welches alsdenn mit virtus zu verbinden wäre, gefunden zu haben. Er ſetzt hinzu: *priſca virtus*, quæ talis fuit qualis olim in priſcis hominibus eſſe conſuevit. Ich geſtehe, daß mir dieſe Abweichung ungemein gefallen würde, wann ſie nicht offenbar wider das Sylbenmaaß wäre. — — Doch was ſuche ich ihre Widerlegung ſo weit? Ihre zwey Wehrmänner, Mancinellus und Dacier ſind Ihnen ja ſelbſt zuwider; und wenn es nicht jedem Leſer in die Augen fällt, ſo kömmt es nur daher, weil Sie ihre Zeugniſſe minder vollſtändig angeführet haben. Ich will dieſen kleinen Betrug entdecken. Bey dem Dacier hätten Sie nicht bloß einen Theil der Anmerkung, ſondern auch die Ueberſetzung ſelbſt, beyfügen ſollen. Doch das war Ihnen ungelegen, weil dieſe ausdrücklich für mich iſt. Wann Dacier feſt geglaubt hat, daß priſcus den erſtern Zunamen des Cato bedeute, ſo ſagen Sie mir doch, warum giebt er es gleichwohl durch la vertu du *vieux* Caton? Scheint er dadurch nicht erkannt zu haben, daß ſeine Anmerkung, ſo gelehrt ſie auch ſey, dennoch nicht hierher gehöre? Was vollends den Mancinelli anbelangt, ſo hätten Sie nur noch einen Perioden mehr hinzuſetzen dürfen, um ſich lächerlich zu machen. Sagt er denn nicht ausdrücklich: poeta abuſus eſt nomine, man muß den jüngern Cato und nicht den Sittenrichter verſtehen? Oder meinen Sie etwa, daß der Widerpart des Cäſars auch Priſcus einmal geheiſſen habe. Wenn Sie dem Mancinelli ein Factum glauben, warum auch nicht das andere? — — Doch ich will mich nicht länger bey Zeugniſſen der Ausleger aufhalten, ſondern will nur noch durch den Parallelismum, die wahre Bedeutung des priſcus unwiderſprechlich beſtimmen. Ich finde zwey Stellen bey dem Horaz, von welchen ich mich wundre, daß ſie kein einziger von den Auslegern, die ich habe zu Rathe ziehen können, angeführet hat. Sie entſcheiden alles. Die erſte ſtehet in dem 19 Briefe des erſten Buchs. Horaz verſichert gleich Anfangs den Mäcenas, daß keine Gedichte lange leben könnten, welche von Waſſertrinkern geſchrieben würden; er macht dieſe Wahrheit zu einem Ausſpruche des Cratinus und ſagt:

Priſco ſi credis, Mæcenas docte, Cratino.

Priſco Cratino. Ey, Herr Paſtor; Sie ſehen, es iſt hier auch vom Weintrinken, wie in unſrer ſtreitigen Stelle die Rede; ſollte wohl Cratinus auch einmal mit dem Zunahmen Priſcus geheiſſen haben? Schlagen Sie doch geſchwind den Dacier oder Mancinelli nach! — — Die andre Stelle werden Sie in dem zweyten Briefe des zweyten Buchs finden, wo Horaz unter andern ſagt, daß ein Dichter, die alten nachdrücklichen Worte, um ſtark zu reden, wieder vorſuchen müſſe:

Obſcurata diu populo bonus eruet atque
Proferet in lucem ſpecioſa vocabula rerum
Quæ priscis memorata Catonibus atque Cethegis.

Hier haben Sie nun gar priscis Catonibus. Wenn in der Ode prisci der Zunahme geweſen iſt, warum ſoll er es auch nicht hier ſeyn? Ohne Zweifel haben alle Catone, nicht der Sittenrichter allein, Priſcus geheiſſen. Nicht Herr Paſtor? Den Dacier nachgeſehen! hurtig! — — Als den letzten Keil, will ich noch das Zeugniß eines noch lebenden Gelehrten anführen,

noſtrum melioris utroque.

Es iſt dieſes der Herr Prof. Geſner, welcher in der Vorrede zu ſeinen ſcriptoribus rei ruſticæ das *priſcus* ausdrücklich zu nichts als einem Horaziſchen Epitheto macht, ob ihm ſchon die Stelle des Plutarchs bekannt war, und ob er ſchon in andern alten Schriften gefunden hatte, daß man dieſes Priſcus mit unter die Namen des Cato ſeze. Er redet nehmlich von dem Buche dieſes alten Römers über den Ackerbau, und nennt es, ſo wie wir es jezt aufzuweiſen haben, congeriem parum digeſtam *oraculorum* quæ Plinius vocat veri et *Priſci* Catonis, und ſetzt hinzu: Horatianum illud epitheton tribuunt illi etiam inter nomina libri antiqui. Dieſes aber ohne Zweifel auf keine andre Art, als ihn dadurch von dem jüngern Cato, durch das Beywort des Aeltern, zu unterſcheiden. — — Was meinen Sie nun? Haben Sie noch richtig überſetzt? Müſſen Sie nun nicht geſtehen, daß ich mit Grund getadelt habe? Werden Sie noch glauben, daß ich von Ihnen etwas lernen kann? Wenn Sie der Mann wären, ſo würde ich weiter gehen; ich würde Ihnen über die Stelle des Plutarchs ſelbſt, ob ſie mir gleich,

wie Sie oben gesehen haben, nicht widerspricht, einige Zweifel machen; Zweifel, die mir nicht erst seit gestern und heute beygefallen sind. Doch, wahrhaftig ich will sie hersetzen. Wann ich schon von Ihnen keine Erleuterung zu erwarten habe; so sind doch die Leute eben so rar nicht, welche mehr als ich und Sie kennen. Vielleicht lieset uns einer von diesen, und nimmt des Geschichtschreibers Parthey gegen mich, welches mir sehr angenehm seyn wird. Sie aber, Herr Pastor, überhüpfen Sie nur Eine kleine Ausschweifung über obige Stelle des Plutarchs.

Der Griechische Schriftsteller meldet uns in dem angeführten Zeugnisse dreyerley. Erstlich daß Marcus Porcius der erste aus seiner Familie gewesen sey, welcher den Zunahmen Cato geführt; Zweytens, daß er diesen Zunahmen wegen seiner Klugheit bekommen; Drittens, daß er vorher den Zunamen Priscus geführet habe. — — Nun will ich meine Anmerkungen nach Punkten ordnen.

I. So viel ist gewiß, daß Plutarch der genaueste Geschichtschreiber nicht ist. Seine Fehler, zum Exempel, in der Zeitrechnung sind sehr häufig. Alsdann aber kan man ihm am allerwenigsten trauen, wenn er Umstände anführt, welche eine genauere Kenntniß der Lateinischen Sprache erfordern. Diese, wie bekannt ist, hat er nicht besessen. Er sagt in dem Leben des ältern Cato von sich selbst, daß er die Reden des Sittenrichters nicht beurtheilen könne, und die Art, wie er die lateinische Sprache erlernt zu haben vorgiebt, ist bekannt: aus griechischen Büchern nehmlich, welche von der römischen Historie geschrieben. Grundes also genug, ihn allezeit für verdächtig zu halten, so oft er sich in die römische Philologie wagt, die er wenigstens aus keinem griechischen Geschichtschreiber hat lernen können.

II. Daß unser Sittenrichter der erste aus der Porciusischen Familie gewesen sey, welcher Cato geheissen habe, muß ich dem Plutarch deswegen glauben, weil man auch andre Zeugnisse dafür hat. Eines zwar von den vornehmsten, wo nicht gar das einzige, ich meine das Zeugniß des Plinius, (B. 7. Kap. 27.) ist sehr zweydeutig. Er sagt Cato primus Porciæ gentis. Kann dieses nicht eben sowohl heissen, Cato welcher

ſetzen Sie, mein vielwiſſender Herr Lange, durch Delos die Geburtsſtadt des Apollo. Delos alſo iſt eine Stadt? Das iſt das erſte, was ich höre.

22. Ode.

Lupus heißt keine Wölfin, wie Sie wollen, ſondern ein Wolf. Lernen Sie es ein wenig beſſer, welche Worte επικοινα ſind. Eine Wölfin heißt lupa.

23. Ode.

Wann ich doch ihres ſeel. Herrn Vaters lateiniſche Grammatik bey der Hand hätte, ſo wollte ich Ihnen Seite und Zeile citiren wo Sie es finden könten, was ſequor für einen Caſum zu ſich nimmt. Ich habe Schulmeiſter gekannt, die ihren Knaben einen Eſelskopf an die Seite mahlten, wenn ſie ſequor mit dem Dativo conſtruirten. Laſſen Sie einmal ſehen, was Sie gemacht haben?

Tandem deſine matrem
Tempeſtiva ſequi viro.

Dieſes überſetzen Sie:

Laß die Mutter gehen
Nun reif genug dem Mann zu folgen.

Sie haben alſo wirklich geglaubt, daß man nicht ſequi matrem, ſondern ſequi viro zuſammen nehmen müſſe.

24. Ode.

In dieſer Ode iſt ein Schnitzer nach Art des Priſcus; und er kann kein Druckfehler ſeyn, weil er, ſowohl über dem Texte als über der Ueberſetzung ſtehet. An den Virgilius Varus. Was iſt das für ein Mann? Sie träumen, Herr Paſtor; ſie vermengen den, an welchen die Ode gerichtet iſt, mit dem, über welchen ſie verfertiget worden, und machen aus dieſer Vermengung ein abgeſchmaktes Ganze. Sie iſt an den Virgil gerichtet, über den Tod des Quintilius Varus.

25. Ode.

Angiportus durch Gang überſetzen, heißt geſtehen, daß man nicht wiſſe, was angiportus heißt.

26. Ode.

Fons integer heißt kein reiner Quell, ſondern ein Quell, woraus man noch nicht geſchöpft hat.

27. Ode.

Der schärfliche Falernus sagen Sie? Wieder etwas von Ihnen gelernet. Vinum ist also generis masculini, und es ist falsch wenn man sagt vinum Falernum. Sie werden sagen, es sey ein Druckfehler für Falerner. Aber warum erklären Sie nicht gleich ihr ganzes Buch für einen Druckfehler?

28. Ode.

In dieser Ode setzt es mehr wie einen Schnitzer. Erstlich lassen Sie sich wieder durch das Adjectivum Matinum verführen, ein Ding daraus zu machen welches Matinus heissen soll. Zweytens sagen Sie Panthus anstatt, daß Sie sagen sollten Panthous. Wollen Sie es zu einem Druckfehler machen, so wird Ihnen Ihr Syllbenmaaß widersprechen. Drittens heissen hier Fluctus Hesperii nicht das spanische Meer, wie Sie es übersetzt haben, sondern das italiänische. Behalten Sie doch lieber ein andermal das Hesperische, wenn Sie es nicht ganz gewiß wissen, ob Hesperia magna oder ein anderes zu verstehen sey.

29. Ode.

Puer ex aula heißt Ihnen ein Prinz. Mir und andern ehrlichen Leuten heißt es ein Page.

30. Ode.

Sperne in der zweyten Zeile durch Verachte geben, heißt die wörtliche Uebersetzung bis zu dem Abgeschmackten und Unsinnigen treiben.

31. Ode.

In der zweyten Zeile sagen Sie ein Dichter und es muß der Dichter heissen. Der Fehler ist größer, als man denken wird.

Novum liquorem geben Sie durch jungen Saft zum Beweise, daß Sie es nicht wissen, wem der junge Wein, oder die Erstlinge des Weins geopfert wurden. Merken Sie es, niemanden als dem Jupiter, und nicht dem Apollo. Sie hätten bey dem Worte bleiben sollen, welches Sie bey nahe nur immer da thun, wo es falsch ist. Novus liquor heißt hier Saft, der bey einer neuen Gelegenheit vergossen wird.

Sie sagen die Calensischen Hippe, und sollten die Calesische sagen; Ein Fehler den ich schon vorher angemerkt habe, und

den ich hier noch einmal anmerke, um zu zeigen, daß er aus keiner Uebereilung, sondern aus einer wahrhaften Unwissenheit herkommt.

32. Ode.

Sive jactatam religarat udo
Littore navim.

Das religarat übersetzen Sie hier durch befestigen und hätten es durch losbinden geben sollen. Sie sagen also hier gleich das Gegentheil von dem was Horaz sagen will. Religare ist hier nach Art des refigere der 28. Ode des ersten Buchs, und des recludere in der 24. Ode eben desselben Buchs, zu nehmen.

33. Ode.

Auch hier hätten Sie bey dem Worte bleiben und junior nicht durch ein neuer Buhler, sondern durch ein jüngrer Buhler geben sollen. Sie gehen eben so unglücklich davon ab, als unglücklich Sie dabey bleiben.

34. Ode.

Diese ganze Ode haben Sie verhunzt. Da Sie die Erklärung, welche Dacier davon gegeben hat, nicht annehmen, sondern die gemeine; so hätten Sie die zweyte Strophe ganz anders geben sollen. Ich will mich mit Fleiß näher nicht ausdrücken, sondern Sie ihrem Schulknaben, dem Nachdenken, überlassen.

35. Ode.

Clavos trabales übersetzen Sie durch Balken und Nägel. Sie wissen also die Stärke des Adjectivi trabalis, e, nicht, und können es jezt lernen. Wenn die Lateiner etwas recht großes beschreiben wollen, so sagen sie: so groß wie ein Balken. Bey dem Virgil werden Sie daher telum trabale finden, welches man, nach Ihrer Art zu übersetzen, durch Pfeil und Balken geben müßte.

36. Ode.

Breve lilium heißt nicht kleine Lilie. Horaz setzt das breve dem vivax entgegen, daher es denn nothwendig die kurze Dauer ihrer Bluth anzeigen muß. Auch das vivax haben Sie durch das bloße frisch sehr schlecht gegeben.

37. Ode.

Velut leporem citus venator in campis nivalis Aemoniæ. Dieſes überſetzen Sie: gleich dem ſchnellen Jäger, der Haſen jaget auf den Feldern des ſtets beſchneiten Hömus. Wer heißt Ihnen denn, aus der Landſchaft Aemonien, oder welches einerley iſt, Theſſalien, den Berg Hömus machen? Und wer heißt Ihnen denn, auf dem Berge Haſen hetzen zu laſſen? Der Jäger bricht den Hals; es iſt augenſcheinlich. Wollen Sie denn mit aller Gewalt lieber

equitem rumpere quam leporem?

38. Ode.

Ende gut alles gut! Ich weis wahrhaftig bey dieſer letzten Ode des erſten Buchs nichts zu erinnern. Sie iſt aber auch nur von acht Zeilen. Wann Sie, Herr Paſtor, alle ſo überſetzt hätten, wie dieſe, ſo würden Sie noch zur Noth ein Schriftſteller ſeyn, qui culpam vitavit, laudem non meruit.

Und ſo weit wären wir. — — Glauben Sie nun bald, daß es mir etwas ſehr leichtes ſeyn würde, zwey hundert Fehler in ihrer Ueberſetzung aufzubringen, ob ich gleich nirgends dieſe Zahl verſprochen habe? Wenn das erſte Buch deren an die funfzig hält, ſo werden ohne Zweifel die übrigen vier Bücher nicht unfruchtbarer ſeyn. Doch wahrhaftig, ich müßte meiner Zeit ſehr feind ſeyn, wenn ich mich weiter mit Ihnen abgeben wollte. Dieſesmal habe ich geantwortet, und nimmermehr wieder. Wann Sie ſich auch zehnmal aufs neue vertheidigen ſollten, ſo werde ich doch weiter nichts thun, als das Urtheil der Welt abwarten. Schon fängt es an, ſich für mich zu erklären, und ich hoffe die Zeit noch zu erleben, da man ſich kaum mehr erinnern wird, daß einmal ein Lange den Horaz überſetzt hat. Auch meine Critik wird alsdenn vergeſſen ſeyn, und eben dieſes wünſche ich. Ich ſehe ſie für nichts weniger, als für etwas an, welches mir Ehre machen könnte. Sie ſind der Gegner nicht, an welchem man Kräfte zu zeigen Gelegenheit hat. Ich hätte Sie von Anfange verachten ſollen, und es würde auch gewiß geſchehen ſeyn, wann mir nicht ihr Stolz und das Vorurtheil welches man für Sie hatte, die Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache, noch

Critik, weder Alterthümer, noch Geschichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels besitzen; kurz daß Sie keine einzige von den Eigenschaften haben, die zu einem Uebersetzer des Horaz nothwendig erfordert werden. Was kann ich noch mehr thun?

Ja, mein Herr, alles dieses würde eine sehr kleine Schande für Sie seyn, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte, daß Sie eine sehr niederträchtige Art zu denken haben, und daß Sie, mit einem Worte, ein Verläumder sind. Dieses ist der zweyte Theil meines Briefes, welcher der kürzeste aber auch der nachdrücklichste werden wird.

Unser Streit, mein Herr Pastor, war grammatikalisch, das ist, über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner seyn können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann eine vorgeworfene Unwissenheit in denselben für eine Beschimpfung halten könne; für eine Beschimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, sondern auch noch mit boßhaften Lügen rächen müsse. Am allerwenigsten hätte ich mir dieses von einem Prediger vermuthet, welcher beßre Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit bey allen Streitigkeiten den moralischen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu lassen, haben sollte. Ich hatte Ihnen Schulschnitzer vorgeworfen; Sie gaben mir diese Vorwürfe zurück, und damit, glaubte ich, würde es genug seyn. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen; Sie wollten mich verhaßt, und zu einem Abscheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beschuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweisen, sondern auch nicht einmal wahrscheinlich machen können!

Ich soll Ihnen zugemuthet haben, mir meine Critik mit Gelde abzukaufen. — — Ich? Ihnen? Mit Gelde? — — Doch es würde mein Unglücke seyn, und ich würde mich nicht beruhigen können, wenn ich Sie bloß in die Unmöglichkeit setzte, ihr Vorgeben zu erhärten; und wenn ich mich nicht durch ein gutes Schicksal in den Umständen befände, das Gegentheil unwiedersprechlich zu beweisen.

Der dritte, durch den ich das niederträchtige Anerbieten soll gethan haben, kann kein andrer seyn als eben der Hr. P. N.

dessen Sie auf der 21ten Seite gedenken; weil dieses der einzige lebendige Mensch ist, der Sie und mich zugleich von Person kennt, und der einzige, mit dem ich von meiner Critik über ihren Horaz, ehe sie gedruckt ward, gesprochen habe. Nun hören Sie.

Es war im Monat März des 1752 Jahrs als dieser Herr P. N. durch Wittenberg reisete, und mich daselbst der Ehre seines Besuchs würdigte. Ich hatte ihn nie gesehen, und ihn weiter nicht als aus seinen Schriften gekannt. In Ansehung Ihrer aber war es ein Mann, mit welchem Sie schon viele Jahre eine vertraute Freundschaft unterhalten hatten. Als er wieder in Halle war, fanden wir es für gut, unsre angefangne Freundschaft in Briefen fortzusetzen. Gleich in meinem ersten, wo ich nicht irre, schrieb ich ihm, daß ich ihren Horaz gelesen und sehr merkliche Fehler darinne gefunden hätte; ich sey nicht übel Willens die Welt auf einem fliegenden Bogen dafür zu warnen, vorher aber wünschte ich, sein Urtheil davon zu wissen. Sehen Sie nun, was er hierauf antwortete — — Es thut mir leid, daß ich freundschaftliche Briefe so mißbrauchen muß. — —

„Oeffentlich, sind seine Worte, wollte ich es niemanden „rathen, Herrn Langen anzugreiffen, der etwa noch — — — — „— — — — — —*) Indessen kenne ich ihn als einen Mann, der „folgt, wenn man ihm etwas sagt, das ihm begreiflich ist. Diese „Fehler, dächte ich, wären ihm begreiflich zu machen. Sollte „es also nicht angehen, daß man ihn selbst aufmunterte Verleger von den Bogen zu seyn, die Sie wider ihn geschrieben „haben. Nicht in der Absicht, daß er dieselben drucken läßt; „sondern daß es in seiner Gewalt stehet, die Verbesserungen „derselben bey einer neuen Auflage oder besonders drucken zu „lassen. Er muß sich aber auch alsdenn gegen den Hrn. Verfasser so bezeigen, als ein billiger Verleger gegen den Autor. „Sie müssen keinen Schaden haben, sondern ein Honorarium „für gütigen Unterricht — — — —"

*) „Hofnung haben könnte, im Preußischen sein Glück zu finden. Herr Lange kann viel bey Hofe durch gewiße Mittel ausrichten." So lautet das Fehlende nach dem Abdrucke des Briefes vom Professor Gottlob Samuel Nicolai in der Vorrede zum vierten Theil der vermischten Schriften S. 11.

Ich wiederhohle es noch einmal, dieſes ſchrieb ein Mann, den ich in meinem Leben ein einzigmal geſprochen hatte, und der ihr vertrauter Freund ſeit langer Zeit war. Ich habe nicht Luſt, mich durch niederträchtige Aufbürdungen Ihnen gleich zu ſtellen, ſonſt würde es mir etwas leichtes ſeyn, die Beſchuldigung umzukehren, und es wahrſcheinlich zu machen, daß Sie ſelbſt hinter dieſem guten Freunde geſteckt hätten. So wahrſcheinlich es aber iſt, ſo glaube ich es doch nicht, weil ich den friedfertigen Charakter dieſes ohne Zweifel freywilligen Vermittlers kenne. Ich will wünſchen, daß er meine Briefe mag aufgehoben haben; und ob ich mich ſchon nicht erinnere was ich ihm eigentlich auf ſeinen Vorſchlag geantwortet, ſo weis ich doch ſo viel gewiß, daß ich an kein Geld, an kein Honorarium gedacht habe.*) Ja, ich will es nur geſtehen; es verdroß mich ein wenig, daß mich der Hr. P. N. für eine ſo eigennützige Seele anſehen können. Geſetzt auch, daß er aus meinen Umſtänden geſchloſſen habe, daß das Geld bey mir nicht im Ueberfluſſe ſey, ſo weis ich doch wahrhaftig nicht, wie er vermuthen können, daß mir alle Arten Geld zu erlangen, gleichgültig ſeyn würden. Doch ſchon dieſen Umſtand, daß ich ihm meine Critik nicht geſchickt habe, hat er für eine ſtillſchweigende Mißbilligung ſeines Antrags annehmen müſſen, ob ich ihn ſchon ohne Verletzung meiner Denkungsart hätte ergreifen können, weil er ohne mein geringſtes Zuthun an mich geſchah.

Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden ſich ſchämen

*) „In dieſer Antwort ſchreibt Er, nachdem Er mir ſeine Gedanken über eine Anmerkung die ich Ihm bey einem Bogen ſeiner ſchon gedruckten Critik des Gelehrten Lexici vom Abbot, über Vorſchläge von ſeiner Ueberſetzung der ſpaniſchen Bücher des Aldrete und Suſa, und der lateiniſchen Ueberſetzung des Meßias die Er damals angefangen, freundſchaftlich eröfnet hatte: „Auch Ihren Vorſchlag wegen der Beurtheilung über des Herrn Lan„gens Ueberſetzung des Horaz laſſe ich mir gefallen. Ich will wann Sie „es meinen, eheſtens an Ihn ſchreiben, und ihm zum Andiſſe mit aller Höf„lichkeit nur hundert Donatſchnitzer zuſchicken. Ich werde ſehen wie Er es „aufnehmen wird, und darnach will ich mich richten.“ G. S. Nicolai in ſeinem Antwortsſchreiben an Herrn Paſtor Lange, Frankf. den 13. May 1754 (Leſſings ſämmtliche Schriften IV, S. 301).

ohne Zweiffel. Zwar nein; Verläumder sind über das schämen hinaus.

Sie sind übrigens zu ihrem eignen Unglücke so boßhaft gewesen, weil ich Ihnen heilig versichre, daß ich ohne die jezt berührte Lügen, Ihrer Antwort wegen gewiß keine Feder würde angesetzt haben. Ich würde es ganz wohl haben leiden können, daß Sie als ein senex ABCdarius, mich einen jungen frechen Kunstrichter, einen Scioppius, und ich weis nicht was nennen; daß Sie vorgeben, meine ganze Gelehrsamkeit sey aus dem Bayle; zu meiner Critik über das Jöchersche Gelehrten Lexicon hätte ich keinen Verleger finden können, (ob ich gleich einen so gar zu einer Critik über Sie gefunden habe) und was dergleichen Fratzen mehr sind, bey welchen ich mich unmöglich aufhalten kann. Mein Wissen und Nichtwissen kan ich ganz wohl auf das Spiel setzen lassen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen, und ich werde Ihren Namen in Zukunft allezeit nennen, so oft ich ein Beyspiel eines rachsüchtigen Lügners nöthig habe.

Mit dieser Versicherung habe ich die Ehre, meinen Brief zu schließen. Ich bin — — doch nein, ich bin nichts. Ich sehe, mein Brief ist zu einer Abhandlung geworden. Streichen Sie also das übergeschriebne Mein Herr aus, und nehmen ihn für das auf, was er ist. Ich habe weiter nichts zu thun als ihn in Duodez drucken zu lassen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie meine Schriften halten; zu einem Vade mecum, das ich Ihnen zu Besserung ihres Verstandes und Willens recht oft zu lesen rathe. Weil endlich ein Gelehrter, wie Sie sind, sich in das rohe Duodez Format nicht wohl finden kann, so soll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen eines nach der Art der ABCBücher binden zu lassen, und mit einer schriftlichen Empfehle zu zuschicken. Ich wünsche guten Gebrauch!

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

FORM 419